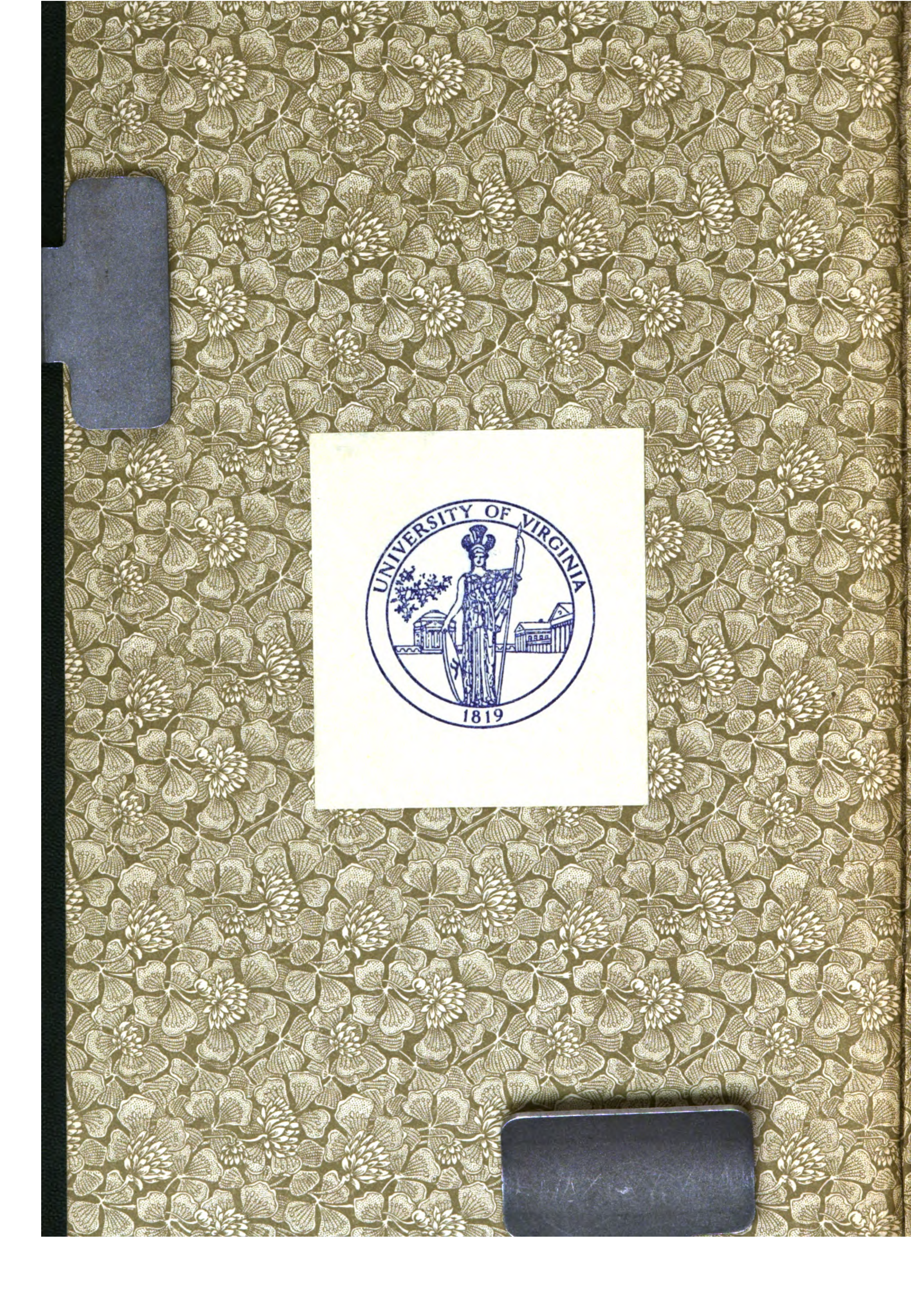

UNIVERSITY OF VIRGINIA LIBRARY
X030795976


UNIVERSITY OF VIRGINIA
1819



Hanns von Zobeltitz

Illustrierte Romane



Ihr laßt den Armen schuldig werden

Mit 36 Bildern.

❦

Prinzeßchens Glück

Mit 6 Bildern

❦

Das Röschen von Sternberg

Mit 2 Bildern

Jena
Hermann Costenoble

Ihr laßt den Armen schuldig werden

Roman

von

Hanns von Zobeltitz

Mit 36 Bildern von Prof. Hans W. Schmidt
und Richard Starcke



Jena
Hermann Costenoble

Druck von Ant. Kämpfe in Jena.

1. Kapitel.



Frau Herta Effenberg saß ihrem Besuch schräg gegenüber in dem hochlehnigen Ohrmuschelstuhl, der in der jungen Einrichtung wie eine Reliquie aus der Biedermeierzeit anmutete. Sie saß kerzengrad aufgerichtet; nur der blonde hübsche Kopf war nach Art kurzsichtiger Leute etwas

vorgeneigt. Als sie Frau von Siegern, die sich zuerst von dem kleinen rotbäckigen Jungen drüben am Fenster im umgitterten Kinderwagen gar nicht trennen wollte, endlich auf den Sofaplatz genötigt hatte, griff sie auch schon nach der Häkelei vor sich auf dem Tische. „Du erlaubst, Dita? Ich kann besser plaudern, weißt Du, wenn ich arbeite“, sagte sie mit ihrem hellen Stimmchen, dem noch ein eigen mädchenhafter Klang anhaftete.

„Immer die fleißige Herta!“ Edith Siegern lachte leise, gutmütig und doch ein wenig ironisch. „Laß Dich nicht stören. „Was arbeitest Du denn da? Ein Waschläppchen? Wahrhaftig — ein richtiges veritables Waschläppchen, wie wir es einst bei dem guten Fräulein Prixdorf in der Handarbeitsstunde gelernt haben. Aber Kind, so etwas kauft man heut doch fertig.“

Die kleine Hand umspannte die Arbeit auf einen Moment fast wie trotzig, ehe die Nadeln zu klappern anfingen. „Das mag sein, Dita. Mir macht es aber Freude, das Ding für Baby selber anzufertigen. Und ich hab so viel überflüssige Zeit.“

„Hast Du die?“ Frau Dita lehnte sich behaglich zurück. „Glückliche Herta! Ich habe nie Zeit. Niemals. Mir ist schon eine Wohltat, hier ein Viertelstündchen still bei Dir sitzen zu dürfen, nach all der Tageshatz. Eigentlich hättest Du mir diesen wunderbaren Sorgenstuhl einräumen müssen. Da muß man sich famos hineinhuscheln können und träumen. Ein Prachtstück ist's. Das Allermodernste heut wieder in seiner altmodischen Steifheit. Wo hast Du den herrlichen alten Herrn her? Weißt Du — ich hätte nicht übel Lust, Dir einen Kunstgewerbler auf den Hals zu schicken und mir das Ding kopieren zu lassen.“

Sie sprach lebhaft, ein wenig nervös. Herta neigte, ohne daß ihre Hände ruhten, den Kopf noch weiter vor, als wollte sie das Gesicht der Freundin besser erkennen. ‚Dita sieht wirklich etwas abgespannt aus‘, dachte sie. ‚Schade, so schön sie heut noch ist, sie wird schnell verblühen. Aber ein Wunder ist das nicht bei ihrem aufreibenden Leben.‘

„Den Stuhl habe ich von meinem Schwiegerpapa,“ sagte sie dann. „Ich wundre mich, daß Du ihn nicht wieder erkennst, er stammt noch von der Besitzung der Großeltern. Mir kam er eigentlich unpaß, aber ich konnte ihn nicht zurückweisen. Egon wäre außer sich gewesen, denn er hängt mit rührender Pietät an all solch altem Familienkram. Das weißt Du ja.“

Frau Dita nickte. „Ja — so war er immer. Immer von dieser rührenden Anhänglichkeit . . . na, das heißt, ich kann eigentlich von Eurer Anhänglichkeit kein besonderes Lied singen. Und deshalb . . . ich will nun nicht länger Versteck spielen — deshalb komme ich heut anmarschiert. Wenn der Berg nicht zum Propheten . . . Also, Du böser Berg, warum laßt Ihr Euch nicht bei uns sehen?“

Die Nadeln hörten einen Moment zu klappern auf, die stahlblauen Augen senkten sich. Herta zögerte mit der Antwort. Es gab hundert Ausreden, und Dita war gewiß an die schlimmsten gesellschaftlichen Lügen gewöhnt. An so etwas gewöhnt man sich ja schnell. Aber es widerstrebte Herta, zu lügen. Und Lüge blieb es doch.

So hob sie den Kopf wieder, sah der Freundin ins Gesicht und sagte: „Sei nicht böse, Dita, wenn ich ganz offen bin —“

„Also, Du alte Wahrheitsfanatikerin — ich bin sehr neugierig — schieß, nur los!“

„Sieh 'mal ... unsere Kreise sind so gänzlich verschieden. Ihr lebt auf sehr großem Fuße, Du machst eins der glänzendsten Häuser Berlins. Egon ist ein Bankbeamter in bescheidener Stellung, und wenn wir auch, solange ich gut haushalte, auskömmlich zu leben haben ... zu mehr langt es nicht. Das ist keine Klage — Du kennst mich! Im Gegenteil, ich fühle mich wohl in unsern beschränkten Verhältnissen, bin's ja von Hause aus nicht anders gewöhnt. Aber — ich sag's, damit Du siehst, daß ich ganz offen bin — es wäre für Egon nicht gut, wenn er Vergleiche zwischen Eurer Lebensführung und unserer zu ziehen begänne. Vielleicht auch für mich nicht. Schon weil ... nun ja, weil es meinem kleinen Stolz widerstreben würde, uns nicht revanchieren zu können.“

„Aber das ist wirklich Narretei —“

„Nenn's so ... ich muß das in den Kauf nehmen. Aber, bitte, sei mir nicht böse, Dita! An meiner herzlichen Zuneigung zu Dir ändert's ja nichts. Die bleibt sich immer gleich.“

„Und es ist doch eine Art von Kriegserklärung, ein absichtliches, häßliches Fernerrücken. Du darfst Dich nicht wundern, daß mir das weh tut.“ Frau von Siegern richtete sich aus ihrer bequemen Stellung auf. „Grad herausgesagt, Herta: es spricht etwas wie Minderschätzung aus Deinen Worten, für mich und für meinen Mann. Als ob wir fähig wären, irgendeinen Abstand auf der Grundlage eines mehr oder weniger großen Portemonnaies zu konstruieren! Grade für Günther ist das verletzend, denn er mißt wahrhaftig die Menschen nur nach dem eigenen Wert.“

„Du hast mich mißverstanden, Dita. Was ich sagte, bezog sich doch nur auf uns — nicht auf Euch.“

Sie waren wohl ein wenig laut geworden. Aus dem Kinderwagen kam ein leises, halbwaches Krähen. Beide sprangen auf. Auf einen Moment standen sie dicht beieinander neben dem Kleinen. Fast um Kopfeslänge überragte die Freundin die junge zierliche Mutter. Dann beugten sie sich gleichzeitig über die weißen Kissen. „Ein Prachtbub!“ sagte Dita. „Du Glückliche —“ fügte sie impulsiv hinzu und legte die Hand um Hertas Schulter.

Der kleine Mißton zwischen ihnen war verklungen.

„Das bin ich auch —“ gab Herta froh zurück. „Aber nun warte . . . ich schieb' den Jungen ins Nebenzimmer. Er muß noch ein halbes Stündchen schlafen. Solch Wurm will seine Ordnung haben, sonst bringt er uns um die ganze Nachtruhe. Im Augenblick bin ich wieder hier.“

Es währte doch etwas länger. Durch die angelehnte Tür hörte Edith die Freundin leise hantieren.

Sie stand nachdenklich. Über ihr sonniges Gesicht huschte ein Schatten . . . ihr war das Mutterglück versagt. ‚Glückliche Herta‘ — dachte sie noch einmal. Ohne Bitterkeit, ohne Neid, aber mit einem wehen Empfinden. ‚Du hast Dir immer Dein Los zu zimmern verstanden —‘ Dabei wanderten ihre Blicke im Zimmer umher, und allmählich trat wieder ein Lächeln auf ihre Lippen. ‚Hertas Mädchenzimmer ins Hausfrauliche übertragen‘ . . . sann sie . . . ‚in all und jedem. Peinlichste Ordnung und dennoch Behagen. Nach meinem Geschmack alles gar zu einseitig aufs Praktische gestellt und doch hübsch und nett.‘


H.W.S.
R.ST.

Es dämmerte schon leicht; das frühe Dämmern des Oktobertages. Unwillkürlich trat Edith ein paar Schritte näher an das Fenster, bis an den kleinen Schreibtisch. Hertas Schreibtisch natürlich — ihr Mann saß ja doch während des ganzen Tages im Bureau —, aber ein Schreibtisch in Herrenform. Auf der grün bespannten Fläche lag das Wirtschaftsbuch aufgeschlagen, und Edith mußte wieder lächeln: auch durch all die gemeinsam verlebten Kinderjahre hindurch hatte Herta musterhaft jeden Pfennig für ein Stückchen Band, ein Schulheft, eine Tüte Bonbons aufgezeichnet. Rechts von dem säuberlich geschlossenen Bronzeschreibzeug standen einige Photographien. Lore ... Egons Schwester ... der hagere Backfisch schien doch noch hübsch zu werden. Und dann eine neue Aufnahme von Egon —

Ihr fiel plötzlich ein: ‚Fast ein Jahr hast Du ihn nicht gesehen. Zu uns kommen sie ja nicht. Freilich ... und dann war ich in St. Moritz und dann auf dem Gut. Die Zeit vergeht rasend schnell.‘ Sie beugte sich ein wenig vor: ‚Gut sieht er aus! Hertas Pflege schlägt an, ordentlich rundliche Backen hat er bekommen. Bei mir hätte er's jedenfalls nicht so gut gehabt. Er hat den besseren Teil erwählt.‘ Sie spöttelte über sich selber. Es war ja nichts als eine kleine Jugendeselei gewesen, ein harmloser Flirt und immer mehr von ihrer als von seiner Seite. Eigentlich hatte der gute Egon wohl stets zu Herta geneigt, wenn auch das Zünglein über seinen beiden Herzenskammern ein bissel schwankte. Und tragisch nahm er's jedenfalls nicht, als Siegern in die Erscheinung trat. Im Gegenteil, er schien ganz froh, nicht mehr das unglückliche Zundhölzchen zwischen den beiden Feuern zu sein. Auf alle Fälle war's besser so — und abgetan. Aber

eine warme Empfindung blieb doch, ein herzliches Freundschaftsgefühl. Und darum war's schade, daß Herta so eigensinnig war . . . im Grunde guckte ein recht törichter Stolz aus ihr . . .

Die Tür ging, von rückwärts fiel ein scharfer gelber Lichtstrahl in den breiten Dämmerungsschatten und grad über das Bild des Hausherrn.

„Ich bring' uns die Lampe", sagte Frau Herta. „Unglaublich früh dunkelt es schon."

Edith wandte sich um. Aber das plötzliche helle Licht tat ihren Augen weh. Sie hob schützend die Hand. „Schade —" meinte sie unwillkürlich. „Ich liebe das Zwielicht."

„Wie ehedem, als Du in der Dämmerstunde so gern auf Vaters Kornboden hocktest und phantastische Märchen aussannst. Ich war immer fürs Helle. Mit Licht — es wär' so ziemlich das einzige — könnte ich Verschwendung treiben. Dir zuliebe will ich's ändern —" sie legte einen Lampenschirm über die Glocke — „und nun setz Dich, liebe Dita."

Aber Frau von Siegern blieb noch am Schreibtisch stehen. Da eilte Herta zu ihr, umfaßte sie, schmiegte sich an sie und bat: „Du bist mir ja doch böse. Das sollst Du nicht, Dita! Das darfst Du nicht! Denn Du weißt doch, wie lieb ich Dich habe. Und daß . . . ja, ich muß doch eben den Verstand sprechen lassen."

Nein, man konnte ihr nicht böse sein. Es war ja schon in den Kinderjahren so gewesen: wenn sie ihren „Vernunftsbuschel" aufsetzte, wie sie's damals nannten, war nicht gegen sie aufzukommen; aber dann kam immer wieder die Herzlichkeit, die in ihr war, zum Durchbruch und versöhnte. Von dem

Wege und dem Ziele, die sie sich vorgezeichnet hatte, war sie nie abzubringen gewesen, und wenn ihr die schärfsten Dornen draus erwuchsen. Aber sie hatte, wo sie wehtat, immer wieder gut machen wollen.

„Ich bin nicht böse!“ sagte Edith. „Mit Dir rechten zu wollen, wäre auch nutzlos. Einen Kompromiß könnten wir aber schließen, Kompromisse sind ja Mode. Wenn Du durchaus der Geselligkeit bei uns aus dem Wege gehen willst, so werd' ich Günther und mich mal bei Euch zum Butterbrot ansagen, und dafür nehmt Ihr gelegentlich eine Tasse Tee bei uns, wenn wir ganz allein sind.“

„Akzeptiert! Aber Ihr allein . . . das gibt's ja gar nicht.“

„Wir werden schon sehen. Glaub nur, ich habe auch meine Stunden, in denen ich mich aus dem Trubel heraussehne, und mein Mann — nun, der ist auf dem besten Wege, ein Gesellschaftshasser zu werden.“ Sie wandte sich um und deutete auf das Backfischbild, das neben dem Egons stand. „Wenn Ihr zu uns kommt, bringt Ihr Lore selbstverständlich mit. Sie lebt doch noch bei Euch?“

„Gewiß. Es ging einfach nicht anders — und sie ist auch ein liebes, bescheidenes Mädchen. Bei meinem Schwiegervater könnte sie nicht sein —“

„Papa Effenberg . . .! Siehst Du, kaum klingt sein Name auf, so empfinde ich wieder schmerzlich, wie wenig wir zusammenkommen. Unser lustiger Papa Effenberg mit seinen tausend Schnurren — lang, lang hab' ich nichts von ihm gehört. Die ganze liebe trauliche Heimat taucht mit seiner Gestalt wieder vor mir auf: Die beiden Nachbargärtchen und Euer Pastorat und der Wiesenstreif dazwischen und die lange

schmale Schonung mit dem Dohnenstrich, dem der dümmste Krammetsvogel aus dem Wege ging und den Papa Effenberg doch alljährlich wieder in Stand setzen ließ. Papa Effenberg, der in jeder Rocktasche Bonbons für uns hatte! Aber wir mußten immer die Augen zumachen, und dann steckte er uns mit Vorliebe anstatt der Süßigkeiten eine lebendige Fliege in das aufgesperrte Mäulchen und wollte sich totlachen."

Sie hatte sehr lebhaft gesprochen, ganz hingerissen von den Kindheitserinnerungen. Dabei waren sie wieder zum Mitteltisch zurückgegangen und hatten sich gesetzt.

„Papa Effenberg ... nein, daß ich noch nicht nach ihm gefragt habe! Als er damals Wernhagen verkaufte, war ich gerade auf der Hochzeitsreise, und bei Eurer Hochzeit lag ich krank. So kam's — leider. Wie geht's dem alten Herrn? Wart einmal ... hört' ich nicht, daß er im Auslande lebt? Eine unruhige Natur war er ja immer, und immer hatte er neue Pläne und Projekte. Bald war's die Mergelgrube, wo er einen unübertrefflichen Ton entdeckt haben wollte, bald war's eine Schweinemastanstalt größten Maßstabs, die ihm goldene Berge versprach. Ach Du lieber Himmel, was hat mein guter Vater oft den Kopf über ihn geschüttelt. Aber so sag' doch: Wie geht's ihm?"

Ganz ruhig saß Herta und beugte sich über ihre Häkelarbeit; aber auf einen Augenblick hatte sie die Unterlippe zwischen die Zähne gezogen, und auch jetzt kam die Antwort nur zögernd: „Ich erwarte ihn eigentlich in jeder Minute. Er ist mit Lore in die Stadt gegangen, um Egon im Bureau abzuholen. Seit heut früh ist er nämlich hier. Sonst lebt er in London."

„Und es geht ihm gut? Bei dem Verkauf von Wernhagen hatte er wohl nur wenig gerettet?“

„Ich weiß das wirklich nicht, Dita . . . Reichtümer hat er gewiß nicht gesammelt. Aber ich glaube, da sind sie.“

Frau von Siegern überfiel eine leichte Verlegenheit. Sie fürchtete zu stören. Und dann war sie auch nur auf ein kurzes Plauderstündchen gekommen, der Wagen hielt vor der Tür. Aber es regte sich doch ein wenig Erwartung in ihr, etwas Neugier, etwas Anteilnahme. Egons halber . . . nun ja . . . und wegen des alten Herrn . . .

„Ich bleib' noch einen Moment . . . aber nur wenn Du jetzt hinausgehst, um Egon und Deinen Schwiegerpapa zu begrüßen —“ hatte sie hastig gesagt.

Dann hörte sie draußen lebhaftes Gewirr: Egons fröhliche Stimme und die etwas knarrige des Alten; dazwischen ein paar orientierende Worte Hertas, das Klappern an dem Garderobenständer, ein leises Lachen des jungen Mädchens. Wahrscheinlich hatte Papa Effenberg wieder einen seiner schlechten Scherze gemacht — von der Sorte, die ihr einst oft das Blut in die Wangen getrieben hatten.

Da war er schon selber. Unverändert eigentlich, so fand sie. Älter geworden natürlich, aber doch nicht auffallend. Immer noch das gleiche gesunde, schöngeschnittene Alteherrengesicht mit dem langwehenden, schlohweißen Schnurrbart, der kühn geschwungenen Nase, die ihm im Nachbarstädtchen den Spitznamen „Hidalgo“ eingebracht hatte, und den großen Augen, deren leuchtendes Blau so seltsam mit ihrem etwas spöttischen Ausdruck kontrastierte.

Und immer noch ganz Kavalier alter Schule.

Er überraschte sie geradezu. In den letzten Minuten des Wartens hatte sie sich das Bild eines ein wenig heruntergekommenen Greises konstruiert, mit Sorgenfalten auf der Stirn und einer mühsamen Eleganz im Anzuge. Nun bat sie im stillen ab. Papa Effenberg sah gar nicht nach Sorgen



aus, und sein braunes Reisejackett stammte sicherlich aus einem sehr renommierten Schneideratelier.

„Das nenne ich eine gute Vorbedeutung für meine Heimkehr!“ Er küßte ihr die Hand und behielt sie, wie mit dem guten Recht eines alten Onkels, in den seinen. „In meinen kühnsten Träumen hätte ich das für heut nicht zu hoffen gewagt! Wie ich mich freue, gnädigste Frau ... nein ... liebe Frau Edith ... wie ich mich freue! Nun lassen Sie mich aber betrachten, bewundern. Mehr Licht, möchte ich mit dem seligen Goethe rufen, das heißt, ich noch bei Lebzeiten. Famos! Frau Edith hat gehalten, was die kleine Arnshagener Dita versprach. Ich alter Mummelgreis darf das doch sagen, ohne in den Verdacht plumper Schmeichelei zu fallen. Und ein wenig versteh' ich mich darauf ... Wetterchen ja!“

Edith mußte lächeln. Wirklich ganz der Alte. Grad' so hatte sie ihn im Bilde von jener Zeit her, da sie ihn als Kind ihrer Mutter den Hof machen sah. Die war dann freilich errötet, während sie ihn mit einem leichten Scherzwort abfertigte.

Und auch darin war er ganz der Alte; es kam in seiner Gegenwart so leicht kein anderer auf. Er beherrschte die Situation. Völlig wie Nebenpersonen standen Hertha und ihr Mann im Hintergrunde, und sie selber mußte die Initiative ergreifen und Egon begrüßen.

Er war ein wenig befangen. Aber es freute sie, daß sie auf dem Hintergrunde dieser Befangenheit seine Freude über ihren Besuch herausempfand. Etwas Schwerflüssiges hatte er ja immer an sich gehabt, Gesellschaftsmensch war er nie gewesen. Äußerlich, bis auf Kleinigkeiten, das Ebenbild

des Vaters ins Jugendliche übersetzt, und innerlich ein völlig anderer. Schon der Ausdruck des Auges verriet das. Auch bei ihm standen die Pupillen leuchtend blau in der Iris, aber das flackernde Feuer im Blick fehlte gänzlich.

Etwas förmlich war er. Papa Effenberg war sofort von der gnädigsten Frau zur Frau Edith übergesprungen; Egon blieb immer bei der gemessenen Höflichkeit. Aber aus seiner schlichten Art sprach so warme Herzlichkeit. Viel Worte machte er nicht. Er sagte nur: „Wie wird meine Herta sich über Ihren lieben Besuch gefreut haben!“ Und dann: „Haben Sie unseren Bubi gesehen? Ist der Franz nicht ein Prachtbursche!“ Dabei faßte er wieder nach der Hand seiner Frau.

Edith hatte sofort aufbrechen wollen. Nun blieb sie doch eine Viertelstunde. Sie scherzte noch ein wenig mit dem alten Herrn, forderte ihn auf, sie zu besuchen. Papa Effenberg machte ein beseligtes Gesicht; er müsse zwar morgen oder übermorgen wieder nach London, aber in 8 Tagen käme er zurück, hoffe dann längere Zeit hier zu bleiben, vielleicht sogar ganz nach Berlin überzusiedeln, und er werde nicht verfehlen ... es würde ihn ganz besonders freuen, Herrn von Siegern persönlich kennen zu lernen; übrigens käme er in London mit dem dortigen Vertreter der Firma Siegern & Co. nicht selten im Klub zusammen ... ein tüchtiger Mann, dieser Herr Hollstein ...

Dann erhob sich Edith endlich, fast erschrocken, als die Uhr im Nebenzimmer die achte Stunde schlug. Aber da fiel ihr ein, daß sie Lore noch nicht gesehen hatte.

„Das Lorekind hockt natürlich bei meinem Enkelchen ...“ lachte der alte Herr. „Während des ganzen Tages — ich bin erst heute früh gekommen, Frau Edith — hat sie noch

nichts getan, als mir von dem Baby vorerzählt. Ich selber ... ich bin ganz Nebenperson für sie. Totlachen hätt' ich mich können, welche Wunder sie diesem Muster eines jungen deutschen Reichsbürgers andichtet ..."

Dann kam das junge Mädchen und knickste etwas schüchtern vor der eleganten Frau.

Der Eindruck hielt nicht ganz, was die Photographie versprochen hatte, fand Edith. Ein liebes Ding ... nicht mehr. Noch recht unreif und unflügge. Sie sprach einige freundliche Worte mit ihr, aber zu einer Entgegnung schien Eleonore den Mut nicht zu finden. Gleich huschte sie wieder ins Nebenzimmer.

* * *

Nun war Frau von Siegern gegangen.

Papa Effenberg sprach entzückt von ihr. „Eine Erscheinung, die selbst in London Aufsehen machen würde! Hübsch war die Dita ja immer. Aber daß sie schön werden würde, hätt' ich doch nicht erwartet. Etwas fatiguiert, finde ich, aber ein Bild! Ein Bild! Reynolds-Gainsborough! Und ganz große Dame! Was aus dem Menschen nicht alles werden kann." Er ging, mit den Händen auf dem Rücken, im Zimmer auf und ab. „Solch Landpomeränzchen ... Arnshagener ... Neumärkisches Gewächs ... arm, wie die Kartoffelheide vom guten Pastor Brunn. Und nun Frau von Siegern. Wie hoch schätzt Du Siegern, lieber Egon? Ich sage Dir, seine zehn Millionen hat er gewiß, und sie bringen ihm mindestens neun Prozent im Jahr. Ein Riesen-einkommen. Ja ... nun, nun, es ist noch nicht aller Tage Abend ... andere Leute haben auch noch ihre Chancen ..."

„Willst Du nicht eine Tasse Tee nehmen, Papa?“ fragte Herta dazwischen.

„Danke . . . nein, liebes Kind. Vielen Dank! Ich denke, Ihr kommt alle nachher mit mir ins Hotel und eßt bei mir zu Abend . . . Nein, diese Dita! Hat aber keine Kinder — nicht wahr? Ja . . . alles kann der Mensch nicht haben.“

Während er sprach, blieb er bald hier, bald dort stehen, nahm irgendeine Kleinigkeit vom Tisch, vom Schrank, besah sie, nickte oder schüttelte kritisierend den Kopf, schlug Egon leicht auf die Schulter, pfiff ein paar Takte eines neuen Walzers.

„Ja . . . und nun, mein alter Junge, nun müssen wir ein paar Männerworte miteinander reden. Augen sollst Du machen, Egon . . . ja! Mein Weizen blüht — auf der elenden Klitsche war die Ernte immer schlecht, aber jetzt wollen wir 'mal mächtig einheimsen. Zeit war's!“ Er lachte: „Aber Kind, Herta, was machst Du denn für ein Gesicht? Bin ich der Werwolf aus der Fabel? Seh' ich aus, als ob ich beißen wollte?“

Er hatte ganz recht gesehen: Hertas hübsches Gesicht war plötzlich starr geworden, und die Farbe wich aus den rosigen Wangen.

Da war sie wieder, diese unbestimmte Angst vor dem Schwiegervater, die ihr jede Begegnung mit dem jovialen alten Herrn, der ihr nur Liebes und Gutes erwiesen hatte, vergällte. Diese Angst, die sie jedesmal packte, wenn ein Brief von ihm an Egon einlief. Sie schämte sich der törichten, unkindlichen Empfindung, aber sie konnte nicht Herr darüber

werden. Und sie schämte sich auch, daß sie sich so leicht verriet.

Zum Glück löschte Papa Effenberg schnell den peinlichen Eindruck aus. Seine Gedanken glitten schon weiter. Er



hatte die Brieftasche herausgeholt, setzte sich in den Großvaterstuhl, rückte die Lampe näher und schob den Kneifer auf den Nasenrücken: „So, mein alter Egon, nun komm her . . . ja, bissel weitsichtig wird man doch mit den Jahren, Gottlob aber bei mir auch das einzige, was ich bisher von Alters=

beschwerden spüre . . . da, setz Dich hin und lies 'mal zunächst den Brief hier . . . von Mr. Forster, unserm Londoner Anwalt. Gestern in Köln erhielt ich ihn . . . ja . . . na, ich hab' unendliche Mühe mit der Geschichte gehabt, aber nun ist sie all right . . . fix und fertig ist die Laube . . ." Er rieb sich behaglich die Hände. „Liebe Herta, tu mir die Liebe und mach Dich ein bissel niedlich. Das heißt, niedlich bist ja immer, aber ich meine . . . Du verstehst schon . . . wirf Dich ein bissel in Staat. Und guck Dir das kleine Elefantenküken auch mal drauf an. Ich will doch im Hotelrestaurant mit meinen beiden hübschen Töchtern paradieren . . ."

‚Das heißt also — ich soll gehen . . .' dachte Herta, und das dumme Herz fing schon wieder an, schneller zu schlagen.

Sie stand hinter ihrem Manne. Der hatte das Schreiben entfaltet und las es aufmerksam durch. Es umfaßte zwei und eine halbe Seite in Schreibmaschinenschrift. Sie erkannte deutlich den Charakter der Typen, aber sie konnte die Buchstaben nicht unterscheiden, auch wenn sie sich über Egons Schulter beugte.

Atemlos stand sie und wartete, trotz der Aufforderung des Schwiegervaters.

Es währte ziemlich lange, denn Egon las einige Stellen zwei-, dreimal.

Dann faltete er in seiner bedächtigen Art den Brief sorgsam zusammen und reichte ihn dem alten Herrn zurück: „Gratuliere, Papa. Von ganzem Herzen!" sagte er innig. „Damit ist der Verkauf der Zeche Jakobsglück allerdings perfekt, und Du kannst Dich Deiner wohlverdienten Provision freuen. Einmalhundertfünfzigtausend Mark — es lohnt, Papa!"

„Ob es lohnt! Donnerwetterchen . . . ja! . . . Aber nun, liebste Herta, nun spute Dich ein wenig!“

Sie stand noch immer hinter Egon, aber sie hatte jetzt ihre Hand zärtlich auf seine Schulter gelegt —

Ihr war's, als müsse sie Abbitte tun.

Da war sie wieder einmal trotzig und verstockt gewesen in ihren Vorurteilen, hatte sich geängstigt und gefürchtet . . . ja, was denn eigentlich gefürchtet? Eigentlich doch nichts, als daß wieder eins von Papas ewigen Projekten sich als eitler Dunst erweisen würde und daß ihnen, Egon vor allem, irgendwelche Unannehmlichkeiten daraus erwachsen könnten. Es war ja schon einigemal so gewesen; auch die hohe Pension, die Papa für Lore sich zu zahlen erboten, die er ihnen geradezu aufgedrängt hatte, war eigentlich nie pünktlich eingetroffen. Und wenn der alte Mann das eine Mal irgendein unnötig kostbares Geschenk sandte, so schickte er dafür oft nicht das Nötigste für den Anzug der Kleinen.

Aber diesmal hatte sie sich doch getäuscht. Wenn Egon, der alles und jedes so gewissenhaft anfaßte und abwog, dem Papa gratulierte — so, wie er es getan, dann hatte die Sache ihre Ordnung. Einmalhundertfünfzigtausend Mark! Eine schwindelnde Summe. Für ihre Begriffe so hoch, daß die Angst sie schon wieder überkommen wollte —

Der alte Herr hatte den Kneifer abgesetzt und rieb an den Gläsern herum. „Das . . . mit der Höhe der Provision hat uns schließlich die meiste Mühe gemacht. Diese John Bulls sind smarte Rechner. Aber ich blieb wie ein Fels auf meinem einen Prozent der Kaufsumme. Und . . . ja . . . da kam zum Glück das rapide Steigen der Kupferpreise. In der vorigen Woche kletterten sie allein um drei Schilling,

und am Montag hatten sie wieder einen halben Schilling Avance — das gab den Ausschlag . . ."

Herta war beschämt.

Und plötzlich ließ sie ihren Mann frei, ging schnell um den Tisch und faßte Vaters Hand: „Ich will Dir doch auch Glück wünschen, Papa", sagte sie heiß und eilend, als habe sie viel wieder gut zu machen. „Herzlich und innig, Papa, daß Du endlich den Lohn für all Deine Mühe gefunden hast."

Der alte Herr schmunzelte. „Danke, liebes Kind! Na, wenn's mich freut, freut's mich vor allem Eurer und Lores wegen. Aber nun mach' ein bissel dalli, Herta. Ehrlich gestanden, ich hab' Hunger und einen Mordsdurst. Und ein wenig begießen dürfen wir heut' Jakobsglück schon!"

---

2. Kapitel.

Papa Effenberg war am Nachmittag des nächsten Tages nach London zurückgereist, in der gleichen rosigen Laune, die er am Abend im Hotel Bellevue bewiesen hatte. Er schien den gänzlichen Umschlag der Stimmung bei seinen Kindern gar nicht zu bemerken.

Bei Herta hatte der Stimmungswechsel schon eingesetzt, als sie während der Fahrt nach dem Hotel ihrem Manne gegenübersaß. Sie fand ihn verändert. Zuerst saß er schweigend in seiner Ecke, in tiefem Sinnen, dann beteiligte er sich plötzlich mit einer ihm fremden Lebhaftigkeit am Gespräch. Bei dem kleinen Souper trank er, der immer Mäßige, ziemlich stark und sehr hastig. Als der alte Herr sein Glas erhob: „Jakobsglück — unser aller Glück!“ zitterte beim Anstoßen Egons Hand. Ganz deutlich meinte sie es, trotz ihrer Kurzsichtigkeit, gesehen zu haben.

Aus einem ungewissen, aber starken Angstgefühl heraus hatte Herta sich während der ersten Eröffnungen des Schwiegervaters etwas gewaltsam zu dem Glückwunsch an ihn, zu einer Art von Anerkennung gesteigert. Nun kam der Rückschlag. Sie empfand: es mußte mit dem Geschäft doch irgend etwas noch nicht in Ordnung sein; die Sache hatte noch einen Haken, um den Egon wußte, der ihn beunruhigte. Die Ungeduld überkam sie, mit ihm darüber zu sprechen. Daß Papa Effenberg sie nicht Anteil nehmen ließ, verwunderte

sie nicht. Es stand ja noch deutlich in ihrer Erinnerung, daß der auch seine Frau nie in Geschäftsangelegenheiten eingeweiht hatte. Er hatte dafür die schöne Phrase gehabt: „Anneliese soll sich nicht unnötige Sorgen machen“; in Wirklichkeit war ihm eine Aussprache mit ihr unbequem gewesen. Die gute Frau Anneliese war denn auch dahingeschieden in dem festen Glauben, daß auf Wernhagen alles in schönster Ordnung und die Zukunft ihrer beiden Kinder nach menschlichem Ermessen aufs beste gesichert sei.

Aber sie war keine Natur wie die sanfte, gutgläubige alte Dame! Und, Gottlob, Egon hatte keinerlei Geheimnisse vor ihr. Während des langen Brautstandes, während der beiden glücklichen Ehejahre hatten sie jedes Leid und jedes Glück gemeinsam getragen und genossen, jede Sorge geteilt, über jeden Schritt vorwärts sich zusammen gefreut. Auch bei ihnen waren Meinungsverschiedenheiten, waren kleine Kämpfe nicht ausgeblieben. Aber der beiderseitige gute Wille hatte immer schnell zum Ausgleich geführt. Wenn Herta daran dachte, stieg ein warmes Empfinden in ihr auf; sie war ehrlich genug sich zu sagen: Dank Egons sich immer gleichbleibender, ruhiger Güte!

Das wußte sie jedenfalls ganz bestimmt: Egon würde noch heut mit ihr sprechen. Dafür kannte sie ihn. Er war sonst keine mitteilsame Natur, aber ihr gegenüber hatte er stets das starke Bedürfnis nach Aussprache.

Diese Gewißheit half ihr schließlich über den Abend hinweg, ja stimmte sie freundlicher gegen den alten Herrn. Im Grunde, sagte sie sich, was geht es uns an, wenn er sich doch wieder in Illusionen wiegt! Schlimm für ihn vielleicht, uns aber berührt es nicht, solange wir uns von seinen

Phantasien keinen greifbaren Erfolg versprechen. Nun — ich habe nie ernstlich auf den gerechnet, mir kann also auch keine Enttäuschung widerfahren. Bei Egon ist's freilich etwas andres, weil der nun einmal den Papa über alle Maßen lieb hat. Über alle Maßen — davon kann ich nichts ablassen. So wird's sein: Egon sieht mit seiner soliden Geschäftskenntnis noch irgendeine große Schwierigkeit, über die der Vater sich schon hinwegträumt. Das tut Egon so weh ... und ich muß mein Augenmerk und Bemühen darauf richten, daß er sich nicht gar zu tief in den Gedankenkreis hineingräbt.

Erst zu ungewohnt später Stunde kamen sie heim. Unterwegs verbot sich Lores wegen jede Aussprache. Der Kleinen hatte der Vater völlig den Kopf verdreht. Sie schwatzte das dümmste Zeug von dem Leben, das sie führen wollte, wenn Papa ganz nach Berlin übergesiedelt wäre. Von einer Equipage hatte er ihr gesprochen und von einer Reise nach Paris — und das erste sollte sein, sagte sie, daß Bubi einen neuen Wagen mit Gummirädern bekäme. Solcher Unsinn! Da gab es in den nächsten Tagen auch abzuschaufeln und zu dämpfen ...

Dann waren sie endlich daheim und allein — und Herta wartete.

Aber Egon sprach nicht.

Zuerst machte er sich im Wohnzimmer zu tun. Sie hörte seine Schritte durch die dünne Wand. Unruhig ging er auf und ab. Dann kam er endlich herüber. Herta hatte schon für die Ordnung des Kleinen gesorgt und war beim Entkleiden. Sie dachte: ‚Jetzt spricht er sich bestimmt aus', warf noch einmal ein Tuch über und kramte im Wäsche-

schrank. Er aber begann sich schweigend auszuziehen. Heimlich sah sie zu ihm auf: es war ein fremder, gequälter Zug in seinem Gesicht. Unverkennbar — sie täuschte sich nicht. Wenn man einen Menschen lieb hat, liest man ja in seinem



Antlitz wie in einem offenen Buche. Und nun gar Egon: der war kein Meister in der Kunst, seinen Gesichtsausdruck zu beherrschen.

Sie wartete und wartete —

Allmählich stieg eine kleine Bitterkeit in ihr empor. War sie nicht immer die mitfühlende Kameradin gewesen? Er mußte auch heut Vertrauen zu ihr haben! Fragen —

nein! Dagegen sträubte sich ihr Stolz. Sein Vertrauen mußte ihn von selbst zur Aussprache drängen, wie bisher. Herausfordern — erzwingen . . . nein!

Dann aber, als sie lag und das Licht schon gelöscht hatte, faßte sie nach seiner Hand und fragte dennoch: „Was hast Du nur, Egon?"

„Nichts — gar nichts!" gab er hastig zurück. „Müde bin ich. Gute Nacht."

Er lag ganz still. Aber sie fühlte, er schlief so wenig wie sie. Eine junge Mutter ist schlaflose Stunden gewöhnt. Bei ihm war das sonst ganz anders. Oft genug hatte sie ihn wegen seines Murmeltierschlafs geneckt.

Gleich war er auch ganz munter, als sie nach einer langen Weile fragte: „Verzeih, Egon . . . glaubst Du denn wirklich an das große Geschäft, das Papa gemacht zu haben meint?"

Ganz munter und, fast zu ihrem Erstaunen, nach all der Schweigsamkeit redelustig. Er setzte sich sogar auf.

„Daran ist gar kein Zweifel, Herta. Ich hab' ja selber das entscheidende Dokument in der Hand gehabt. Das war nämlich der Brief des englischen Advokaten, des Mr. Forster. Siehst Du . . . darin erklärte der klipp und klar, daß seine Hinterleute sich nunmehr zum Kauf der Grube Jakobsglück zum vereinbarten Preis entschlossen hätten und daß die notariellen Abmachungen sofort nach Papas Rückkehr stattfinden könnten."

„Und das ist . . . wie sagt man doch . . . das ist bindend?"

„Gewiß, Herta, wenn es von solcher Seite kommt . . . Es war Papa wohl zu gönnen. Seit anderthalb Jahren

quält er sich um das Geschäft. Schon ein paarmal stand er dicht vor dem Abschluß, immer wieder kamen Hindernisse. Ich selber hatte gar kein Zutrauen mehr, denn es ist solch eigene Sache um die Grube Jakobsglück. Nämlich . . . aber Du bist gewiß müde . . .“

„Nein — nein! Erzähl' nur. Es interessiert mich brennend.“ Sie war so froh, daß er sprach.

„Nun, also Jakobsglück ist ein älteres Kupferbergwerk in der Nähe der Mansfelder Gruben. Von Mansfeld hast Du doch schon gehört? Die Urteile über die Grube lauteten immer sehr verschieden, und sie hat im Lauf der Zeit die mannigfachsten Schicksale gehabt. Jahrelang war sie gar nicht im Betrieb, so wenig lohnte bei den schlechten Kupferpreisen der Abbau. Endlich kauften sie einige Magdeburger Spekulanten für einen Spottpreis, Papa beteiligte sich mit einer kleinen Summe. Die Grube wurde wieder notdürftig instand gesetzt, und die Herren versuchten sie zu gründen. Aber das gelang nicht. Da ging Papa nach London, um dort sein Heil zu versuchen.“

„Warum grad nach London?“ In Herta regte sich schon wieder ein leises Mißtrauen.

„Das hängt mit der Aktiengesetzgebung zusammen. In England können Gründungen spekulativer Art unter Umständen leichter in Szene gesetzt werden, weil dort die Ausgaben von Aktien in ganz kleinen Beträgen zulässig ist. Aber ich glaube, die Sache würde auch dort gescheitert sein, wenn die Kupferpreise in letzter Zeit nicht so enorm gestiegen wären. Der Betrieb dürfte jetzt lohnend werden, man hat Vertrauen zu der Sache, und der Erfolg ist jedenfalls der, daß das Geschäft perfekt geworden ist. Papa verdient außer der großen

Provision an seinem kleinen Anteil auch noch gegen fünfzigtausend Mark . . . und das will ich Dir noch sagen: die — das hat er mir heut versprochen — die stellt er sofort für Lore sicher. Das war mir eine große Freude!“

Er hatte sehr angeregt gesprochen und wirklich überzeugend. Von Hertas Brust wälzten sich Zentnerlasten. Sie hielt noch immer seine Hand, und nun drückte sie die kräftig und sagte recht aus tiefster Seele: „Ach Du . . . wenn das wahr wird . . . wie glücklich will ich sein. Und das ist recht, daß Ihr gleich an Lore gedacht habt.“ Sie sann ein paar Minuten nach. „Aber sag', Egon . . . warum warst Du eigentlich heut abend so sonderbar?“

„Ich? Ich weiß wirklich nicht —“

„Doch! Doch! Anders als sonst. Bald erregt, und dann wieder niedergeschlagen. So schwankend. Ich kannte Dich gar nicht so.“

Er wehrte ab. „Aber nein doch! Das bildest Du Dir nur ein. Oder weißt Du: Vielleicht war der Tag auch ein bissel anstrengend für mich. Die Überraschung über Papas Ankunft — ich liebe meinen alten Herrn ja so sehr und seh' ihn so selten — dann hab' ich sehr angestrengt gearbeitet, weil ich früher vom Kontor fort und alles richtig erledigt haben wollte . . . dann Papas Mitteilung . . . vielleicht hab' ich auch ein paar Glas Wein mehr als sonst getrunken. Es kommt eins zum andern. Aber nun wollen wir wirklich schlafen . . . gute Nacht, liebste Herta.“ Und er beugte sich zu ihr und küßte sie innig: „Gute Nacht“ . . .

* * *

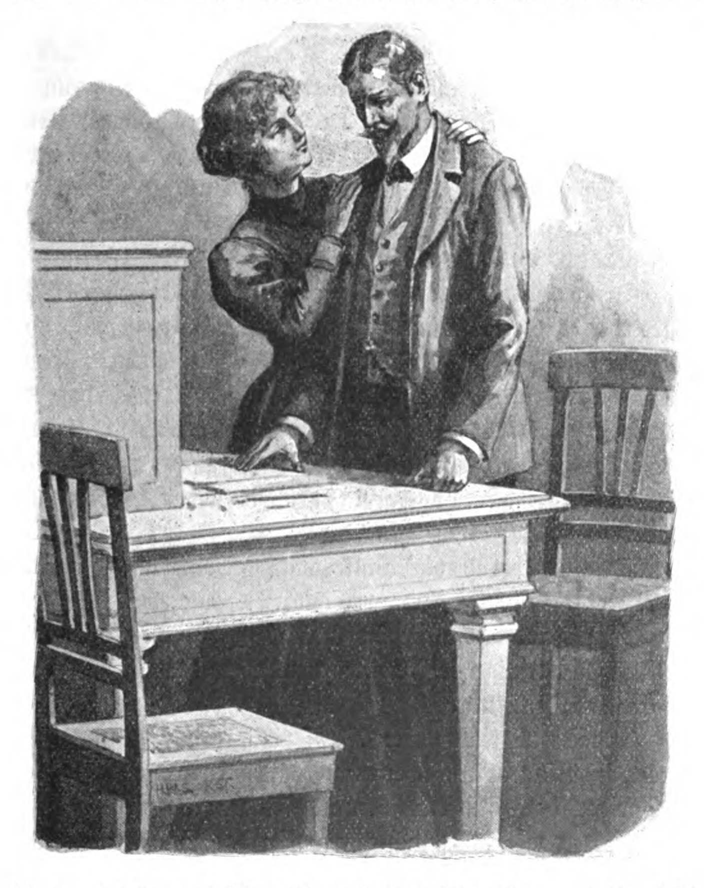
Am Morgen wußte sie doch, daß kein Schlaf in seine Augen gekommen war. Er sah übernächtig aus und war reizbar. Als Lore am Kaffeetisch wieder mit ihrem dummen Zeug anfing, von ihrer Reise nach Paris mit Papa, fuhr er sie heftig an; aber als dann der Kleinen gleich die Tränen in die braunen blanken Augen schossen, lief er um den Tisch herum, umhalste die Schwester und küßte sie auf den schwarzen Wuschelkopf. Wohl eine Stunde früher als sonst ging er fort. Und nicht einmal nach Bubi hatte er gesehen. Zum erstenmale! —

In den nächsten Tagen blieb es so. Herta fühlte eine Gewitterwolke am fernen Horizont und den Druck des Kommenden auf ihrer Seele.

‚Ich bin doch keine Kassandranatur!‘ sagte sie sich oft, wollte gegen sich ankämpfen, schalt sich eine Törin, warf sich Voreingenommenheit vor. Sie wartete voll Ungeduld auf den Mittag, auf ihres Mannes Heimkommen, wartete auf den Abend: ob wohl endlich in seinem lieben Gesicht wieder ein Sonnenstrahl leuchten würde. Sie suchte nach dem kleinsten Lichtblick in seinem Wesen. Sie wollte sich selbst einreden, daß sie irre, daß nur sie in ihn hineinlege, was gar nicht vorhanden war, Sorgen, schwüle Niedergedrücktheit, eine angstvolle Unruhe. Aber immer wieder, wenn sie ihn ansah, klopfte ihr Herz: er war gänzlich verändert; er mußte seelisch leiden, und er litt auch körperlich. Fahl und blaß war er und von einer fremden Nervosität.

Zu einer neuen Aussprache kam es nicht. Egon schnitt jeden Versuch ab. Er, der, solange sie ihn kannte, nie heftig geworden war, wurde es jetzt bei der leisesten Anspielung auf seinen Zustand, auf sein verändertes Wesen. Ein paarmal

fand sie ihn vor seinem Schreibtisch in dumpfes Hinbrüten versunken. Sie legte sanft den Arm um seinen Nacken, —



jedesmal fuhr er heftig auf: „Quäl' mich nicht . . . laß mich! Ich bitte Dich, laß mich!" Und wenn sie auf ihn einsprechen

wollte, lief er aus dem Zimmer, aus der Wohnung, auf die Straße hinaus und kam erst nach Stunden heim, müde und zerschlagen wie jemand, der planlos in der Weite umhergeirrt ist.

Es wäre ihr fast eine Beruhigung gewesen, wenn er krank geworden wäre und sie ihn hätte pflegen können. Aber obwohl er litt — krank war er nicht. Oder es war noch genug Spannkraft des Willens in ihm, den Körper zu beherrschen.

Er litt, und Herta litt um ihn.

Immer war es ihr Stolz und ihr Glück gewesen, daß alles um sie her durchsichtig klar war. Wenn sie mit Lore unzufrieden gewesen war, hatte sie der vorgehalten: „Denke stets, daß Du in einem Glashaus sitzst. Denke, daß die Menschen wie durch Glas in Dich hineinsehen können. Darum muß alles um uns und in uns sauber und rein und klar sein. Wenn's das ist, dann sind wir selber glücklich und zufrieden."

Und nun stand die Wolke am Horizont, und der trübe Schatten lag auf ihr, auf dem ganzen Hause.

Manchmal dachte sie im Gleichmaß der Tage: ‚Endlich muß ja das reinigende Gewitter kommen und dann wird alles wieder licht und klar.'

Manchmal dachte sie: ‚Frag' ihn, dringe in ihn, und wenn er heftig wird, übertrumpfe ihn, reize ihn, beschwöre Du selber das Gewitter herauf! Und wenn es einschlägt, wenn Du etwas Schreckliches erfährst: das Schrecklichste kann nicht schlimmer sein, als die dumpfe Ungewißheit. Auch gegen das Schrecklichste muß man ankämpfen können. Gegen das Ungewisse, Unfaßbare bin ich wehrlos.'

Aber auch der Versuch mißlang. Er stockte schon im Beginnen. Es war, als käme sie nicht auf gegen sein überreiztes Wesen und nicht auf gegen seine traurigen Augen.

Von Papa Effenberg war nur eine lustige Postkarte für Lore eingelaufen. Aus Brüssel, zwei Tage nach seiner Abreise. Daß es den besten Burgunder merkwürdigerweise in Brüssel gebe, verkündigte der alte Herr darin, und daß die Belgierinnen es den Pariserinnen an Chik mindestens gleich täten.

Vier Tage später, als sie am Frühstückstisch saßen, schellte es. Lore, die es mit dem Stillsitzen nie ernst nahm, lief hinaus und kam triumphierend zurück: „Ein großes Goldschiff! Ein güldener Leviathan! Von Papa!“ Der Briefträger folgte ihr auf dem Fuße.

Herta sah, wie das Blut gewaltsam in Egons Gesicht strömte, in einer starken Welle. Er stand auf. Aber er war so erschüttert, daß er sich mit beiden Händen auf den Tisch stützen mußte, ehe er dem Beamten den Brief abnahm. Schmerzlich deutlich sah Herta, wie er zusammenschrak, als er den ersten Blick auf den Umschlag geworfen hatte. Das Blut wallte aus seinem Gesicht zurück, es wurde fahl.

„Die Unterschrift, Herr Effenberg —“, mußte der Briefträger erinnern.

Da unterschrieb er mit zitternder Hand, und dann schob er den Brief ungeöffnet in die Tasche. Nur auf einen Augenblick, gleich zog er ihn wieder heraus; es war, als ob er sich besönne: „Ja so . . .“ sagte er verwirrt, „entschuldigt —“ und ging hastig ins Nebenzimmer.

Der Eindruck seines Benehmens war so sonderbar, daß er selbst auf Lore wirkte. Das frohe Lachen erstarb auf

ihren Lippen, sie schmiegte sich an die Schwägerin. „Was hat denn Egon nur?“ fragte sie leise und beklommen.

Und Herta selber konnte diesmal nicht schweigen. Sie gab leise und traurig zurück: „Ich weiß es nicht —“ und ging ihrem Manne nach. Sie mußte ihn sprechen — mußte! Während die Angst siedend heiß in ihr emporstieg, ihr fast den Atem nahm, fühlte sie deutlicher als je ihr Recht, Aufklärung zu verlangen. Feigheit und Schwäche wäre es gewesen, wenn sie sich wieder abweisen ließ, und Mangel an innerer Teilnahme. Auch um seinetwillen mußte sie endlich wissen, was in bedrückte. Denn nur so konnte sie ihm zur Seite stehen, ihn stützen, ihn beraten, vielleicht ihm helfen — oder mit ihm tragen.

Aber sie fand ihn nicht mehr im Wohnzimmer. Nur wie im Fluge erhaschte ihr Blick das große grauweiße Geldkuvert, das er achtlos auf den Teppich, mitten im Zimmer, hatte gleiten lassen. Hastig hob sie es auf. Des Schwiegervaters Handschrift und oben drüber: Wert — Dreihundert (300) Pfund. Dreihundert Pfund . . . 6000 Mark, schoß es ihr durch den Sinn. Und trotzdem —

Der Umschlag flatterte wieder zu Boden, sie eilte durch das Schlafzimmer in den Korridor.

Da stand Egon. Er hatte den Überzieher schon an und den Hut auf dem Kopf.

Sie flog ihm an den Hals. All die weicheren Seiten ihres Wesens quollen jäh in der großen Sorge um ihn auf. Sie küßte ihn, sie bat unter Tränen, sie flehte ihn an.

Aber er hatte inzwischen seine Fassung wiedergewonnen. Es war freilich, das fühlte sie, nur oberflächliche Rüstung, unter der seine Seele rang. Er konnte aber doch sprechen:

sie sei eine liebe Närrin; Papa habe eben das erste Geld geschickt, sechstausend Mark; und er wollte es sofort, noch ehe er auf sein Kontor ginge, zur Reichsbank tragen.

Er log! Er, der immer wahr zu ihr gewesen war, er log zum ersten Male. Ins Gesicht log er ihr und konnte sie doch nicht ansehn.

Sie schrie es ihm zu: „Du lügst!"

Da lachte er. Aber es war ein Lachen, das wie Stöhnen klang.

Und dann machte er sich los von ihr und stürmte hinaus.

Die Wohnungstür war krachend hinter ihm ins Schloß gefallen. Sie riß sie wieder auf, sie wollte ihm nach. Seine schnellen Schritte hallten ja noch auf der Treppe. So ließ sie ihn nicht weg — so nicht —

Doch da ging drüben die Tür, und der junge Offizier, der seit einem Monat dort wohnte, trat heraus.

Und mit einem Male war es mit ihrem Mut vorbei. Das Herz sank ihr, tief, tief. All ihre anerzogene Wohlanständigkeit kam zum Durchbruch: Sich in der Morgentoilette vor Fremden sehen lassen, womöglich eine Szene auf der Treppe haben . . . nein — nein —

Ganz sacht zog sie die Tür wieder hinter sich zu und lehnte sich fassungslos drinnen an die Füllung.

Dann zwang sie sich wieder. Sie wollte nicht schwach sein. Sie wollte auch nicht mehr nachgiebig sein. Sie mußte Klarheit haben, um jeden Preis. Während sie in mechanischer Pflichterfüllung ihre kleinen Hausfrauenobliegenheiten erledigte, mit dem Dienstmädchen abrechnete, das Kind besorgte, Lore eine Arbeit zuteilte, die sie den Vormittag über beschäftigte, grübelte sie unausgesetzt.

Daß Egon verändertes Wesen mit dem letzten Besuch von Papa Effenberg zusammenhing, von dem an datierte, war unzweifelhaft. Es mußte da ein innerer Zusammenhang bestehen. Und so kam ihr der Gedanke, daß der Schwiegervater Egon zu irgendeiner waghalsigen Spekulation verleitet habe. Egon hatte gelegentlich erzählt, daß das deutsche Publikum stark an der Londoner Börse spekulierte — in Goldshares besonders, hatte er ja wohl gesagt und recht schroff über Leichtgläubigkeit und Spielwut geurteilt. Trotzdem — unmöglich war es nicht, daß er selber in den Strudel hineingerissen war. Hatte sie nicht immer den Einfluß des Vaters gefürchtet? Und konnte das vererbte Blut nicht doch zum Durchbruch, zur Herrschaft gelangen! Was war Papa Effenberg denn anders als ein Spieler?

Sie stand grade vor dem Wagen des Kindes. Eine grausame Furcht überrieselte sie: wenn sich nun Anlage und Neigung auch auf das kleine rosige Wesen, dies Blut von ihrem Blute, vererbte! Wenn es wurde, wie sein Großvater! Etwas Unheimliches lag in solcher Vererbung. Auch bei Egon mochte nur der Einschlag mütterlichen Blutes ausgleichend gewirkt haben, bis die Versuchung zu stark wurde. Die Versuchung durch den eigenen Vater! Schwach war ja Egon in gewisser Weise immer gewesen. Freilich — in seiner schmiegsamen Schwäche lag auch der liebenswürdige Zauber, der von ihm ausging, und oft hatte sie wohl still und froh vor sich hingelächelt: ‚Er ist Wachs in Deinen Händen.‘

Nun war er Wachs in des anderen Hand geworden —

Die Zähne biß sie zusammen.

Aber noch war sie da! Und die Letzte, sich ihr Recht nehmen zu lassen. Was bis heute versäumt war, mußte noch

gut zu machen sein. Nur jetzt nicht mehr zögern — nicht eine Minute länger als nötig.

Herta ging in das Schlafzimmer und begann sich hastig anzukleiden. Ihr Entschluß war gefaßt: sie wollte zu ihrem Manne nach dem Geschäft. Es mußte dort einen Winkel, ein Eckchen geben, wo sie ihn allein sprechen konnte. Ja, grade dort vermochte er ihr nicht auszuweichen. Auf den Kopf wollte sie ihm zusagen: ‚Vater hat Dich in leichtsinnige Spekulationen verwickelt. Du hast frevelhaft gehandelt an unser aller Glück — gleichviel ob augenblicklich der Erfolg auf Eurer Seite ist oder nicht. Du hast den Frieden unseres Hauses untergraben. Du richtest Dich und uns früher oder später zugrunde. Aber noch ist es Zeit! Du wirst von allen diesen Spekulationen zurücktreten, für immer. Und wenn es Opfer kostet! Ich will sie ohne zu murren tragen, ich will arbeiten, ich kann darben — Du sollst sehen, wie ich mich einzurichten verstehe.‘

Es schellte. Sie überhörte es. Sie stand schon in Hut und Jackett, als das Mädchen kam: Ein Herr wünschte Frau Effenberg zu sprechen.

„Ich bin nicht zu sprechen.“

Der Herr ließe sich nicht abweisen.

„Sagen Sie ihm, daß ich nicht zu sprechen bin,“ sagte Herta ungeduldig.

Das Mädchen kam nach einer Minute zurück, sichtlich verlegen. „Der Herr muß Frau Effenberg sprechen, sagte er. Er geht nicht —“

„So lassen Sie ihn ins Wohnzimmer.“

Als sie selber eintrat, sah sie, daß der Herr — ein schlanker, noch junger Mann mit stark gebräunter Gesichts-

farbe und energisch aufgewirbeltem Schnurrbart — sich grade wieder aufrichtete. Er hielt den Briefumschlag in der Hand, den auch sie vorhin achtlos fortgeworfen hatte.

Sie fand das unverschämt und nahm eine sehr abweisende Haltung an:

„Sie wünschen?"

Der Fremde verbeugte sich artig. Aber sie fühlte, daß er sie scharf musterte.

„Mein Name ist Arnold, gnädige Frau. Ich bedaure aufrichtig, Sie in einer . . . in einer sehr peinlichen Angelegenheit belästigen zu müssen," begann er. „Ich glaube, es wäre gut, wenn Sie Platz nehmen wollten —"

Sie schüttelte den Kopf, trat aber doch näher an den Tisch heran und legte ihre Hand auf die nächste Stuhllehne. „Ich verstehe wirklich nicht —"

„Gnädige Frau, ich bin Kriminalkommissar. Falls Sie meine Legitimation zu sehen wünschen —"

Herta hätte auflachen mögen. Also deshalb diese Belästigung. Die Papiere des letzten Dienstmädchens waren nicht völlig in Ordnung gewesen, Egon hatte schon zweimal nach dem Polizeibureau gehen müssen . . .

„Bitte . . . ich glaube Ihnen gern . . ." wehrte sie ab, fast heiter, nur ungeduldig. „Wo fehlt es denn noch? Ich glaubte, mein Mann hätte das schon geordnet."

Wieder fühlte sie die Augen des Fremden scharf auf sich ruhen.

Dann sagte er langsam: „Ich muß zu meinem Bedauern hier Haussuchung halten und und Sie um alle Schlüssel —

zunächst um den zu dem Schreib=
tisch dort —“

„Mein Herr — —“ Herta
wich unwillkürlich zurück.

„Erschrecken Sie nicht zu
sehr, gnädige Frau . . . ich mußte
soeben Ihren Herrn Gemahl im
Bankgebäude
festnehmen
. . .“



Sie verstand die Schlußworte nicht mehr deutlich. Nur unklar schlug das fürchterliche Wort ‚Unterschlagung‘ zu ihr herüber —

Ein Schwindel packte sie an. Es brauste und sauste in ihren Ohren, vor ihren Augen rollten bunte, feurige Räder. Sie schrie auf. Ihre Hände griffen fester in die Stuhllehne, sie würde umgesunken sein, wenn der Kommissar nicht hinzugesprungen wäre.

„Es ist nicht wahr!“ stieß sie heraus. Und wußte doch im gleichen Augenblick: Es ist wahr.

Der Kriminalkommissar hatte sie gestützt, sie auf den Stuhl niedergleiten lassen. Er sprach ruhig auf sie ein, mit der glatten Höflichkeit der bitteren Pflicht: alles weitere könne erst die Untersuchung ergeben ... übrigens habe Herr Effenberg gar nicht geleugnet, als eine plötzliche Revision das Manko ergeben habe ... indessen seien ja Fälle bekannt, in denen momentane Verwirrung sogar zu Selbstbeschuldigungen führte ...

Sie hörte das alles nicht.

Sie dachte nur an den Schimpf und die Schande, die über sie und ihr unschuldiges Kind hereingebrochen waren. An die unauslöschliche Schmach! An das graue, gramvolle Unheil, aus dem es kein Entrinnen mehr gab. Mit den Fingern würde man auf sie weisen, und wenn das kleine unschuldige Wurm herangewachsen war, dann tuschelten die Leute noch hinter ihm her: sein Vater saß im Zuchthaus ...

In all diesen Augenblicken dachte sie gar nicht an Egon selbst. Es war, als habe eine ungeheure Bitterkeit die Erinnerung an ihn verschlungen, verlöscht, ausgetilgt. Nur seine Schuld blieb, die Schuld, die ihr und ihrem Kinde anhaften

mußte bis an das Ende ihrer Tage, die sich nimmermehr herausmeißeln ließ aus ihrem Dasein. Wie ein Gespenst stand diese Schuld vor ihr, an der sie, die Unschuldigen, nun mittragen mußten ein Leben lang.

So daß ihr Leben ein Leben der Sühne werden mußte —

Dann erst — allmählich — stieg die Gestalt ihres Mannes in ihrer Seele empor, und sie schauderte zusammen: der Vater ihres Kindes ein Betrüger! Gebrandmarkt vor aller Welt! Der Mann, der an ihrem Herzen geruht, beladen mit dem Kainszeichen des Verbrechens! Ein fast physischer Ekel überkam sie, und sie fühlte, daß sich zwischen ihm und ihr eine Kluft aufgetan hatte, über die es nie und nimmer eine Brücke geben konnte.

Es war aus. Alles war aus.

All ihr Glück lag in Trümmern.

Ihr Kind hatte keinen Vater mehr. Ihr Mann war tot für sie —

„Gnädige Frau, meine Pflicht . . .“ hörte sie neben sich sagen.

Da richtete sie sich auf.

Sie war plötzlich ganz ruhig. Aber ihr war es, als sei in ihrem Innern etwas erfroren.

„Ja so . . .“ sprach sie tonlos. „Tun Sie Ihre Pflicht . . .“



3. Kapitel.

Egon saß in der Zelle des Untersuchungs-gefängnisses auf dem einzigen Sche-mel, die Ellbogen auf den Knien, den Kopf in den Hän-den, und brütete vor sich hin. Unberührt stand der Napf mit der Hauskost auf dem kleinen Tisch, lag die Scheibe schwarzen Brotes daneben. Matt drang die müde Herbstsonne durch das ver-gitterte, schmale Fenster. Der dünne Streif helleren Lichts glitt wie ein mitleidiger Gruß von draußen über ihn hin. Er bemerkte es gar nicht.

Seit seiner Einlieferung saß er so. Stundenlang schon.

Einmal hatte das Schloß geknarrt. Der Wärter — es war wohl der Wärter — war hereingekommen und hatte den Eßnapf auf den Tisch gestellt. ‚Sie haben aufzustehen, wenn jemand in Ihre Zelle kommt‘, hatte der Mann gesagt. Gar nicht unfreundlich, nur im Tone einer oft schon wiederholten Instruktion. Da war er aufgestanden, und das war bisher zum ersten und einzigen Male gewesen, daß ihm das Bewußtsein klar wurde: ‚Du sitzest im Gefängnis!‘

Sonst lag es nur auf ihm mit schwerem Druck wie ein Traumalp. Aber bisweilen zitterte die unklare Empfindung durch all die Qual: ‚Schlimmeres als Du in den letzten Tagen durchlebt hast, kann Dir nun nicht mehr werden.‘

Es war alles wie ein Dämmerungsbild ohne rechte Formen und Farben. Dann und wann versuchte er, einen Gedanken klarer zu fassen, zu gestalten. Es wollte nicht gelingen. Der Kopf schmerzte ihm, als ob er zerspringen wollte. Ganz dumpf stieg einmal in ihm der Wunsch auf: ‚Vielleicht wirst Du sehr krank. Vielleicht stirbst Du. Das wär' Gnade —‘

Heute Vormittag, als das Schreckliche geschah, war sein erster Gedanke gewesen: „Herta! Herta und das Kind!‘ Da hatte er noch klar empfunden. Alles: Schimpf und Schande hatte er gefühlt, das volle Bewußtsein seiner Schuld gehabt und tiefe Reue, und in allem den wehesten, herzkrampfenden Schmerz —: ‚Wie trägt sie es? Wie überwindet sie es?‘

Jetzt war auch das bis zum Untergrunde seines Bewußtseins hinabgesunken. Dann und wann brodelte wohl ein Gedankenbläschen von dort zur Oberfläche. Dann zuckte er zusammen. Dann hob er den Kopf, und sein Blick glitt über

die kahlen, grauen, engen Wände zu den Gitterstäben am Fenster: ‚Ja . . . die Gefängniszelle!‘ Aber gleich sank der Kopf wieder herab, und die Augen starrten besinnungslos auf die schmale Ritze im Fußboden, die quer durch die Schemelbeine lief.

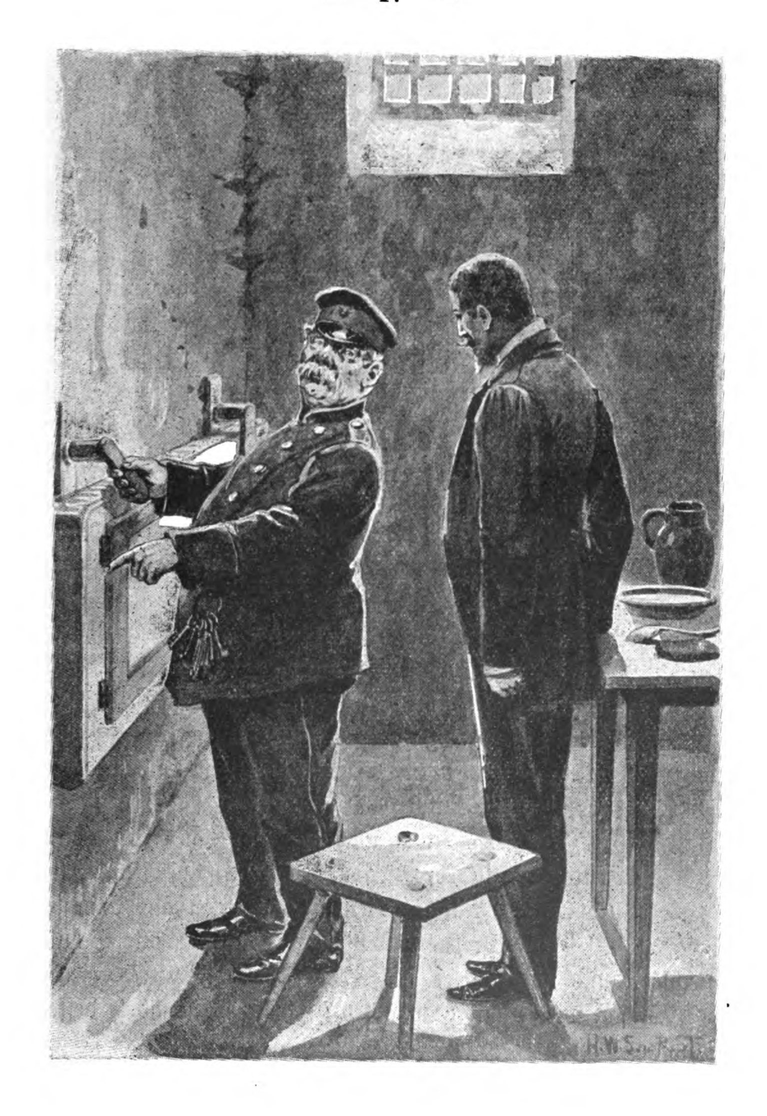
Einmal hörte er ganz von fern her, feine, leise, metallene Schläge. Eine Uhr schlug. Da dachte er: ‚Heut ist Sonnabend. Die Bank schließt schon um fünf Uhr. Nun erwartet mich Herta, und sie hat den süßen Jungen im Arm.‘ Er mußte jach aufschluchzen. Ein einziges Mal — dann zerrann ihm das Bild wieder —

Der schmale Streif Sonnenlicht auf dem Fußboden wurde schwächer und schwächer und erlosch schließlich ganz. Er bemerkte es nicht.

Endlich rasselte wieder das Schlüsselbund, die Tür knarrte. Da stand er unwillkürlich auf. War ihm das nicht geheißen worden? Ein Gefangener muß doch wohl tun, was ihm geheißen wird? Er hat keinen freien Willen. Aber die da draußen oft auch nicht . . .

Der Wärter war es. Er trat an das Bett, das an der Wand hochgeklappt war, und sagte, wieder nicht unfreundlich! „Na, nu passen Sie mal auf, wie das gemacht wird. Von morgen an müssen Sie's selber machen.“

Ein paar Griffe. „So!“ Der Wärter strich noch einmal über die blaukarrierte Decke. „So . . . ja . . . und gegessen haben Sie auch nichts. Na, das wird schon werden. Der erste Tag so . . . ja . . . das kennt man. Nu legen Sie sich man . . . zu ekeln brauchen Sie sich nicht. Sauber is' hier bei uns. Geruhsame Nacht . . .“



‚Geruhsame Nacht!‘ Großer Gott — gütiger Gott. Es war nicht im Hohn gesagt. Aber es schnitt Effenberg durch die Seele, und es rüttelte ihn auf. Ihm war's, als erwache er plötzlich.

Und es war da noch etwas anderes: Bisher hatte er auf das Kommen und Gehen des Mannes gar nicht geachtet. Jetzt hörte er, wie der die Tür zudrückte, und dann das scharfe Einschlagen des Riegels im Schlosse. Und das war wie ein Stich, der ihn körperlich traf. Wie ein Zuruf war es: ‚Gefangen!‘

Eine ganze Weile stand er regungslos und starrte auf die Tür. Ein kleines, verglastes Loch war darin, der Schein des erleuchteten Korridors markierte es scharf. Mit einemmale verdunkelte es sich, aber dabei glitzerte es in dem Ausschnitt auf. Und Effenberg fühlte, wie ein Menschenauge sich auf ihn richtete — das Auge des Wärters. Es überschauerte ihn wieder: ‚Gefangen! Unfrei! Beobachtet in jeder Bewegung, jedem Tun und Lassen, selbst in dieser engen Zellenabgeschlossenheit! Immer und immer, bei Tag und bei Nacht, immer und immer!‘

Dann lag er Stunde auf Stunde schlaflos, regungslos, die heißen Augen, die sich nicht zutun wollten, gradeaus auf die Decke gerichtet, die Hände fest zusammengekrampft.

In der Stille der Nacht aber, die nur dann und wann der gedämpfte Schritt des Wachthabenden auf dem Flur unterbrach, sammelten sich endlich seine Gedanken aus dumpfer Befangenheit. Und all das Erlebte und Erlittene, alle Schuld durchlebte und durchlitt er noch einmal.

Er saß wieder mit dem Vater zusammen und hörte dessen Stimme.

„. . . also, lieber alter Junge, aus der Bredouille wären wir nun 'raus. Endlich, Egon. Aber es tat auch not. Es war Matthäi am letzten mit meinen Hilfsquellen. Ich kann Dir sagen, ich fuhr in einer Stimmung von London ab . . . rein am Verzweifeln. Na, dann kam ja der Brief . . . ja . . . und nun ist alles gut. Gewiß, mein guter Junge, gern! Gern will ich die 50 000 Mark für das Kind festlegen. Übrigens wird das Mädel, die Lore! Ein bildsauberes Rackerchen! Ja so . . . was ich Dir noch sagen wollte . . . setz Dich 'mal da fest in den alten Großvaterstuhl, der schon so viel erlebt hat, und fall mir nicht vom Stengel . . .'

Vater hatte dabei fröhlich gelacht. Sein altes Sonnenlachen, dem sich niemand entziehen konnte. Außer vielleicht der einen — der einen —

„. . . um's kurz zu machen, geliebter Kronensohn, ich muß am 14. dieses gelobten Monats 22 000 Mark haben. Muß, verstehst Du! Wechsel! Was machst Du nur für Augen? Hast Du als Bankbeamter etwa noch nie solch kleines, liebliches Wischchen mit dem quergeschriebenen Namen eines oder keines Ehrenmannes gesehn? Na also — was ist dabei? Womit hätte ich denn meinen Anteil an Jakobsglück bezahlen sollen, wenn nicht mit Akzepten — und daß ich die nun, koste es, was es wolle, einlösen muß, wenn ich nicht jeden Kredit und schließlich auch des Anteils an der Grube verloren gehen will — das sieht ein Blinder. Nicht wahr? Ergo —

„. . . bitte, tu mir die Liebe, Egon, und bleib' ruhig sitzen. Die ganze Geschichte hat ja gar nichts auf sich. Am 14. sind die Papiere fällig, spätestens am 20. wird meine Provision ausgezahlt. Du hast es ja gelesen, und an dem

Worte eines Mr. Forster ist nicht zu deuteln. Es ist also nur eine Spanne Zeit von elenden sechs Tagen, über die man fortkommen muß. Nur um das Wie handelt es sich, und deshalb will ich eben mit Dir ratschlagen —

„. . . daß Du's nicht hast, Egon, das weiß ich. Wenn ein armer Bankbeamter eine Frau nimmt, die so arm wie eine märkische Kirchenmaus ist, dann gibt nischt und nischt eben wieder nischt oder höchstens zur Abwechslung nix. Was bei Leibe kein Vorwurf für Deine liebe Herta sein soll — die übrigens, unter uns gesagt, zu mir armem Papa heut merkwürdig kühl war. Der Himmel weiß, weshalb? Ja also, aus Deiner Tasche erwarte ich die 22 000 Mark natürlich nicht. Aber trotzdem kannst Du mir helfen. Weißt Du, es gibt merkwürdige Zufälle. Da ist zum Beispiel die Begegnung heut mit Frau Edith! Denk einmal ein bissel nach, Egon . . . ich kalkuliere, ein gutes Wort von Dir und Du hast das Geld! Es ist ja eine Bagatelle für Siegern & Cie. Und sie schlägt es Dir nicht ab. Gewiß nicht . . . alte Liebe rostet nicht . . . zu Wasser und zu Lande . . .'

„. . . Das also nicht? Das wäre das letzte, meinst Du. Grade darum nicht. Ja, Egon, dann anders. Rat muß geschafft werden. Du wirst Deinen alten Herrn doch nicht elend im Stiche lassen wollen, wo es sich um seine ganze Existenz handelt, grade jetzt, wo ihm endlich nach langen, vergeblichen Mühen ein gesicherter Lebensabend winkt. Ach, mein Junge, auf Rosen war ich nicht gebettet! . . . Hast Du denn sonst keinen guten Freund, der uns helfen könnte? Donnerwetterchen — auf elende sechs Tage! Da gehen Dir nun täglich Hunderttausende durch die Hände . . .

und Du kannst Deinem Vater nicht in seiner verzweifelten Notlage helfen . . .'

„. . . aber, Egon, wozu diese Empörung! Was hab' ich denn gesagt? Was hab' ich denn gewollt? Das ist doch Unsinn. Ich muß mich eben bescheiden. Das alte Wort bleibt schon wahr: ein Vater kann zehn Kinder ernähren, aber zehn Kinder nicht einen Vater! Mutatis mutandis paßt's auch hier. Sei nur still, Egon . . . es soll kein Vorwurf sein. Du kannst's eben nicht. Punktum! So mag denn alles in die Brüche gehen. Was kommt's auch schließlich auf solch altes verfehltes Leben an . . . was kommt's drauf an, ob man den Sprung ins unbekannte, dunkle Land etwas früher oder etwas später tut . . .'

Draußen auf dem Flur hallte der Schritt des Wärters. Er kam näher und näher, blieb stehen, ging ein Stückchen. Dann verdunkelte sich das Loch in der Tür — der Mann draußen spähte in die Zelle. Bis sich der schleifende Schritt wieder entfernte, weiterging . . . bis er ganz verklang.

Vater! Vater!

‚. . . Du sollst Deinen Vater und Deine Mutter ehren, auf daß es Dir wohl gehe . . .'

Ob Vater wohl eine Ahnung hatte, eine dunkle Vorstellung von all den Leiden und Qualen, die ich durchkämpfte in jener Nacht vor der Tat? Daß er lächeln konnte, als ich ihm mittags vor der Abreise das Kuvert mit dem Gelde brachte! ‚Das ist ja famos, lieber Junge! Gott lohne es Dir!' — Gott lohne es Dir, konnte er sagen!

Es waren lauter ganz neue Tausendmarkscheine, die ich bei Friedländer Söhne erhalten hatte, als ich die Konsols

lombardierte. Aber als ich sie in den Umschlag steckte, klebten sie mir an den Fingern, als wären sie voll Schmutz . . .

Ob Vater wohl eine Ahnung hatte, eine dunkle Vorstellung von all den Leiden und Qualen der Tage seither? Von dem bohrenden Bewußtsein, aus einem ehrlichen Manne zum Schurken geworden zu sein! Von der wachsenden Entfremdung, die das Schuldbewußtsein zwischen Herta und mir schuf! Daß ich sie nicht mehr zu küssen wagte! Daß ich mein Kind nicht mehr in meinen unreinen Händen zu halten mich getraute!

Vater! Vater!

Nein — Du kannst Dir nicht klar gewesen sein über das, was Du wolltest, was Du tatest. Es muß schon so sein, wie Ediths Vater sagte: unser guter Papa Effenberg hat die Gabe des Vogels Strauß — er bohrt den Kopf in den Sand, damit er nicht sieht, was er nicht sehen mag.

Bis zuletzt. Bis heut wohl noch. Heute noch mag Vater in fröhlicher Gesellschaft sitzen und so wohlgemut sein, wie's aus seinem Brief herausklang: ‚Die Geschichte verzögert sich wider aller Erwarten. Aber ich hab' einen Vorschuß flüssig machen können. Anliegend 300 Pfund. Damit wirst Du wohl vorläufig arrangieren können, was zu arrangieren ist. Gruß und Kuß Euch allen.' Und darunter: ‚Hier haben wir wieder mal einen Nebel, den man nicht mit einer Damaszener Klinge zerschneiden könnte. Heil, Heil Euch dort im sonnigen Vaterlande.'

Es kam ein schmerzvolles Schluchzen über Effenberg. Er konnte es nicht unterdrücken. Die Bettdecke zog er hoch

und biß hinein, bis die Zähne schmerzten. Und immer wieder dachte er dabei: Vater! Vater!

Keine Anklage war es, nur tiefer, wehster Schmerz. Was er getan, was er verschuldet, kam auf das eigene Haupt. Er war sich klar bewußt: es gab da keine Entschuldigung. Er wollte nichts von sich abwälzen, er wollte nichts wissen von dem falschen Heldentum, sich für den Vater geopfert zu haben. Aber in all dem blieb das herzzerreißende Leid: Dein Vater hat Dich verleitet! Und ein Idol stürzte darüber in Trümmer.

Wie sie ihn heut früh angestarrt hatten auf der Bank —

‚Wir hätten Häuser auf Sie gebaut', hatte der Prokurist gesagt. Das erste nach langem Schweigen.

‚Eine Wahnsinnstat'! erklärte der herbeigerufene Direktor und streifte ihn mit fast mitleidigem Blick.

‚Effenberg, warum haben Sie das sich und uns angetan? Um solcher Bagatelle willen —'

Ja, warum hatte er es getan?

Getan mit vollem Bewußtsein und mit dem Raffinement des abgefeimten Schurken. So würde es jetzt wenigstens heißen. Und doch wie im Fieber und fast aufs Geratewohl. Nur daß er Staatspapiere genommen hatte, war wohl mit Überlegung geschehen, weil die am schnellsten, am unauffälligsten zu lombardieren waren. Auf wenige Tage brauchte es ja nur zu sein. Eine Revision hatte soeben stattgefunden, war für die nächste Woche fast ausgeschlossen, jetzt vor Ultimo, der alle Kräfte aufs höchste in Anspruch nahm. Und Vater mußte ja das Geld schicken. Dann wurden die Papiere wieder eingelöst — und alles war in Ordnung —

So hatte Vater das aufgefaßt —

Aber, bei der Gnade Gottes, ich nicht. Ich nicht auf eine Sekunde! Dessen war ich mir bewußt, daß mein Leben vernichtet war, auch wenn meine Schuld nie entdeckt wurde, wenn ich frei und hocherhobenen Hauptes durch die Welt gehen durfte. Ich blieb der Schuldige vor dem ewigen Richter, vor dem eignen Gewissen. Nichts konnte mich entlasten.

Ich hätte mich selbst anzeigen sollen.

Ich wollte es ja auch. In jeder Nacht kämpfte ich darum. Aber dann kam die feige Angst um die Zukunft, die Angst um Weib und Kind —

Herta!

Wieder kroch das Schluchzen herauf, krampfhaft, nicht unterzuzwingen.

Herta war so stolz. Arm in Ehren konnte sie sein. Gehungert hätte sie mit ihm, ohne zu klagen. Aber wie sie die Schmach tragen sollte, die er über sie gebracht hatte, — das wußte er nicht. Und das war das Schwerste.

Das Tor des Gefängnisses würde sich wieder auftun, früher oder später. In harter Arbeit und ehrlichem Streben konnte er versuchen, sich aufs neue emporzuarbeiten, sich zu entsühnen, soweit eine Sühne möglich war. Die Stunde kam vielleicht, hoffentlich kam sie, wo er wieder einem Ehrenmann frei in die Augen sehen durfte.

Aber Herta — Herta —

War ihre Liebe so groß, daß sie je verzeihen konnte? Oder gab es überhaupt keine Frauenliebe, die über diesen Schimpf, über diese Schande hinwegtrug?

Würden Reue und Sühne und Liebe endlich auch dies stolze Herz weich stimmen?

Mochten Jahre und Jahre vergehen, darum wollte er werben, demütig und ohne Unterlaß. Bis endlich, endlich die Stunde kam, in der sie ihm ihre Arme öffnete und ihn an sich schloß —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Blaugrau dämmerte der Herbstmorgen in Hertas Schlafzimmer.

Auch ihr Auge hatte keine Ruhe gefunden. Auch sie hatte wachgelegen, Stunde auf Stunde, und das Unfaßliche zu fassen gesucht und mit sich gerungen.

Aber wenn das Sinnen des Mannes in der Gefängniszelle in die Vergangenheit zurückging, so sah ihr Auge in die Zukunft und suchte, unsicher tastend, in ihr Weg und Steg. Für sich und für die Ihren! Für den lieben Jungen drüben im Wagen, der den ruhigen Kinderschlaf schlief, den noch keine Erdenqualen störten. Für sein Kind dort, das nun keinen Vater mehr hatte! Und für das andere, das sie unter dem Herzen zu tragen glaubte —

Keinen Vater mehr! Das hatte sie am Abend Lore entgegengeschrieen. Es gereute sie jetzt; es war unbeherrscht gewesen und nutzlos, denn was verstand Lore von dem Leid und den Sorgen, die ihre Seele durchwühlten. Die hatte sie angestarrt mit ihren großen, tränenschweren Kindesaugen, hatte die Hände gegen sie ausgestreckt und angstvoll gehaucht, als traue sie sich nicht laut zu sprechen: „Herta — Aber Herta!“ Die war ja selbst noch ein Kind und unfähig, ihre

Qualen zu ermessen. Die fand vielleicht noch Erklärungen und Entschuldigungen seines Tuns! Die war ja groß geworden in der kniefälligen, bewundernden Liebe zu ihm, in der gleichen blinden Liebe, die in seiner ganzen Familie, stets und immer, alle Fehler aller zu beschönigen gesucht hatte.

Und wie Herta das dachte, da schrie es in ihr: Aber ich hab' ihn doch mehr geliebt als Ihr alle! Und darum packt's mich auch tiefer als Euch! Das: Daß ich meine Liebe nun herausreißen muß aus meinem Herzen, weil er ihrer so unwert werden konnte.

Mein Herzblut hätt' ich tropfenweise für ihn hingeben können, solang ich seiner sicher war. Aber er hat mich belogen und betrogen: als er das tat, war sein Herz nicht bei mir. Über die Liebe zu mir, über die Liebe zu seinem Kind, über die Pflichten gegen die Seinen hatte ein Phantom gesiegt: die Affenliebe zu dem alten Manne, dem Phantaster, dem Betrüger!

Es ist vorbei — ich bin fertig mit ihm —

Ich bin fertig mit ihm! wiederholte sie sich immer wieder und bebte jedesmal vor Schmerz zusammen, wenn sie's dachte, und sprach's dann trotzig auf's neue: ich bin fertig mit ihm!

Was hatte das dumme Ding, die Lore, am Abend geschluchzt: ‚Hast Du denn nicht einmal Mitleid mit ihm?‘

Nein! — Ja!

Ja! Mitleid mit dem Manne, der um eines Nichts willen sein Leben, seine ganze Zukunft zertrümmerte.

Nein! Kein Mitleid mit dem, der sein Weib in Schande und Schimpf hineinzerrte, der seines Kindes nicht gedacht hatte, als er die Hand nach fremdem Gut ausstreckte!

Wenn ihn die unerbittliche Not niedergezwungen hätte, dann hätte sie vielleicht Mitleid haben können, wie sie Mitleid gefühlt haben würde mit jedem Armen. Aber daß er es tat, um irgend eine Spekulationswut dieses alten Mannes zu befriedigen, der mit lachendem Gesicht den Champagnerkelch leeren konnte an demselben Abend, an dem er den Sohn zum Verbrechen überredet haben mußte: das schloß jedes Mitleid aus. Das mußte jeden Rest von Liebe in ihr töten — und wenn ihr das Herz darüber brechen sollte . . .

Gestern morgen, als er von ihr ging, hatte sie bitterlich geweint. Seit sie wußte, was er getan, war keine Träne in ihre Augen gestiegen. Und wenn ihr das Schluchzen gekommen war, daß sie's hätte herausschreien mögen: sie hatte es niedergezwungen.

Er war schwach gewesen, schwach bis zur Sünde. Sie mußte stark sein. Sie durfte nicht wanken und schwanken. Auf ihr allein ruhte jetzt die Zukunft des Kindes! Für den Jungen, für den kein Vater mehr sorgte, mußte sie denken und schaffen. Und darum, um das zu können, mußte sie alle Weichheit aus der Brust bannen, all die Anwandlungen verzeihender Güte, milder Nachsicht — all die kümmerlichen Reste vielleicht auch von Liebe, die da etwa aufs neue emporsprossen wollten. Auf dem Wege, den sie zu gehen hatte, konnte sie keinen Ballast gebrauchen.

Das Kind warf sich herum und schrie leise im Schlaf auf.

Da huschte sie aus dem Bett und mit bloßen Füßen zu ihm hinüber, legte das Köpfchen hoch und zog den Vorhang vor dem grauen Morgenlicht enger zusammen.



Liebe —

Die Liebe zu dem Kinde . . . die konnte ihr nichts nehmen. Die blieb ihr, und die sollte in Zukunft ihr Herz füllen. Doppelte Liebe mußte sie dem Kinde geben, das ohne die leitende Vater hand durch seine Jugend gehen sollte. Das Kind sollte nie arm sein an Liebe.

Aber sonst — da mußte alles tot sein. Da gab es nur Pflichten. Und um denen gerecht zu werden, bedurfte es der Ruhe, der klaren Überlegung. Heut deuteten die Leute vielleicht verächtlich mit dem Finger auf sie: das ist die Frau von Egon Effenberg, dem Bankdieb! Und sie tuschelten wahrscheinlich: wer weiß, ob sie nicht seine geheime Mitschuldige ist; Verschwendungssucht der Frau hat schon manchen ins Verderben gerissen; oder sie hat vielleicht das Gestohlene hinter sich gebracht, und wenn er seine Strafe abgebüßt hat, genießen sie gemeinsam den Raub.

Sie sollten anderer Meinung werden. Sie sollten erkennen, daß eine verlassene Frau stolz und rein ihres Weges gehen kann, ihres eigenen Weges, aus eigener Kraft!

---

4. Kapitel.

Egon Effenberg hatte sein erstes Verhör überstanden.

Dem Untersuchungsrichter mochten in seiner Praxis nicht viele Verbrecher vorgekommen sein, die so rückhaltlos ihr Vergehen eingestanden, von so tiefer Reue erschüttert schienen. Der kleine bewegliche Herr fuhr sich während der Protokoll-aufnahme bisweilen ganz nervös über die hohe, klare Stirn. Diese Offenheit und diese Reue waren ihm zu stark, als daß er nicht erst recht hätte mißtrauisch werden sollen. Er witterte mit seinem juristischen Instinkt, daß die Sache ‚einen Haken' haben müsse, und seine Kreuz- und Querfragen zeigten ihm bald, daß er sich nicht getäuscht hatte.

„Wozu haben Sie die Summe, die Sie durch den Lombard der Papiere erhielten, verwendet?"

Effenberg richtete gequält den Blick auf den Richter. Er hatte vorausgesehen, daß diese Frage gestellt werden würde, aber er war entschlossen, die Auskunft zu verweigern. Den eigenen Vater anklagen — nein!

„Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie Ihr eigenes offenes Geständnis völlig entwerten, wenn Sie die Antwort schuldig bleiben. Bei der Bemessung der Strafe wird das jedenfalls ins Gewicht fallen."

Effenberg schwieg.

„Nun gut! Nun schön!" Der Untersuchungsrichter trom-melte mit den Fingerspitzen auf der Tischplatte einen kleinen

Marsch. „Nun schön! Nun gut! Man wird ja auch auf anderem Wege das weitere eruieren. — In Ihrer Brieftasche fand man den Betrag von sechstausend Mark. Ein anliegender Brief Ihres Vaters —“ er blätterte in den Akten — „aus London spricht von ‚Arrangieren‘, bezieht sich also augenscheinlich auf Ihr Vergehen. Ihr Vater wußte darum?“

Wieder zögerte Effenberg. „Ja“, gab er endlich zu.

„Nun schön! Nun gut! Sie haben das Geld aber nicht zu dem angegebenen Zweck verwandt.“

Diesmal konnte Effenberg freier sprechen. Er erklärte, daß er den Geldbrief erst am Morgen seiner Verhaftung erhalten habe, sofort zu Friedländer & Co. geeilt sei, um wenigstens einen Teil der lombardierten Papiere frei zu erhalten, daß er die Kasse aber noch geschlossen fand und auf die Mittagsstunde vertröstet worden sei. Dann wäre seine Verhaftung dazwischen gekommen.

„Sie rechneten darauf, auch den Rest des Betrages zu erhalten, und wollten damit den Schaden decken?“

„Ja! Ich rechne noch heute bestimmt auf den Eingang. Vielleicht ist eine weitere Sendung meines Vaters schon eingetroffen oder doch unterwegs. Nur eine unglückliche Verkettung von Umständen hat ihn abgehalten, mir sofort den ganzen Betrag zu senden.“

Der Untersuchungsrichter schob die goldumränderten Brillengläser etwas auf die Stirn herauf und sah mit seinen grauen durchdringenden Augen den Gefangenen scharf an. „So — so! Wie lautet die Adresse Ihres Vaters in London? Und was treibt er dort — ich meine, womit beschäftigt er sich?“

„Waldrown Gardens 8 — mein Vater ist in London mit der Abwickelung eines größeren Geschäfts, eines Bergwerkverkaufs beschäftigt.“

„Er lebt in guten Verhältnissen? Sie konnten darauf rechnen, daß er in der Lage war, für Sie einzutreten?“

„Ich kenne die Vermögensverhältnisse meines Vaters nicht genau. Aber ich hatte seine bestimmte Zusage, daß er mir helfen würde.“

„Seine Zusage . . . so . . . so! Wann hat er Ihnen die gegeben?“

„Bei seiner letzten Anwesenheit hier.“

„Das war wann?“

„Am 10. dieses Monats.“

Der Untersuchungsrichter glitt mit dem kleinen Finger der linken Hand die letzten Seiten des Protokolls hinauf. Er lächelte vor sich hin. „Nun gut! Also am gleichen Tage, an dem Sie Ihrer Aussage nach die Papiere aus den Depots entnahmen und bei Friedländer & Co. lombardierten. Nun schön! Das genügt mir für heute.“

Das Blut schoß Effenberg ins Gesicht. Er fühlte, daß sein letzter heißer Wunsch, den Vater nicht in die Angelegenheit hineinzuziehen, unerfüllbar geworden war. Eine schwindelnde Angst überkam ihn: nicht genug mit Dir — nun wird auch Vaters Name durch die Zeitungen gezerrt. Unwillkürlich griff er nach der Platte des Tisches, an dem er stand. Er mußte sich stützen.

„Nun — nun!“ hörte er den Untersuchungsrichter sagen. „So setzen Sie sich — da drüben — auf den Stuhl. Beruhigen Sie sich. So — ja! Und ich werd' Ihnen nun das Protokoll vorlesen —“

Er las mit der eintönigen Stimme des Mannes, dem auch das zum alltäglichen Gebrauch geworden ist. Aber er sah über das Aktenstück hinweg wieder und wieder zu dem Gefangenen hinüber, dessen junges Gesicht einen so verzweifelten Ausdruck trug, wie er das selten gesehen hatte. Es war nicht das stumpfe, hoffnungslose Hinbrüten, dem er vielfach begegnete; es war nicht die Verzweiflung des Verbrechers, der vergeblich nach neuen Listen und Ausflüchten sinnt. Tiefinnerlicher Schmerz sprach aus diesen Zügen, das Leid des Unglücklichen, der schwer an dem Bewußtsein seiner Schuld trägt, der nimmer aus gemeinen Motiven heraus zum Verbrecher geworden sein kann. Auch nicht einmal aus Leichtsinn, wie die meisten dieser Bankdiebe. So sah kein Mann aus, der in wilden Spekulationen das gestohlene Geld vertan oder der es in wüsten Orgien vergeudet hatte.

Der kleine bewegliche Herr war stolz darauf, ein Menschenkenner zu sein, und stolz auch darauf, daß ihm in seinem Beruf das Herz noch nicht verknöchert war. Der Mann dort interessierte ihn.

„So — und nun kommen Sie her und unterzeichnen Sie. Hier! Nun schön! Nun gut! Und nun habe ich Sie zu fragen, ob Sie von Ihrem Recht auf Selbstbeköstigung Gebrauch machen wollen?“

„Nein, Herr Landgerichtsrat. Ich danke —“

„Hm. Nun schön — wie Sie wollen. Obwohl ... Sie hätten doch sicher Verwandte oder Freunde, die den erforderlichen Kostenvorschuß leisten würden. Hm ... die Hauskost hier ... hm ... ich möchte Ihnen doch raten ...“

„Nein, Herr Landgerichtsrat. Ich ... was ich erhalte, wird mir genügen.“

„Nun schön! Nun gut! Haben Sie sonst Wünsche?“

Da brach es aus Effenbergs Brust: „Meiner Frau möchte ich schreiben. Meine Frau möchte ich sprechen —“ und er kämpfte mit den Tränen, die schon bei dem Gedanken an ein Wiedersehen in ihm aufstiegen.

„Ja! Schreiben! Nun gut. Hier — Sie können gleich den Antrag ausfertigen. Daß Ihr Brief hier vorher gelesen werden muß, wissen Sie wohl. Ja! Und sprechen . . . nun schön . . . wir werden sehen . . .“

* * *

Dann saß Egon lange, lange in seiner Zelle vor dem Bogen Papier, den der Wärter ihm gebracht hatte. Gesehnt hatte er sich mit aller Kraft seines Herzens nach der Möglichkeit, Herta zu schreiben, ihr seine Seele zu enthüllen, ihr zu sagen, wie er litt, wie er bereute, sie anzuflehen um Liebe und Güte und Verständnis und Nachsicht; sie zu bitten, ihm eine kurze Besuchsstunde zu schenken; — darüber hinaus hatte er am langen gestrigen Sonntag auch über die materiellen Sorgen gegrübelt, die ihr entstehen mußten, und wie er ihr raten könnte.

Und nun saß er doch und sann und sann, um die rechten Worte und den rechten Eingang zu Hertas Herzen zu finden.

Immer aufs neue setzte er an, immer ließ er die Feder entmutigt sinken. Bogen auf Bogen hätte er füllen können, das Herz strömte ihm ja über. Aber er sah das ernste, herbe Gesicht seiner Frau vor sich, und der Mut versagte ihm. Wenn er sie hätte sprechen können, ja, wenn er ihr hätte Aug' in Auge sehen dürfen, ihre Knie umklammern — dann



würde er gewiß ihre Verzeihung gefunden und ihre Liebe festgehalten haben. Festgehalten, denn ihm war's immer, als könne Hertas Liebe nicht anders als auf der Flucht vor ihm sein. Aber ein Blatt Papier war ein so jammervoller Ersatz für das gesprochene Wort, für den heißflehenden Handdruck, für den suchenden und gebenden Blick.

Und dann: in ihm lebte ein keusches Empfinden, das ihn verwirrte. Was er seiner Frau schrieb, sollte hier fremden Augen unterbreitet werden. Sein Innerstes sträubte sich dagegen, und er wußte, Herta würde gerade so fühlen. Solch ein Brief konnte nimmer den rechten Klang von Herz zu Herz geben.

Aber das war nun nicht zu ändern. Auch das gehörte wohl zur Sühne und Buße.

So schrieb er dann endlich:

„Vergib mir, stoße mich nicht von Dir! Ich weiß, daß ich vor Dir keine Entschuldigung für mein Tun habe, ich habe sie ja auch vor mir selber nicht. Mir bleibt allein das Bitten. Ich bin so unglücklich, Herta, wie es ein Mensch nur durch Schuld werden kann. Mein Leben liegt in Trümmern, ich habe alles verloren. Laß mir das letzte: die Hoffnung auf Dein Verzeihen. Nur daran kann ich mich langsam wieder aufrichten, wenn Gott mir die Kraft läßt.

Meine Schuld ist groß, meine Strafe wird hart sein. Aber weit über alle Strafe, die mich treffen muß und die ich demütig hinnehmen werde, steht der Schmerz, was ich Dir und Euch angetan habe. Wie ich je darüber hinwegkommen soll, weiß ich nicht. Nur Du — Du allein kannst mir helfen! Sei Du barmherzig, um unserer Liebe willen, verlaß Du mich nicht in meinem grenzenlosen Elend!

Ich will wieder gut machen. Alles! Vor allem aber an Dir und unserem geliebten Kinde. Mein ganzes Leben soll ja nur der einen Aufgabe gewidmet sein. Aber ich kann das nur, wenn ich weiß, Du trägst mit mir, Du willst mir Stütze und Stab sein. Du warst immer die Stärkere von

uns beiden, nun laß Deine Stärke mir helfen, daß ich mich wieder aufrichten kann.

Ich muß Dir noch eins sagen: ich war in den letzten Tagen wohl dem Wahnsinn nahe. Ich war nicht mehr Herr meiner Sinne, so schüttelte mich das Bewußtsein meiner Schuld. Ich durchwachte die Nächte und dachte bis zum Morgen immer nur das eine: ‚stell' Dich Deinem Richter'; und der gleiche Gedanke verfolgte mich vom Morgen bis zum Abend. Aber ich war zu feige — und ich fürchtete für Euch, wenn mein Vergehen ans Tageslicht kam. Es war ja unrecht, aber es war wohl menschlich: ich hoffte dazwischen immer wieder, daß ich die Papiere einlösen könnte, daß ich nicht entdeckt, nicht zum Verbrecher gestempelt werden würde. Und in all der Angst und Sorge und doch auch Hoffnung war ich gewiß auch schlecht zu Dir. Herta, deswegen darfst Du mir nicht zürnen — ich weiß von alledem fast nichts, über all diese furchtbaren Tage liegt für mich ein Schleier.

Liebe Herta, gewinne es über Dich, mich hier im Gefängnis zu sprechen. Es ist erlaubt, wenn auch im Beisein Fremder. Laß mich darin ein erstes Zeichen erkennen, daß ich hoffen darf. Sei Du barmherzig auch darin. Ich sehne mich so unbeschreiblich nach Dir. Und dann muß ich Dich ja auch sprechen. Wir müssen uns über die nächste Zeit miteinander verständigen, über das Materielle. Meine geliebte arme Frau, welche Sorgen hab' ich Unseliger auf Deine Schultern geladen.

Küsse unser Kind, Herta. Wann werde ich es wiedersehen? Und auch meine Schwester grüße, sie soll ihren Bruder nicht ganz verdammen. Sie soll Dir in dieser schweren Zeit eine Stütze sein." —

* * *

Effenberg wartete mit schmerzlichster Sehnsucht auf Antwort.

In der Einsamkeit seiner Zelle, die nichts unterbrach als die kaum berührten Mahlzeiten und dann und wann wenige Worte des Wärters, dehnten sich die Stunden aufs qualvollste. Der Tag wollte kein Ende nehmen, und dann kamen die langen, endlos langen Nächte, die noch fürchterlicher waren als der Tag. Er hatte fast keinen Schlaf, nur in den Morgenstunden erzwang sich der müde Körper einige Macht über die grübelnde Seele.

Er wartete von einem Tag zum andern, mit immer neuer Sorge, mit immer schwächerer Hoffnung.

Man hatte ihm auf seine Bitte eine Bibel gebracht und einige alte Kalender. Bisweilen fand er in der heiligen Schrift, nach der er mit zitternder Hand gegriffen hatte, eine seelische Erquickung. Aber die wachsende Ungeduld hinderte seine Gedanken, sich zu konzentrieren. Es zerflatterte ihm alles, was er las. Er dachte immer wieder nur: Herta! Wann kommt sie? Warum war sie noch nicht da?

Noch einmal hatte er ein Verhör. Ganz kurz nur. Der Untersuchungsrichter teilte ihm mit, daß sechzehntausend Mark aus London für ihn eingegangen und bis auf weiteres in gerichtliches Verwahrsam genommen worden waren. Er gab ihm einen Brief des Vaters. Das Geld mußte abgesandt sein, ehe irgendeine Kunde von seiner Verhaftung nach London gekommen war. „Liebster Junge“, schrieb der Vater. „Alles in Ordnung. Endlich! Heute früh zahlte mir Forster die Provision aus; jetzt nachmittag vier Uhr sende ich Dir Dein Geld. Tausend Dank, mein guter, lieber Egon. Du warst, bist und wirst ewig bleiben das Muster eines Sohnes! Ich

werde heut' auf Dein und der Deinen Wohl eine Pulle trinken, die sich nicht gewaschen haben soll. Es gibt hier noch allerlei zu ordnen, dann komme ich nach dort."

Schweigend reichte Effenberg



den Brief zurück. Es war doch wieder das wehe Gefühl in ihm: ‚Wenn Vater das Geld vier Tage früher gesandt hätte, stündest Du heut noch als Ehrenmann da.'

Der Untersuchungsrichter hatte ihn aufmerksam beobachtet. Während er jetzt den Brief wieder in die Akten einfügte, sagte er, langsamer als er sonst sprach, ohne den Blick von ihm zu wenden: „Wir hatten die Vernehmung Ihres Vaters in London vor dem Konsulat telegraphisch beantragt. Er ist jedoch, ohne Angabe wohin, plötzlich abgereist."

„Er wird hierher kommen!" Freude und Schreck sprachen zugleich aus Effenbergs schnellen Worten.

„Wer weiß —" Der Richter lächelte etwas ironisch. „Vielleicht zieht er es vor, in diese Angelegenheit möglichst wenig verwickelt zu werden. Nun ja . . . nun gut . . . wir werden ja sehen, wie die Königliche Staatsanwaltschaft sich dazu stellt. Haben Sie noch einen Wunsch?" fragte er dann.

Mit einem Zittern der Erregung bat Effenberg: „Ich habe meiner Frau geschrieben, aber ich bin ohne jede Nachricht. Der Brief ist ihr doch zugegangen? Ich zermartere mir den Kopf, warum sie nicht schreibt, warum sie nicht herkommt, ob ihr etwas zugestoßen ist. Vielleicht ist unser Kind schwer erkrankt . . . . Verzeihen Sie, Herr Landgerichtsrat . . . aber . . ." Er konnte nicht weiter sprechen. Die Kehle war ihm wie zugeschnürt.

„Ich kann Sie beruhigen. Wenigstens in einer Hinsicht. Ihre Frau ist gesund . . . sie ist gestern von mir zur Sache vernommen worden."

Es war wie ein Schlag.

. . . also Herta wollte ihn nicht sprechen! Sie war hier gewesen, wenige hundert Schritt von ihm entfernt. Sie hatte ihm kein Lebenszeichen gegeben, hatte nicht geschrieben, hatte nicht das Verlangen ihn zu sehen! Sie wandte sich ab von ihm. Sie wollte, konnte nicht verzeihen.

Effenberg stöhnte auf. In diesem Augenblick verschwand alles andere vor der einen Erkenntnis. Er dachte nicht mehr an Schuld und Strafe, er dachte nicht mehr an den Vater. Nur an Herta dachte er —

Der kleine Herr mochte oft genug Zeuge ähnlicher Erregung, gleicher Szenen gewesen sein. Er schob die Akten sorgsam zusammen und ließ dem ersten Schmerz seine Zeit. Dann stand er auf und trat zu Egon, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Nun — nun! Ich verstehe schon . . . ja! Aber lassen Sie nur den Mut nicht sinken, Effenberg. Und seien Sie auch gerecht: leicht ist das nicht für eine Frau. Den Geier auch! Und so wie mir gestern ihre Frau erschienen ist . . . so nach dem ersten Eindruck . . . muß sie's besonders schwer nehmen. Aber . . . ja . . . ich hab' immer gefunden, das wandelt sich ab. Kommt Zeit, kommt Rat, und die meisten Suppen werden nicht so heiß gegessen, wie sie gekocht worden sind. Nur Geduld, und den Kopf hochhalten. Grad im Unglück. Ja . . .“

Anfangs hörte Effenberg kaum, was der andere sprach. Es hämmerte in seinem Herzen, es schrie in seiner Seele nur: Herta! Herta! Dann empfand er doch die guten Worte gleich einer Wohltat. Empfand sie als die erste Äußerung menschlichen Mitgefühls, die ihm wurde. Empfand sie doppelt wohltuend, weil sie von einer Seite kam, von der er sie am wenigsten erwartet hatte. Er raffte sich zusammen. „Wir haben uns so sehr lieb gehabt . . .“ stammelte er.

„Nun ja! Nun gut! Dann wird das schon wieder werden, Effenberg. Sie sind ja beide noch jung . . . ja . . . und wenn Ihre Frau erst die Überzeugung gewonnen hat, daß Sie tief bereuen, und wenn Sie Ihre Strafe abgebüßt

haben, dann wird sie auch anders denken als heute. Ja! Sie tun mir leid, Effenberg . . . darum spreche ich mit Ihnen über das Amtliche hinaus . . . ja . . ., um Ihnen ein bissel Mut in die sieche Seele zu blasen. Ich denke, den Hals wird die Sache nicht kosten, und schließlich werden Sie's schon überwinden. Sie beide!"

Effenberg schüttelte traurig den Kopf. Ich nicht, Herr Rat . . . und Herta . . . und meine Frau auch nicht."

„Nun — nun!" Der Richter lächelte. „Wenn Sie hier stünden wie ich, Jahr aus, Jahr ein, und erführen, was ich hier erfahre, würden Sie anders reden. Es ist sogar zum Verwundern, was Menschenherzen alles überwinden können. Und nun gehen Sie und, hören Sie, blasen Sie nicht mehr Trübsal als nötig ist. Man kann in der Not auch zu viel des Guten tun."

Es war so gut gemeint —

Aber zwischen den engen Wänden der Zelle grübelte sich Effenberg erst recht in den ganzen Umfang seines Unglücks hinein.

Er war in den wenigen Jahren seiner Ehe überaus glücklich gewesen, aber er hatte dies Glück eigentlich als etwas Selbstverständliches hingenommen. Ein rechter ‚Hans im Glück', dem der Segen ungebeten in den Schoß fiel. Es hatte ja zwischen ihm und Herta auch kleine Verstimmungen gegeben, aber die hatten sich allemal aufgelöst wie Schneeflocken im Mai, und die Sonne schien ihnen dann desto wärmer. Meist gab er wohl nach, um der warmen, wohltuenden Strahlen ihrer Liebe desto schneller wieder froh zu werden. Zu einem Ausringen der Meinungen und Ansichten, wenn die wirklich einmal auseinandergingen, war es nie ge-

kommen. Er wußte ja, daß seine Frau die Härtere, die Willenskräftigere war.

Und nun brach das alles in Trümmer! Durch seine Schuld — gewiß — allein durch seine Schuld.

Unter den Trümmern hatte der zu Boden Geschmetterte immer noch gehofft, und die Hoffnung hatte ihn vor dem völligen Zusammenbruch bewahrt. Hertas Liebe, so meinte er, müsse schließlich doch stärker sein als ihr Abscheu vor dem, was er getan hatte. So stark, daß sie nicht von ihm lassen könne. Jetzt erst kam ihm zum grausamen Bewußtsein, wie schwer er irrte. Herta versagte sich ihm völlig, versagte ihm selbst das elendeste Mitleid. Sie wollte sich loslösen von ihm, ganz und für immer. Und wie er sie nun erkannte: sie nahm ihm auch das Kind.

Und Herta — grade sie mußte doch wissen, was ihn ins Unglück getrieben hatte! Mochte sie's nennen, wie sie wollte, mochte sie urteilen darüber so streng und so hart wie möglich — eine gemeine Handlung durfte sie's nicht heißen. Wenn sie ihn aber verächtlich von sich stieß wie einen gemeinen Verbrecher, dann konnte ihre Liebe auch früher nie so groß gewesen sein, wie er, wie sie beide geglaubt hatten.

Jäh wechselte an diesem Tage seine Stimmung. Er wollte zürnen und hassen. Er ballte die Fäuste, und ihm war, als müsse er mit dem Kopf gegen die Bohlentür anrennen, um sich zu betäuben, um vielleicht all seinem Leid ein Ende zu bereiten. Und dann kam wieder die schmerzvolle Sehnsucht über ihn. Der Zorn schmolz dahin. Er warf sich auf die Knie neben der Bettpritsche, umklammerte die Eisenstäbe, stammelte heiße Liebesworte, als könnten die zu seinem Weibe dringen und ihr Herz rühren. Und er

sprang wieder auf und raste in der Zelle umher wie ein gefangenes Tier.

Schließlich kam der Wärter, der ihn vom Flur aus beobachtet haben mußte. Der Mann war nie barsch gewesen, heute wurde er es. Und die Demütigung wirkte. Effenberg schämte sich. Er senkte scheu den Kopf.

„. . . das geht so überhaupt mit Ihnen nicht weiter“, sagte der Wärter. „Wenn Sie's nicht ändern, muß ich Meldung machen, und dann mag unser Herr Doktor kommen. Da steht schon wieder das Essen. Nicht angerührt haben Sie's. Gestern auch nicht. Ich glaub' ja gern, Lampreten sind's nicht. Aber Sie dürfen nicht so von Kräften kommen. Das geht nicht. Also nun überlegen Sie sich's. Entweder Sie nehmen Vernunft an oder ich mach' Meldung. Oder legen Sie's vielleicht darauf an: wollen Sie ins Lazarett?“

Nein, nur das nicht. Da war die Einsamkeit der Zelle doch noch besser —

Der Mann hatte ja auch recht. Effenberg fühlte es selbst, er rieb seine Kräfte auf. Es ging nicht so weiter. Er mußte sich zusammenraffen. Es war Pflicht gegen sich, gegen sein Kind. Diese Pflicht konnte ihm auch Herta nicht rauben. Die Zeit mußte ja kommen, in der er wieder für sein Kind sorgen durfte. Auch die Zeit, in der er Herta beweisen konnte, wie keine Erniedrigung so groß ist, daß man sich nicht wieder aus ihr emporarbeiten könne.

So setzte er sich still und ruhig an das Fenster und aß das Stück Brot, das dort auf dem Tische lag. Es war grau und hart, aber er zwang es nicht nur deshalb, Brocken um Brocken, mühsam herunter. Er aß es aus Pflichtgefühl.

Und zum ersten Male dacht er dabei: ‚Wie lange, wie lange wirst Du dies Brot des Kummers essen müssen?‘

Gegen die Mittagsstunde des nächsten Tages hieß es, er solle in das Besuchszimmer geführt werden. Eine Dame erwarte ihn.

Das Herz schlug ihm zum Zerspringen, als er das hörte.

Also hatte er Herta doch unrecht getan! Also kam sie dennoch! Ganz klar war es ihm mit einem Male: sie hatte hart mit sich gerungen, bis die Liebe siegte. Sie kam, er würde sie sehen und sprechen, er würde die rechten Worte finden ihr gegenüber! Sie kam: das war noch nicht Vergebung und Versöhnung, aber es war doch der erste Schritt dazu. Gottlob — Gottlob!

Ein großer Jubel war in ihm.

Auf dem langen Wege durch die Korridore, die Treppen hinunter kroch zwar wieder die Angst in ihm empor. Das erste Wiedersehen mußte ja schwer sein für beide Teile. Aber er biß die Zähne zusammen. Sie kam — und das war die Hauptsache. Alles andere würde sich ebnen. Sie kam, sie kam, und nun hörte er endlich auch von seinem Kinde.

Aber als sich die Tür des Besuchszimmers vor ihm öffnete, sah er jenseits der Schranke eine Fremde stehen.

Ganz fremd wenigstens erschien sie ihm im ersten Augenblick. Und die Enttäuschung war so niederschmetternd, daß er den Kopf sinken ließ und regungslos stehen blieb.

Da trat die Fremde bis dicht an die Schranke und sagte traurig: „Egon —“

Die Stimme erkannte er. Langsam richtete er den Kopf hoch. Er hatte nur die Empfindung eines neuen Schmerzes:

seine Frau kam nicht, aber die Jugendfreundin . . . Edith fand den Weg zu ihm . . .

„Egon —“ wiederholte sie traurig und innig. „Ich mußte Sie sprechen.



Mein Mann hat mir die Erlaubnis erwirkt.“ Und nach einer Pause: „Armer Egon — wie hat das Schicksal Ihnen mitgespielt.“

Er konnte noch immer nicht antworten. Er stand noch immer an derselben Stelle, von Enttäuschung, Scham und auch von Rührung gebannt. Nur

wie durch einen Schleier sah er die schlanke, elegante Gestalt und das schön geschnittene Gesicht, sah dann doch auch die dunkeln Augen und das warme Leuchten des Mitleids in ihnen.

„Warum sind Sie nicht zu mir oder zu meinem Mann gekommen!“ fragte Edith. „Alles wäre gut gewesen. — Aber ich bin nicht hier, um darüber mit Ihnen zu rechten. Ich wollte —“

Egon unterbrach sie, wie unter einem gewaltsamen Zwange: „Warum kommt Herta nicht? Ich verzehre mich, weil sie nicht kommt.“

Sie hatte sich gut in der Gewalt, sie war auch auf diese Frage vorbereitet. Ganz ruhig sprach sie und sanft: „Lassen Sie ihr Zeit, Egon. Sie muß sich erst zurechtfinden. Das ist sehr hart für Sie, aber es ist nicht zu ändern. Ich kann Ihnen wenigstens sagen, daß Ihre Lieben gesund sind. Ich komme von Ihrer Wohnung. Ich habe soeben Ihr Kind geküßt und bringe Ihnen Grüße von Ihrer Schwester . . .“

„Und Herta . . .“

„Lassen Sie ihr Zeit!“ wiederholte sie. „Daß sie schwer gelitten hat und noch leidet, brauche ich Ihnen nicht zu verschweigen, auch nicht, daß sie jetzt noch sehr bitter ist. Aber das wird sich geben — ganz gewiß, Egon. Machen Sie nicht so verzweifelte Augen. Ich möchte mich heut schon dafür verbürgen, das alles, alles wieder ins rechte Geleise kommt.“ Sie versuchte einen leichteren Ton anzuschlagen. „Und nun kommen Sie einmal etwas näher heran, soweit es diese Schranke und die Vorschrift erlauben. Die Hand darf ich Ihnen eigentlich nicht reichen, ich könnte Ihnen ja einen Kassiber oder wie man das Ding nennt, zustecken. Nicht wahr, Herr Landgerichtsrat?“

Egon bemerkte erst jetzt, daß der Untersuchungsrichter Frau von Siegern persönlich begleitet hatte. Der kleine Herr hielt sich im Hintergrunde; lächelnd sagte er: „Die gestrenge Themis ist bekanntlich blind. Ich drücke also beide Augen zu, gnädige Frau. „In diesem Fall ist mein Gewissen beruhigt, über jede Vorschrift und Schranke hinweg."

Langsam kam Egon näher. Seine Glieder waren schwer wie Blei. „Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind", sprach er mühsam. Dann fühlte er, wie Edith seine Hand ergriff. Er fühlte den Pulsschlag ihres Blutes und ihm war, als wolle sie ihm neue Spannkraft und neue Hoffnung einflößen, so kräftig hielt ihre Hand die seine fest.

„Armer Egon, wie schlecht Sie aussehen —"

Da kam wieder ein Gefühl der Scham über ihn. Zum ersten Mal empfand er, daß er sich auch körperlich vernachlässigt hatte. Er trug noch den Anzug und die Wäsche, in denen er im Gefängnis eingeliefert warden war. Das Haar mochte ihm unordentlich über das Gesicht hängen, und er war unrasiert.

Sie hatte es ganz anders gemeint, aber sie fühlte, als sie das Blut in seinem blassen Gesicht aufsteigen sah, ihm sofort nach. „Ich habe mich schon erkundigt, Egon, und der gestrenge Herr hier hat mir gesagt, daß Sie ein ganz eigensinniger Mensch sind. Keine Selbstverköstigung — ich bitte Sie! — das ist kleinlich. Dafür lassen Sie nur mich sorgen, und für den übrigen Menschen auch ein wenig. Mir gegenüber werden Sie doch nachgiebig sein?"

„Bitte nein, gnädige Frau. Ich will alles tragen, wie es mir auferlegt ist. Ich will keine Ausnahmen machen. Nur

— wenn Sie Herta oder Lore veranlassen könnten, mir etwas Wäsche zu senden —"

„Selbstverständlich sorge ich dafür. Und nun etwas anderes —"

Es schien, daß sie alles vorbedacht hatte. Sie sprach von der Verteidigung und daß ihr Mann bereits mit einem der ersten Verteidiger verhandelt hätte. Sie sprach auch von der Direktion der Bank und daß die Herren geradezu bedauerten, die Anzeige erstattet zu haben. Sie sprach davon, daß man auf eine gelinde Strafe hoffen dürfte. Sie wurde so lebhaft, daß der Untersuchungsrichter sie schließlich unterbrach: „Nun — nun — gnädige Frau, die Themis sieht zwar nichts, aber sie ist nicht taub, und alles darf sie nicht hören."

Egon hatte schweigend gestanden. Er war tief ergriffen von all der Güte, all der warmherzigen Teilnahme. Das Herz wurde ihm warm, und dabei war doch über allem die große Traurigkeit in ihm: warum steht hier nicht Herta und und spricht wie diese?!

Nun, da Frau von Siegern schwieg, schüttelte er den Kopf: „Ich danke Ihnen aus ganzer Seele, gnädige Frau . . . nein . . . Edith. Aber ich bitte Sie, tun Sie nichts für meine Verteidigung. Ich will nicht, daß irgend einer der großen Herren sich um mich bemüht. Man mag mir einen Offizialverteidiger stellen, und dann will ich in Ergebung die Strafe auf mich nehmen, die ich verdiene."

„Das ist Eigensinn in krassester Form. Das ist Narrheit —" ereiferte sie sich.

„Ich will nicht. Ich will in vollem Maße büßen, was ich verschuldet habe, ich will nicht, daß man an mir eine

Mohrenwäsche versucht. Es sträubt sich alles in mir dagegen. Nur einen Wunsch habe ich, und den hab' ich ja schon dem Herrn Untersuchungsrichter ausgesprochen: daß meine Angelegenheit, sobald es möglich ist, zur Verhandlung kommt."

Diesmal war sie es, die traurig den Kopf senkte. Dann sagte sie: „Sie machen sich und Ihren Freunden alles unnötig schwer, Egon. Aber ich muß mich fügen. Und nun will ich Ihnen noch von zu Hause erzählen."

Sie sprach ihm von dem kleinen Franz, von Lore und doch auch, wie Herta sich ihr Leben eingerichtet hätte. Sprach davon in ihrer warmherzigen Weise, die ihm wohltun mußte, auch wenn sie Dinge berührte, die Schmerzvolles in sich bargen.

Dem Landgerichtsrat in seiner Ecke wurde die Zeit nicht lang. Das war doch einmal wirklich etwas Neues, eine kleine Sensation! Die stadtbekannte Schönheit, die elegante Gattin eines der bedeutendsten Großindustriellen, die Gesellschaftslöwin, die Patronesse aller möglichen Wohlfahrts- und Wohltätigkeitsveranstaltungen im Besuchsraum des Gefängnisses, im Gespräch mit einem kleinen, eigentlich recht unbedeutenden Bankdefraudanten! Juristisch-amtlich genommen, wirklich kein interessanter, sondern ein unbedeutender Fall: dieser Beamte, dessen Obhut ein paar Millionen an Wertpapieren anvertraut waren und der sich, ausgerechnet, mit zweiundzwanzigtausend Mark begnügte! Menschlich, nun ja, da lag die Sache freilich anders: Dieser junge Mensch, der ohne Zweifel das Opfer eines leichtfertigen Vaters geworden war, hatte das Zeug in sich, überall Sympathien zu erwecken. Obgleich er eigentlich auch nicht über den Durchschnitt hinausragte, war eine Note in ihm, die die Herzen klingen machte. Nun ja! Nun gut!

Aber das menschlich Interessanteste war doch der Gegensatz zwischen der Frau hier und der anderen Frau gestern beim Verhör. Die hier war — ja! — die hier war ganz Rasse, ganz Esprit, mit einem wohl nur mühsam gedämpften Temperament, das mit äußeren Bedenken spielte. Die andere — ja, bei der kenn' sich der Geier aus: da war alles Akkuratesse, äußerste und äußerliche Ordnung, ein Zusammenschauern vor jedem Außergewöhnlichen; und dabei machte sie doch Eindruck, war in ihrer Art selbst etwas Außergewöhnliches, solch Menschenkind von der Sorte, aus der eigentlich wohl die rechten Helden und Heldinnen, die wahren Kreuzträger des Lebens geschnitzt werden mögen. Nun ja — nun gut: aber gerad' was Hinreißendes hatte diese andere nicht. Oder es lag eben im Verborgenen. Der Mann da wenigstens, der arme Kerl, dem stand's auf dem hübschen Gesicht geschrieben, daß er unter den dunklen, feurigen Augen dort und bei all den guten Worten der einen immer und immer doch nur an die andere dachte —

Und nun war's wohl Zeit!

Er räusperte sich und zog die Uhr. „Gnädige Frau —"

„Gleich, gleich, Herr Rat —" Sie sprach noch ein Weilchen fort und brach dann ab. Es war, als fühlte auch sie, daß die Aufmerksamkeit Egons erlahmte.

„Auf Wiedersehen in einer glücklicheren Stunde!" schloß sie und reichte ihm noch einmal durch die Schranke die Hand, drückte kräftig, wie vorhin, die seine: „Kopf hoch und Mut für die Zukunft. Wir zimmern sie schon. Auf Wiedersehn, Egon!"

---

5. Kapitel.

Herta hatte möglichst schnell ihre Wohnung aufgegeben, obwohl es nur mit Opfern möglich gewesen war. Lieber zu allen Opfern auch noch diese bringen, als sich von all den bekannten Augen anstarren lassen, daß ihr immer aufs neue die Schamröte ins Gesicht trat! Es war zwar niemand aus der Nachbarschaft unfreundlich gegen sie gewesen, sie hatte im Gegenteil manches Anzeichen des Mitgefühls erfahren, aber das änderte nichts an der Tatsache, daß ihr das Verweilen in der gewohnten Umgebung unerträglich war. Draußen in der äußersten Vorstadt, wo sie niemand kannte, hatte sie eine winzige kleine Wohnung in einem Hinterhause genommen. Die Mittel zum Umzug und für das tägliche Leben gewann sie durch den rücksichtslosen Verkauf alles Entbehrlichen. Was von der Einrichtung Eigentum ihres Mannes war, stellte sie der geschädigten Bank zur Verfügung, und als die in einem sehr höflichen Briefe verzichtete, stapelte sie es in einer Bodenkammer auf. Sie wollte durch nichts an ihn erinnert sein.

Edith hatte sich ihr sofort zur Verfügung gestellt. Sie lehnte rundweg ab, sprach es aber ebenso rückhaltlos aus: „Wenn ich einmal in wirklicher Not sein werde, komm' ich zu Dir. Jetzt muß ich versuchen, mich auf die eigenen Füße zu stellen. Tät' ich's nicht, käme ich um.“

Sie weinte nicht, sie klagte nicht, sie äußerte auch keinen Zorn. Auch nicht über Egon. „Ich will nur an die Zukunft

denken", sagte sie, und in ihrem jungen Gesicht prägte sich der starre Wille scharf aus.

Nur ein einziges Mal konnte sie sich nicht beherrschen. Das war, als ein Brief von Vater Effenberg an sie eintraf.



Erst wollte sie den Brief gar nicht annehmen. Dann nahm sie ihn, riß ihn auf, aber las ihn nicht, warf ihn auf die Tischplatte und stieß ihn dort noch verächtlich zur Seite.

Zur Schwägerin, die ihr gegenüber saß, sagte sie: „Eine Epistel von Eurem Vater. An mich! Was er mir wohl sagen könnte? Er — mir! Wenn Du willst, lies Du. Mich ekelt.“

Lore rührte sich nicht. Sie langte nicht nach dem Briefe, sie widersprach nicht. Nur eine flammende Röte zog über ihr Gesicht, und in ihre Augen traten große Tränen.

Es war eigentümlich: Herta konnte Lore nicht weinen sehen. Sie war überhaupt nachsichtiger und weicher gegen die kleine Schwägerin als je. Auch jetzt schien ihre Äußerung ihr leid zu tun. Ein paar Minuten saß sie still und regungslos, dann griff sie doch nach dem Briefe, las ihn schnell durch und lachte kurz und bitter auf. Ein einziges Mal. „Deinem Vater geht es, wie er schreibt, gut. Er ist in Athen und wird dort bleiben, so sagt er — wahrscheinlich bis zur Beendigung des . . . des Prozesses. Er hat geschäftlich in Griechenland zu tun.“ Damit stand sie auf, mit dem Briefe in der Hand.

Nun bat Lore doch: „Darf ich den Brief nicht lesen?“

Da sann sie einen Augenblick und sagte schließlich kurz, aber nicht unfreundlich: „Nein —“ und ging hinaus.

„Mein liebes armes Kind!“ hatte Vater Effenberg geschrieben. „Kannst Du wohl ermessen, wie tief unglücklich ich bin? Zerschmettert und untröstlich fühle ich mich, und am schwersten und schmerzlichsten lastet auf mir, daß ich nicht zu Euch darf, Euch nur aus der Ferne trösten und beistehen kann. Wer vermochte zu ahnen, welch unheilvolle Wendung diese Affäre nehmen würde! Wie beklage ich meinen guten, lieben Egon und Euch alle. Wie seltsam das Geschick waltet: zwei Stunden, nachdem ich in London alles glücklich abge-

wickelt hatte, las ich zufällig in einer deutschen Zeitung die schreckliche Nachricht. Eine kurze Notiz nur, aber sie sagte mir ja alles. Mein Kind, ich habe bittere, bittere Tränen vergossen, ich alter Mann!

Aber laß Du den Kopf nicht sinken, liebe Herta. Du bist ja immer ein tapferes Frauchen gewesen, Du wirst Dich auch jetzt bewähren. Man muß vernünftig denken. Die schwere Zeit wird vorübergehen, und auf das Gewitter folgt Sonnenschein. Nur Mut! Mut! Und noch einmal Mut!

Ich mußte geschäftlich nach dem Piräus. Es handelt sich um ein großes Unternehmen, eine Erzgrube bei Larissa. Wenn ich Euch so zunächst fern bleiben muß, so ist mein Herz doch bei Euch. Ich denke täglich, stündlich nach dort, und daß ich für Euch sorge, ist nur selbstverständlich. Anliegend findest Du einen Scheck über zweitausend Mark. Die eine Hälfte ist für Dich bestimmt, liebe Herta. Mit der anderen, so wünsche ich, soll Lore die Reise hierher bestreiten. Ich möchte das Kind um mich haben in meinem Gram, und ihr wird es wohltun, die herrlichen Eindrücke, die dies Land bietet, in ihr junges Gemüt aufzunehmen. Schreibe mir gleich, wann ich Lore erwarten kann . . .“

Draußen in der kleinen Küche, am Herdfeuer, hatte Herta den Brief noch einmal gelesen. Diesmal lachte sie nicht, aber es zuckte weh um ihren Mund. Das war wieder einmal ganz Vater Essenberg! Er hatte sich in Sicherheit gebracht, für den Fall, daß er irgendwie in das Verfahren gegen Egon verwickelt werden sollte. Griechenland lieferte voraussichtlich nicht aus. Er hatte die schönsten Worte, aber dabei hatte er doch bedacht, daß sein Brief vielleicht irgend-

wie in falsche Hände fallen könnte: jede Andeutung auf seine Schuld fehlte. Geld schickte er freilich — Geld.

Herta hielt die Hand mit dem Scheck über die Herdflamme. Sie zog sie wieder zurück.

Nein, das wäre blasse Torheit gewesen. Sie zwar, das fühlte sie, würde keinen Pfennig von diesem Gelde anrühren. Aber es sollte aufbewahrt bleiben . . . für den anderen.

Und dann sann sie weiter. Schon als sie zum ersten Male den Brief überflogen hatte, war sie fest entschlossen gewesen, Lore nicht reisen zu lassen, ihr nicht einmal Mitteilung über den Wunsch des Vaters zu machen.

Sie nannte das vor sich selber Pflicht. Das war es auch. Alles sträubte sich in ihr, das junge Ding mit dem weichen Herzen und dem starken Temperament diesem Vater zu überantworten. Aber es war doch nicht nur Pflichtgefühl. Sie dachte mit jähem Schmerz an die Möglichkeit, sich von Lore trennen zu müssen.

In den wenigen Jahren ihrer Ehe hatte sie das junge Mädchen nicht selten als eine Last empfunden, in der Enge des Haushalts, auch in ihrem Verhältnis zu Egon. So anspruchslos und liebenswürdig Lore war, sie war doch immer eine Dritte. Wenn sich die Möglichkeit einer Trennung geboten hätte, Herta würde ihr mindestens nicht stark widerstrebt haben. Nun war das anders geworden, und sie wunderte sich selbst darüber: sie hätte Eleonore nicht missen können. Ihr Anblick bereitete ihr eigentlich Schmerz; er hielt ja unausgesetzt die Erinnerung wach. Aber dieser Schmerz mußte wohl zu denen gehören, die wohltätig wirken —

Sie, die sonst alles und jedes bis zum Ende auszudenken pflegte, machte hier in ihren Folgerungen unwillkürlich

Halt. Sie wollte sich nicht klar darüber werden, was sie jetzt so stark zu Lore hinzog. Gerade jetzt wieder.

So stark, daß sie nun den Brief beiseite brachte, um wieder in das Wohnzimmer zurückzueilen. Sie mußte der Schwägerin ein gutes Wort sagen.

Als sie eintrat, fand sie Lore noch auf demselben Platze sitzend. Nur den Kinderwagen hatte sie herangezogen, den Kleinen herausgenommen und auf den Teppich gesetzt. Da strampelte und krakehlte er jetzt nach Herzenslust. Und Herta stand eine Weile neben dem Stuhl der Schwägerin, sah dem drallen Buben zu, wie der die runden Glieder reckte und krähte und dann ein paar Momente still lag und seine blauen Augen von der einen zur andern gehen ließ. Das war nun all ihr Glück — und hatte Egons Augen —

Immer wieder stieß sie es aus den erwachenden weicheren Stimmungen in ihre Härte zurück.

Sie setzte sich an den Tisch und begann ganz ruhig, fast geschäftsmäßig mit der Schwägerin zu sprechen.

Vor ihrer Heirat war sie drei Jahre auf der Redaktion der Modenwelt als Zeichnerin tätig gewesen. Ihr Talent war an sich nicht groß, aber sie besaß die Gabe peinlich genauer Ausführung, in ihren Zeichnungen saß jeder Strich haarscharf an der richtigen Stelle, und das wurde hier, wo es sich um die exakte, klare Wiedergabe von Roben, Hüten, Handarbeiten handelte, sehr geschätzt. Man hatte sie gut bezahlt, sie konnte damals sogar Geld für ihre Ausstattung zurücklegen. Gestern nun war sie auf der Redaktion gewesen und hatte gebeten, sie wieder aufzunehmen. Schweren Herzens war sie hingegangen; sie hatte gemeint, man würde ihr auch dort Vorurteile entgegenbringen, man würde sie mindestens

mit neugierigen Blicken mustern. Aber man war bereitwillig und freundlich auf ihre Wünsche eingegangen, ja die Direktrice hatte ihr allerlei Liebenswürdigkeiten gesagt, der Atelierchef ihr ein gegen früher erhöhtes Honorar bewilligt.

Nun galt es aber, den kleinen Haushalt auf der neuen Grundlage einzurichten, und darüber sprach sie mit der Schwägerin. Sie mußte ja den größten Teil des Tages fern bleiben, auf den Schultern Eleonorens lag dann nicht nur alles Wirtschaftliche, lag vor allem auch die Sorge für das Kind. Einen Dienstboten zu halten, dazu langte es nicht.

Lore hörte und nickte hier und tat dort ein paar verständige Zwischenfragen. So verständig, so ruhig, so sachlich und auch so lieb, daß Herta bisweilen dachte: ‚Das hätt' ich nicht erwartet; das ist ja wirklich, als ob ich an ihr eine rechte Stütze haben würde.' Aber Lore hielt dabei den Blick gesenkt, sie sah die Schwägerin nicht an, und die bemerkte nicht, wie die schlanken Mädchenfinger sich unter dem Tisch fest verschränkten und preßten; wie hinter all dem aufmerksamen Zuhören und dem wägenden Fragen das Ringen nach einem Entschluß stand.

Immer war Lore sich der Autorität Hertas bewußt gewesen; immer hatte sie in ihr die Ältere, Überlegenere respektieren müssen. Das war nicht ohne kleine Rebellionen früher, kleine Reibereien später abgegangen, aber Herta hatte sie stets im Keim unterdrückt, mit ruhiger Gelassenheit meist, auch mit einem ernsten, entschiedenen Wort, wenn es ihr erforderlich schien. Sie empfand sich durchaus im Mutterrecht dem jungen Dinge gegenüber, hatte das ausgeprägte Gefühl mütterlicher Verantwortlichkeit. Der Gedanke kam ihr gar nicht, daß in

Lore sich jetzt schon ein größerer Selbständigkeitstrieb entwickeln könnte.

Und nun öffneten sich plötzlich die großen Rehaugen weit, blickten sie ernst an, und Lore sagte: „Ich muß Dich etwas fragen —“ Es kam noch zagend und unsicher heraus, aber dann zog die Kleine die Hände unter der Tischplatte hervor, legte sie vor sich hin, ganz fest geschlossen, und wiederholte bestimmter: „Ich muß Dich etwas fragen, Herta!“

„So frag' doch!“

Die junge Brust atmete schwer. Es wurde Lore nicht leicht. Ihr Blick glitt von der Schwägerin zu den auf dem Tisch verschlungenen Händen herunter, als könnte sie sich bei denen Willenskraft holen, und hob sie dann wieder.

„Aber so frag' doch, Lore!“ wiederholte Herta etwas ungeduldig. Sie glaubte immer noch, die Frage würde auf irgendeine wirtschaftliche Angelegenheit Bezug haben.

„Ich muß Dich fragen, Herta — wann Du zu Egon gehen wirst . . .“

Lore stieß es hervor. Und kaum war es heraus, so senkten sich ihre Augen.

Eine Minute lang war Herta sprachlos. Sie fühlte das Hämmern des Pulses am Halse.

Es war fast dieselbe Frage, die Edith Siegern schon zweimal an sie gerichtet hatte. Beide Male hatte sie ihr ein entschiedenes ‚Nie‘ entgegengestellt, und beide Male meinte sie Siegerin geblieben zu sein. Diesmal war es ganz anders. Mit der langjährigen Freundin hatte sie sich in solch eine Erörterung einlassen können — mit diesem Kinde dort: Nein! Nein! Sie war ja gerecht genug, um die Parteinahme, die in Lores Frage lag, der Schwester zugute zu halten. Aber

sie war, nach dem ersten Staunen, sofort fest entschlossen, die Wiederholung dieser Frage unmöglich zu machen.

„Liebe Lore,“ sagte sie möglichst ruhig, „ein für alle Male: das geht nur mich und — und Deinen Bruder an, aber nicht Dich. Ich bitte Dich, um des Friedens unseres Zusammenlebens willen, diese Angelegenheit nie wieder zu berühren. Du bist auch noch viel zu jung dazu, um Dich hineinzumischen.“

Lore zuckte schmerzlich zusammen. Sie schwieg ein paar Augenblicke und saß mit tief gesenktem Scheitel. Aber dann schlug sie die Augen wieder groß auf, und sie hefteten sich vorwurfsvoll auf die Schwägerin. Sie schüttelte den Kopf und sprach traurig: „Das geht nicht, Herta. Das kann ich nicht. Das kannst Du auch gar nicht verlangen. Du mußt Dir doch denken können, daß alle meine Gedanken, Tag und Nacht, Stunde um Stunde, immer bei Egon sind! Ich hab's 'runtergewungen. Aber nun muß es heraus —“ Und sie sprang stürmisch auf, sie schlang die Arme um Herta und flehte unter stürzenden Tränen: „Geh zu Egon! Sei gut zu ihm in seinem Unglück! Er hat gefehlt . . . ja . . . schwer gefehlt. Aber Du liebst ihn doch. Ihr seid doch Mann und Frau, und nichts auf der Welt kann Euch scheiden. Er grämt sich gewiß tot in seiner Zelle, daß Du nicht zu ihm kommst. Allein und verlassen und bedrückt, wie er sein muß — Ich flehe Dich an: geh' zu ihm.“

Es brach wie eine lang zurückgedämmte Flut von Lores Lippen. Sie achtete gar nicht darauf, daß die Schwägerin sich ihrer zu erwehren, ihre Arme zu lösen suchte. Immer fester umklammerte sie Herta und unter Tränen und Schluchzen sprach sie weiter: „Immer muß ich an Egon denken — immer

— immer nur an ihn. Er ist so gut und so lieb zu uns allen gewesen, auch zu Dir — das hast Du selbst oft gesagt. Und er ist doch kein Verbrecher. Auch daran hab' ich denken müssen: man kann reines Herzens schuldig werden. Ich weiß doch, wie er's wurde. Einzig und allein aus Liebe zu unserem Vater. Siehst Du, Herta, daran solltest Du denken! Und daran, daß der liebe Gott ihm ganz gewiß verzeihen wird. Da darfst Du nicht so hart bleiben. Geh zu ihm . . . liebe Herta, geh zu ihm . . ."

Sie konnte nicht weiter. Das Schluchzen wurde übergewaltig. Und endlich vermochte Herta sich frei zu machen. Sie schob die Schwägerin zurück und rief mit bebender Stimme: „Nein!"

Nichts als Nein.

Zitternd vor Erregung, mit beiden Händen vor dem tränenüberströmten Gesicht stand die Kleine vor ihr. Sie tat ihr doch leid. Und mehr als das: sie fühlte mit ihr, trotz alledem. Unter dem stürmischen Gefühlsausbruch Lores war ihr eine Saite erklungen, die sie selbst nur mühselig zum Schweigen gebracht hatte, immer aufs neue zum Schweigen bringen mußte. Auch jetzt wieder. Sie wußte ja: solange Du lebst, wird der Kampf in Dir nicht aufhören, es müßte denn ein Wunder geschehen. Aber nachgeben konnte sie nicht.

So sagte sie denn sanft: „Beruhige Dich, Lore. Wenn Du älter bist, wirst Du die Motive meines Handelns besser verstehen. Glaube nicht, daß es mir leicht wird. Aber es muß dabei bleiben: zwischen mir und Deinem Bruder ist eine Gemeinsamkeit nicht mehr möglich. Er hat das alles vernichtet." Und bitterer, leidenschaftlicher schloß sie: „Ich hab' ihn herausreißen müssen aus meinem Herzen."

Sie bereute das letzte Wort im gleichen Moment. Denn Lore riß die Hände vom Gesicht und rief ihr fast wie im schmerzvollen Triumph zu: „Das kannst Du ja gar nicht!“

Eben noch hatte sie sich selber gesagt: Du wirst darum kämpfen müssen, solange Du lebst. Und nun tönte es ihr aus dem Munde der Siebzehnjährigen: Das kannst Du ja gar nicht! Der Sinn war der gleiche — und Herta wußte: es war die Wahrheit! Solch eine Wahrheit, gegen die man in schlaflosen Nächten anringt, die man sich nicht zugestehen will, und die doch nimmer aufhört, in uns zu pochen und zu wirken.

Sich selber nicht zugestehen — erst recht aber anderen nicht.

Und so gab Herta schärfer, als sie bisher gesprochen hatte, zurück: „Das habe ich nur mit mir abzumachen! Ganz gewiß aber steht Dir kein Urteil zu!“

Immer wenn Herta schärfer sprach, zuckte die Schwägerin zusammen. Auch jetzt wieder. Diesmal senkte sie aber die Augen nicht wie sonst, sie sah der Frau des Bruders grad und offen ins Gesicht. Ihre Lippen öffneten sich, sie wollte sprechen. Aber sie zwang die bitteren Worte, die sich in ihr empordrängten, wieder zurück. Der Respekt vor Herta war noch zu groß. Leise und traurig sagte sie schließlich nur: „Dann kann ich nicht bei Dir bleiben . . . dann muß ich gehen . . .“

„Du — gehen?“

Es kam Herta trotz allem völlig unerwartet. Sie empfand es zuerst nur als eine ganz ungehörige Absage, als Auflehnung, als kindischen Trotz. Jahre hindurch hatte sie wie eine fürsorgliche ältere Schwester, wie eine Mutter an dem Kinde da gehandelt, und nun kündigte ihr das die Freund-

schaft! Rundweg . . . ‚ich muß gehen‘. Anstatt der Dankbarkeit, die sie gerade jetzt erwartet hätte, daß sie unter den schwierigsten Verhältnissen Lore bei sich behielt, erklärte die einfach: ‚Dann muß ich gehen‘. Sie war empört. Ihr schoß durch den Sinn: ob da nicht etwa Papa Effenberg dahinter steckt?!

Lachen hätte sie mögen. Aber sie biß die Zähne zusammen. Es war wie ein Schlag gewesen.

Da wimmerte der Kleine auf. Er mochte auf dem Teppich ein Stückchen fortgekrochen sein und hatte sich wohl am Tischbein gestoßen. Und gleich wandte sich Lore, lief hinüber, kniete neben Franz nieder, richtete ihn auf, liebkoste ihn und rief: „Erschrick nicht, Herta. Es ist nichts. Er hat sich nichts getan.“ Plötzlich hatte ihre Stimme wieder den alten, süßen, lieben Klang.

Nun war die Mutter auch schon neben ihr und nahm ihr das Kind aus den Händen. Sie bedauerten es zusammen, spielten mit ihm, bis es sich beruhigte. Und sie wurden beide darüber selbst ruhiger.

Lore dachte schon wieder: ‚Hast Du auch nicht zuviel gesagt? Sie hat ja recht, Du bist noch so jung, Du hast vielleicht wirklich noch nicht das richtige Urteil. Nur in einem freilich ist nichts abzuhandeln, gewiß: Herta ist zu hart, ist ungerecht gegen Egon. Aber wer weiß, ob sie nicht umzustimmen ist, ob sie sich nicht auf sich selber besinnt? Denn sie liebt ihn doch, heut wie immer, und wenn sie's hundertmal leugnet . . .‘

Und Herta empfand wieder dasselbe Gefühl, das sie so oft in dieser Schmerzenszeit beschlichen hatte: ‚Ihr Anblick schon weckt die wehsten Erinnerungen, und doch möchtest Du


H.W.S.
& R.ST.

ihn nicht missen.' Aber dabei mischte sich auch ein klein wenig verstandesmäßige Überlegung hinein: ‚wenn sie's wahr machte und ginge, was würde mit ihr? Würdest Du nicht die Verantwortung tragen? Aber auch, wie würde sie Dir fehlen! Du müßtest eine fremde Person annehmen, wenn Du Deiner Tätigkeit frei nachgehen willst. Und sieh doch nur, wie der Franz an ihr hängt! Und gut zu ihm und zuverlässig für ihn ist sie —'

So ebbte die Flutwelle von beiden Seiten noch einmal zurück.

Als sie endlich den Kleinen in seinen Kinderwagen frisch gebettet hatten, nahm Herta den Kopf der Schwägerin zwischen beide Hände und gab ihr einen Kuß. „Wir wollen Frieden schließen, Lore —" sagte sie. „Um Bubis willen, wenn Du's sonst nicht tun wolltest."

Zärtlichkeiten war Lore nicht gewohnt. Geküßt — hatte Herta sie überhaupt je geküßt?! Sie empfand es als etwas ganz Besonderes, als Beweis, daß Herta ihr im Innern doch recht gab. Und dann — wahrhaftig — um Bubis willen mußte sie sich überwinden, mußte warten — warten können. Es kam ihr recht aus dem Herzen, als sie leise entgegnete: „Ach . . . ich hätt's ja nicht ertragen, mich von Bubi zu trennen . . ."

Aber ihre Stellung zueinander war doch verändert. In Lore war das Gefühl der Unterordnung im Erlöschen, und Herta hatte in dem jungen Mädchen zum ersten Male den selbständigen Menschen kennen gelernt. Sie rechnete seitdem damit.

Drei, vier Tage vergingen, ohne daß sie auf Egon zurückkamen.

Sie waren auch wenig zusammen, viel weniger als früher. Herta mußte schon früh in ihre Ateliers. Sie nahm, um Zeit zu sparen, ihr Mittagessen in einem kleinen Restaurant und kam erst in der Dämmerstunde heim. Dann war sie meist sehr erschöpft. Die Arbeit sei ihr noch ungewohnt, sagte sie wohl. Aber Lore wußte es besser: es war nicht nur die Tagesarbeit; es waren die schlaflosen, ruhelosen Nachtstunden, die an ihrer Kraft zehrten; nicht die Arbeit allein bleichte die Frische ihrer Wangen und ließ ihre Augen ermatten, das stete Ringen mit den eigenen Gedanken machte sie elend. Jedesmal, wenn ein Brief von Egon kam, und er schrieb häufig, schrak sie zusammen. Sie steckte ihn hastig fort, ohne ihn in Gegenwart der Schwägerin zu erbrechen. Lore aber hatte es doch beobachtet, daß sie diese Briefe in der Stille las und wieder las. Und die Kleine gedachte hoffnungsfroher des Tropfens, der den Stein höhlt.

So nahm sie an einem Morgen den Mut zusammen und sagte: „Ich möchte heut zu Egon gehen, Herta. Ich hab' solch rasende Sehnsucht. Damit Du Dich nicht sorgst: ich sprach schon mit Frau Kübler von nebenan. Die nimmt Bubi auf zwei Stunden, und da ist er gut aufgehoben."

Herta setzte die Kaffeetasse nieder und sah ein paar Augenblicke vor sich hin. Dann entgegnete sie ruhig: „Geh nur —"

Wieder raffte Lore Mut und Vertrauen zusammen und bat: „Hast Du nichts an Egon zu bestellen? Darf ich ihn von Dir grüßen?"

Da schüttelte Herta den Kopf. Stand auf und ging hinaus.

Der Stein war doch noch zu hart.

Für Lore war's ein Freudentag voll herber Schmerzen. Ihr Herz jubelte und ihre Lippen zuckten vor Weh. Sie hatte sich das alles viel leichter vorgestellt, hatte geglaubt, als Schwester ohne Schwierigkeit zu Egon gelangen zu können, hatte noch nie hinter hohe Gefängnismauern geschaut. Sie hatte wohl gefürchtet, Egon niedergeschlagen und traurig zu finden, aber ihr kindlicher Sinn erwartete nicht, daß die kurze Untersuchungshaft den Bruder so völlig verändert haben würde.

Dabei hatte sie noch Glück. Ein freundlicher Beamter nahm sich des hübschen Mädchens, das so scheu und unschuldig bat und fragte, an. Er führte Lore zu dem Untersuchungsrichter. Der Vielbeschäftigte hatte gerade eine halbe Stunde Zeit; tat einige teilnehmende Fragen, nickte und nickte wieder, gab seinem Protokollführer eine kurze Weisung und sagte: „Kommen Sie, kleines Fräulein. Es ist mir lieb, daß sich endlich ein Verwandter um Herrn Effenberg kümmert. Er hat's nötig.“ Es klang fast wie ein Vorwurf und schnitt Lore ins Herz. Warum war sie auch so lange feig gewesen?

Die Tränen stürzten ihr aus den Augen, als sie Egon gegenüberstand. Guter, lieber Gott! Hohlwangig und bleich war er, die Augen lagen so tief! Aber dann hörte sie doch die alte Stimme und hörte das Beben froher Überraschung darin: „Ach, Lore! Du — Lore! Schwesterchen!“

Sie hatte ihm so viel zu sagen und sprach doch nur wenig. Immer, wenn sie zu sprechen anfing, kam das Schluchzen in ihre Stimme. Dann nahm sie alle Kraft zusammen. ‚Ich will doch tapfer sein.‘ Aber es ging nur mühsam. Die Fremden, der Wärter drüben hinter Egon, der Mann mit dem eckigen, gleichgültigen Gesicht, hüben der Richter neben ihr, der ihr dann und wann gut zusprach, bedrückten sie, und

auch wenn das nicht gewesen wäre: jedesmal, wenn sie den Bruder ansah, quollen ihr wieder die Tränen. Sie konnte es nicht zwingen.

Nur von Bubi sprach sie viel. Von dem lieben, süßen Jungen, der nun schon so drollige Gehversuche machte und der so komisch pappelte; ganz deutlich schon Papa, Mama —

Egon strich sich nervös die langen Haare aus der Stirn: „Ja, Bubi! Küß ihn! Küß ihn von seinem armen Vater! Aber nun erzähl mir, wie Ihr Euch eingerichtet habt . . . und von Herta.“

Da gab sie denn Auskunft über alles Äußerliche und sah, daß er wartete und wartete. Sah wie seine fragenden Augen immer größer und sehnsüchtiger und trauriger wurden.

Bis sie's schließlich nicht mehr ertragen konnte und hastig log: „Herta freute sich, daß ich zu Dir wollte . . . sie läßt Dich grüßen.“

Ein flackerndes Rot flog über sein Gesicht, und er schöpfte tief Atem. Ganz dicht trat er an die Schranke heran. „Ist das wahr? Ist das auch wahr, Lore?“

Sie nickte: „Wenn ich's Dir sage Egon —“ und sie hielt diesmal wirklich tapfer seinem Blick stand.

Er hatte die Hände um einen Stab des Gitters verschränkt. Immer noch sah er sie zagend und zweifelnd an. „Ach, Lore . . . wenn ich's doch glauben könnte. Nicht einmal ist sie zu mir gekommen. Nicht einen meiner Briefe hat sie beantwortet . . .“

Mit einem Male kam ihr das rechte Wort. „Aber sie denkt an Dich. Immer und immer. Ich weiß das doch, ich seh' das doch! Und es wird schon werden, Egon. Hab nur Geduld!“

Das war derselbe Trost, den ihm die andere gebracht hatte — Edith —, das war dieselbe Hoffnung, an die er sich selbst immer aufs neue anklammerte, wenn das Verzagen ihn ganz übermannen wollte. Auch jetzt griff er zu, nickte und sagte: „Ja, Lore — ja! Wenn sie nur an mich denkt, recht viel denkt, dann wird die alte Liebe schon wieder erwachen. Grüß sie von mir viel tausend, tausend Male und den Jungen küsse!"

Immer, wenn Bubis Erwähnung geschah, trat das Sonnenleuchten in Lores Gesicht. „Unser Franz . . . unser Prachtjunge! Ob ich ihn küssen werde! Ganz heimlich werd' ich ihm von seinem Papa ins Ohr flüstern, wie lieb der ihn hat. Manchmal — Du magst es glauben oder nicht, Egon — manchmal ist's ja, als ob das kleine Bürschchen schon alles verstünde, was man ihm sagt. Mit großen Augen guckt er einen dann an — Deinen Augen, Egon — und ist's was Trauriges, dann zieht er ein betrübtes Schippchen, ist's was Lustiges, dann kommen gleich die Grübchen in die Wangen."

„Wenn Du ihm von seinem Vater sprichst, kann's ja nur etwas Trauriges sein." Es klang schon wieder ernst und trübe. Aber sie schüttelte den Kopf: „Nein, Egon. Was ich Bubi von Dir erzähle, das ist nur Liebes und Gutes und Frohes. So wie ich immer an Dich denke. Und wenn ich heut nach Haus komme, dann soll's etwas besonders Gutes sein: ‚Bubi, weißt Du . . . ich hab' Deinen Papa gesehn, und er hat Dich sehr, sehr lieb und er freut sich darauf, wenn er Dich wieder in seine Arme nehmen kann und Dich hoch heben — so hoch! So hoch!!"

*　　*
*

„Das haben Sie brav gemacht, kleines Fräulein," sagte nachher draußen auf dem Flur der Landgerichtsrat. „Und zur Belohnung will ich Ihnen auch etwas mitteilen: heut schließ' ich die Untersuchung ab und ich hab' mir vorgenommen, persönlich mit dem Herrn Staatsanwalt zu sprechen, daß die Sache Effenberg bald an die Reihe kommt. Ihr Bruder dauert mich. Ich weiß aus Erfahrung: er wird erst wieder aufatmen, wenn die Würfel gefallen sind. Nun schön — nun gut. Sehen Sie mir mal in die Augen, kleines Fräulein —"

Er hatte so freundlich gesprochen, aber er stand vor ihrer Kinderseele als eine ganz erschreckliche Autorität, der kleine behäbige Herr. Scheu nur wagte sie, ihn anzusehen. So scheu, daß er lächeln mußte: „Nun schön — nun gut! Rot zu werden brauchen Sie nicht, ich mein' nämlich nicht Ihre Augen. Das mit dem na schön — das ist nur solch eine dumme Redeangewohnheit von mir. Kommen Sie — wir wollen einmal langsam den Gang entlang schlendern, ich möchte Ihnen einen kleinen geheimen Auftrag auf den Weg geben. Sie kennen doch gewiß Frau von Siegern?"

Sie nickte hastig. „Na schön — na gut —", begann er wieder und dann setzte er auseinander, daß es vielleicht vorteilhaft sein würde, wenn Frau von Siegern davon erführe, daß die Untersuchung abgeschlossen sei. Er könne ihr ja darüber keine Mitteilung zugehen lassen, aber —

„Na schön — na gut! Sehn Sie mich noch einmal an, kleines Fräulein. So — jetzt gucken Sie schon ganz anders. Nicht wahr, ein Werwolf bin ich nicht. Wenigstens beiß' ich nur, wo's not tut. Verstanden haben Sie mich

doch auch? ... na gut! fohlen, von mir Bubi auch ihm nur ins sei trotzdem ein braver



Ja . . . na schön Und nun Gott be- Fräuleinchen, und grüßen Sie den und flüstern Sie Ohr, sein Vater

Mensch, und eh ein Jahr um ist, solle der Papa ihn wieder hoch heben! So hoch!“

6. Kapitel.

Egon Effenberg war sein Urteil geworden.

Es war milder, weit milder ausgefallen, als er selbst erwartet hatte. Nach der Zeugenvernehmung, die keine neuen Momente vorbrachte — auf die Vernehmung der Frau des Angeklagten war allseitig verzichtet worden — legte der Staatsanwalt in seinem Plaidoyer bereits alle Gründe, die eine mildere Beurteilung des Falles zuließen, klar: die bisherige Unbescholtenheit des Angeklagten, den Umstand, daß der geschädigten Bank der Betrag ersetzt sei, und vor allem das Motiv, aus welchem der Angeklagte gehandelt hatte. Ein Jahr Gefängnis beantragte er. Der Offizialverteidiger, ein junger Assessor, nahm sich Effenbergs warm und geschickt an. Die Beratung der Richter währte nur ganz kurze Zeit. Sie erkannten auf neun Monate Gefängnis.

Effenberg war in den letzten Tagen sehr erregt gewesen. Während der Verhandlung hatte er seine Ruhe wiedergewonnen. Ihm mußte die äußere Strafe werden, die er verdient hatte; diese Strafe aber erschien ihm mehr wie je als der kleinere Bruchteil der Sühne seiner Schuld. Er saß ganz still und gelassen, und nur während der Beratung der Richter pochte ihm das Herz schneller.

Als dann das entscheidende Wort gefallen war — ‚im Namen des Königs —‘ eilte der blonde Assessor hastig mit fliegender Amtsrobe zur Schranke, drückte ihm die Hand und

flüsterte auf ihn ein: ob er einen Aufschub der Strafvollstreckung wünsche; bei der günstigen Stimmung der Strafkammer hätte der Antrag sichere Aussicht auf Gewährung.

Da zum ersten Male flammte ein helles Rot über Egons Gesicht. Wie im Fluge tauchte ein Bild vor ihm auf: er sollte Herta wiedersehn, sollte sein Kind in die Arme schließen dürfen. Aber gleich ließ er den Kopf wieder sinken und verneinte. Erst den Schmerzenskelch bis zur Neige leeren —

Der kleine Sitzungssaal war wenig besucht gewesen. Es war ja keine cause célèbre, es war in der Sache Effenberg keine Aussicht auf Sensationen. Die beiden ersten Bänke füllten die Gestalten der üblichen „Kriminalstudenten“, gleichgültige Zuhörer, wie sie bei keiner Verhandlung fehlen. Egon hatte sie kaum bemerkt. Jetzt erst, als alles vorüber war und er in seine Zelle zurückgeführt werden sollte, streifte sein Blick über die schon dem Ausgang wieder Zudrängenden. Und da sah er, dicht vor der breiten Mitteltür, zwei weibliche Gestalten, bei deren Anblick sein Herz zusammenzuckte.

Lore stand dort mit dem Taschentuch vor den Augen und neben ihr Edith Siegern. Dicht schmiegte sich die Schwester an die schöne Frau, die unbekümmert die hastende Schar an sich vorüberziehen ließ. Ihre Augen waren auf ihn gerichtet; er fühlte, daß sie nicht von ihm gelassen hatten all die Zeit hindurch. Und nun er sie ansah und den Kopf neigte, da leuchtete es in ihrem blassen, ernsten Gesicht auf. Sie legte schnell die Hand auf Lores Schulter. Die zog das Taschentuch von den Augen und winkte ihm zu. Und Edith öffnete die Lippen. Er konnte ja nicht hören, was sie sagte, aber das wußte er, es war ein Gruß, ein Zuspruch, ein gutes Freundeswort. Und er hob den Kopf wieder. Ein froheres,

leichteres Aufatmen war's auf eine Sekunde. Bis ihm der nächste Gedanke das Herz zerschnitt: warum stand dort nicht Herta?

Er hatte ihr in den beiden letzten Wochen nicht mehr geschrieben. Oder richtiger: er hatte täglich angesetzt, ihr zu schreiben, und die Anfänge immer wieder vernichtet. Es mußte



ja immer wieder dasselbe sein, was er ihr sagte, und es widerstrebte ihm, immer das gleiche zu wiederholen, das doch keinen Gegenklang in ihrer Seele weckte. Nicht Zorn, nicht Trotz war in ihm; dazu war das Gefühl der Schuld viel zu lebendig, war seine Liebe zu unwandelbar und groß. Aber er hatte, seit vor vier Wochen die Schwester bei ihm gewesen war und neue Hoffnungskeime in sein Herz gesenkt hatte, immer wieder auf ein versöhnliches Wort gewartet, und als dies ausblieb, erstand doch endlich etwas Neues in ihm und wuchs: die Empfindung, daß er sich vor seiner Frau nicht noch tiefer demütigen dürfe. Er fühlte, es mußte auch darin eine Grenze geben. Heute aber schrieb er:

„Wenn Du diese Zeilen erhältst, weißt Du schon, daß ich milde Richter fand. Das, was nun vor mir liegt, nehme ich in Demut als gerechte Strafe auf mich, und ich werde es zu tragen wissen. Ich bin heute, wo über mein Schicksal entschieden wurde, ruhiger und gefaßter als in all der Zeit. Ja, mir ist, als hätte ich das Allerschwerste schon hinter mir. Was diese neun Monate mir auch an inneren und äußerlichen Leiden bringen können, es kann nicht härter sein als das, was ich im letzten Vierteljahr durchkämpfen mußte. Ich sehe jetzt endlich ein Ziel und einen Abschluß vor mir, und damit kehrt auch ein zuversichtlicheres Hoffen wieder in mir ein. Diese neun Monate werden vergehen, ich werde dann mit Gottes Hilfe mir und uns eine neue Existenz gründen können.

Du hast von dem Tage an, an dem ich verhaftet wurde, nichts mehr von mir wissen wollen. Es war nicht anders, als hättest Du mich von Dir gestoßen. Ich kann und darf darüber nicht mit Dir rechten. Aber heute muß ich Dich

doch bitten: sei Du nicht härter, als meine weltlichen Richter waren. Du hast das Recht, mir zu zürnen, denn ich habe nicht nur gegen Pflicht und Gesetz, ich habe auch gegen Dich gefehlt. Aber Du hast nicht das Recht, mich zu verachten. Du hast nicht das Recht, mich zu verstoßen. Du hast nicht das Recht, mir unser Kind und dessen Liebe zu rauben.

Wie schwer ich mich vergangen habe, fühle ich in täglich erneuter Reue. Ein Verbrecher jedoch bin ich nicht im Sinne des Gesetzes und kann es auch nicht in Deinen Augen sein. Ich begreife durchaus, daß Du meine Unglückstat in der ersten Erregung als ein Verbrechen angesehen und mich danach beurteilt hast. Es konnte vielleicht gar nicht anders sein. Nun aber mußt Du gerechter denken: mußt an unser einstiges Glück und an unsere Zukunft denken. An beides, liebe Herta, denn es gehört unlösbar zusammen. Ich gebe Dich nicht auf und ich gebe Dich nicht frei. Unsere gemeinsame Zukunft aber kann nur glücklich werden, wenn sie wieder dort anknüpft, wo die Fäden jäh zerschnitten wurden, bei unserem Glück, bei unserer Liebe.

Das wollte ich Dir heute, gerade heute sagen und Dich damit noch einmal herzlich und innig um ein Zeichen der Versöhnung bitten. Mein Herz drängt immer aufs neue zu Dir hin. Stoße es nicht zurück, verleugne die Stimme Deines eigenen Herzens nicht. Diese Stimme ruft Dir ganz sicher zu, daß der Mann, den Du Deiner Liebe würdig erachtetest, sich aus Fehl und Schuld wieder erheben und Deiner wieder wert werden wird.

Die Gefängnismauern scheiden uns noch auf neun lange, bange Monate. Aber ich werde in ihnen ohne Unterlaß an

Dich, an Euch denken, und das soll mir Trost und Hilfe sein. Nur — laß Du mich hoffen!“

Nun hatten sie ihn aufgenommen, die Gefängnismauern. An einem grauen Wintermorgen, im treibenden Schneegestöber, war er eingeliefert worden; vor dem breiten Tore stand er noch einen kurzen Augenblick und schöpfte tief Atem; ihm war doch, als wollte das Herz zerspringen. Damals, als er durch die Pforte des Untersuchungsgefängnisses taumelte, war eine dumpfe Verzweiflung in ihm gewesen. Heut war's das schneidend klare Bewußtsein, das ihm das Blut durch die Adern jagte: Deine Schuld scheidet Dich von der Welt hier draußen! Du gehst ein zu den Verlorenen!

Noch einmal umkrallte ihn die Hoffnungslosigkeit. Er hätte aufschreien mögen vor Scham. Es preßte ihm die Luft zusammen, es benahm ihm den Atem. Und er bereute im gleichen Moment, nicht doch um einen Strafaufschub gebeten zu haben. Nur einmal noch Bubi sehen! Denn ihm deuchte: wenn Du erst durch dieses Tor dort geschritten bist, tut es sich nimmer wieder vor Dir auf. Durch den rieselnden Schnee sah sein Auge auf die entlaubten, dürren Baumäste rechts und links von der Einfahrt, und weit, weit dahinter meinte er in seine kleine Welt von ehedem zu schauen, auf sein Weib, auf sein Kind, das ihm die Ärmchen entgegenstreckte. Seine kleine, geliebte Welt, der er entfremdet und entrissen war —

Wie ein Augenblicksphantom war's.

Da rasselte auch schon der Schlüssel im Tor — —

Es wurde nichts Unmenschliches von ihm gefordert. Er empfand, was ihm die Hausordnung auferlegte, nicht als ungerecht, nicht einmal als hart. Er wollte ja büßen. Aber

die ersten Tage mit ihren Aufnahmeformalien, mit dem Einkleiden in die Gefangenentracht, der körperlichen Untersuchung durch den Arzt, dem Protokoll vor dem Direktor der Anstalt, das erste Eingewöhnen und Einleben wurde ihm doch furchtbar schwer. Er litt anders als in der entsetzlichen ersten Zeit im Untersuchungsgefängnis, aber er litt nicht minder. Bisher war, auch wenn er sich ruhiger und gefaßter gefühlt hatte, immer eine starke Spannung in ihm gewesen, die ihm die Nerven erzittern machte, ihn aber auch aufrecht erhielt. Nun schwand diese, und er empfand alles, das geistige und das körperliche, doppelt stark. Er erschauerte in der Stille seiner Beobachtungszelle über die Einsamkeit; er erschrak, wenn er über den Flur geführt wurde und anderen Gefangenen begegnete, über die fahle Blässe im Gesicht des einen, über den trotzig-scheuen Blick in des anderen Augen. Es ekelte ihn vor jeder Nahrungsaufnahme; im Untersuchungsgefängnis hatte er schließlich willig gegessen, was ihm gebracht wurde, hier revoltierte sein Körper gegen die schweren Hülsenfruchtsuppen, gegen das Einerlei der Kost. Vor wenigen Tagen noch hatte er gedacht: ‚Neun Monate! Es ist eine lange Zeit, aber ich werde sie überwinden — und dann beginnt ein neues Leben!‘ Jetzt fühlte er: ‚Neun Monate! Wie soll ich sie überstehen, diese furchtbare Zeit, und nicht geistig und körperlich zugrunde gehen? Und wenn ich's überstehe, kann ich anders als ein Zerbrochener und Gebrochener diesen Ort verlassen, unfähig zu neuer Arbeit, unfähig, mich wieder aufzurichten! Kann ich dann den Meinen noch etwas sein?‘ Er schrie nicht mehr auf, wie einst im Untersuchungsgefängnis, aber er saß mit gerungenen Händen verzagt auf seinem Schemel, Stunde um Stunde, und starrte die öden

Wände an, die gewiß schon so viel, so unsagbares Unglück gesehen hatten. Und ihm war's, als sprächen sie zu ihm von denen, die vor ihm hier gewesen, von den Verworfenen und Unverbesserlichen, von den Zerschmetterten und Reuigen, und als sprächen sie: reuig oder nicht reuig, wir lassen Dich nicht! Wir werden Dich verfolgen, auch wenn Du wieder frei bist, im Wachen und im Traum; es ging keiner aus uns heraus, dem wir nicht unseren Makel mitgeben, daß er daran trage bis ans Ende seiner Tage . . .

So weh, so überwältigend trübe waren diese ersten Eindrücke, daß er seltener als bisher an die Seinen dachte. Ihre Gestalten huschten gleichsam nur durch seinen Sinn. Es zuckte dann wohl schmerzlich in ihm auf, aber die eigene Hoffnungslosigkeit legte sich gleich wieder lähmend auf sein Erinnern. Manchmal dachte er sogar: „Herta hat ja ganz recht, wenn sie die Gemeinsamkeit mit Dir in alle Zukunft verneint. Recht hat sie, wie sie immer recht hatte! Du bist und Du bleibst doch der Ausgestoßene. ‚Der war im Gefängnis; neun Monate' — das wird man hinter Dir hertuscheln, solange Du lebst. Ist's nicht genug, wenn Du's schleppen mußt wie eine Kette. Weshalb soll sie mit daran tragen, und muß sie nicht daran denken, im Herzen des Kindes jede Erinnerung an diesen Vater auszulöschen?" Es war so unsagbar traurig, daß er hätte weinen mögen; aber nicht einmal die Tränen kamen ihm. Er saß nur und saß, und die Erinnerung an die, die er lieb hatte über alles in der Welt, erlosch wieder. Er saß und saß und las von den Wänden die Geschichte derer ab, die hier kamen und gingen.

Am dritten Tage wurde er nach der Hausordnung in seine eigene Zelle geführt. Der Wärter machte einen plum-

pen Scherz: „So, Effenberg, da haben Sie Ihr Hotelzimmer. Propper, was? Und vielleicht ist's 'ne gute Vorbedeutung: die beiden letzten, die hier logierten, haben ihre Zeit nicht mal abgebrummt. Der eine kam rüber ins Lazarett — na ja — und da ist er nich wiedergekommen, und der andere wurde begnadigt." Effenberg hörte es kaum. Er sah mit leerem Blick von der Tür bis zum Fenster: hier also sollte er die neun Monate leben. Leben? War auch das noch ein Leben?

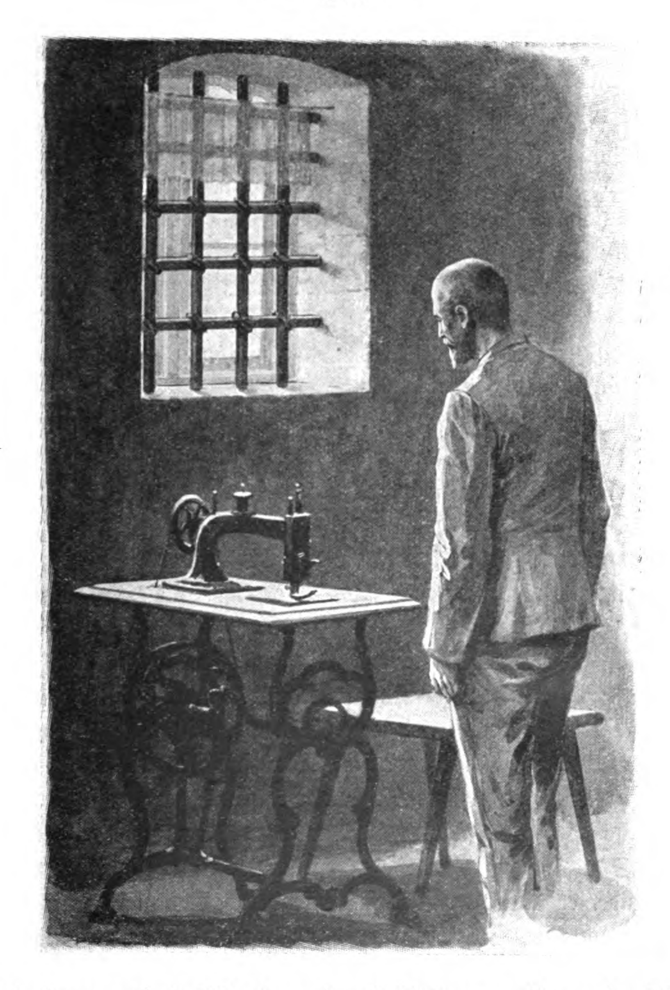
Trotzdem: es fiel ein leiser Hoffnungsfunke in seine sieche Seele.

Der Direktor hatte ihn gefragt, ob er in der Tischlerei beschäftigt werden oder lieber auf der Zelle arbeiten wollte. Es war ihm bei seiner verzagten Stimmung im Grunde gleichgültig; er konnte sich auch weder von dem einen noch von dem andern eine Vorstellung machen. Nur von dem Gedanken, mit den andern zusammen zu arbeiten, schauderte ihn. So bat er um Beschäftigung auf der Zelle.

Da stand nun schon am Fenster das Arbeitsgerät — eine Nähmaschine.

Ein bitteres Lächeln glitt über sein Gesicht, als er sie sah. Er — an der Nähmaschine!

Dann kam ein alter grauhaariger Meister mit einem Arm voll Tuch und gab ihm die ersten Unterweisungen. Achselklappen für Infanterieuniformen sollte er nähen, und die Maschine stickte auch die Nummern darauf. Anfangs stellte er sich sehr ungeschickt an, aber der Meister meinte: „Geduld, Effenberg. Solche Schreiberhände lernen das bald. Es wird schon gehen." Und es ging. Langsam und mühevoll zuerst, aber es ging. Und schon nach den ersten Arbeits-



stunden empfand Effenberg eine Erleichterung: die mechanische Arbeit lenkte, indem sie seine Aufmerksamkeit in Anspruch

nahm, seine Gedanken ab. Er trat und kurbelte; oft verunglückte ein Stück; er mußte schärfer acht geben; er versuchte es aufs neue und hatte eine ganz, ganz winzige Genugtuung, daß es besser glückte. Dann und wann ließ er wohl die Hände sinken: Wenn ihn Herta so sähe — an der Nähmaschine! Aber er fing wieder an, er horchte auf das Klippklapp des Schiffchens und das leise Summen des Rades, er beobachtete, wie sich Stich an Stich fügte unter dem Auf und Ab der Nadel. Er fühlte, wie ihm der Fuß und die Hand allmählich müder wurden — eine lang nicht gekannte Müdigkeit. Vielleicht brachte sie ihm Schlaf. Ach — es war doch eine Wohltat, daß er arbeiten durfte. Mochte die Arbeit noch so lächerlich erscheinen: es war doch Arbeit!

Am Tage darauf klirrte zu ungewohnter Zeit der Schlüssel. Als Effenberg aufstand und sich umsah, trat grade ein jüngerer Herr in die Zelle, schloß die Tür hinter sich, kam auf ihn zu und bot ihm die Hand. Bot ihm die Hand — es berührte Egon seltsam.

„Guten Morgen, Effenberg,“ sagte der Eintretende sofort. „Ich bin der Gefängnisprediger. Ihre Papiere habe ich gesehen, und ich wäre schon früher zu Ihnen gekommen, war aber einige Tage verreist. Nun sprechen Sie sich einmal zu mir aus, wenn Sie das Bedürfnis dazu fühlen. Ich weiß ja nur, was Sie schuldig machte. Erzählen Sie mir, wie Sie schuldig wurden.“ Er unterbrach sich auf eine Sekunde, er blickte prüfend in Effenbergs Gesicht. „Aber ich dringe nicht in Sie,“ fuhr er dann fort. „Wenn Sie heut nicht sprechen wollen, verschieben wir's. Nur — ich weiß aus Erfahrung, wie solch eine offene Aussprache oft erleichtert, wie sie ein armes, bedrücktes Herz freier schlagen läßt.“

Er sprach ganz schlicht, ganz einfach, und mehr fast noch als aus seinen Worten klang aus dem Ton seiner Stimme, leuchtete aus seinen Augen warme menschliche Teilnahme.

Das sah und fühlte Effenberg, und es tat ihm wohl. Über ein leises „Ich danke, Herr Pastor —“ kam er jedoch nicht hinaus. Es sollte keine störrische Ablehnung sein, aber der Mann im schwarzen Lutherrock war ihm ein Fremder: es widerstrebte ihm, sein Leid vor dem Fremden auszubreiten, die schmerzenden Wunden neu aufzureißen. Wozu sollte das dienen? Was konnte es nützen? Alles, was er zu tragen hatte, mußte er selber tragen. Die einzige, die hätte mittragen, die ihm hätte die Last erleichtern können, hatte sich ihm versagt.

Pfarrer Dulen lächelte leise. Er kannte diesen Widerstand; er war gewohnt, daß er stets von neuem um Vertrauen werben mußte. Grade bei den Gebildeten unter den Gefangenen am meisten und nicht nur, weil sie Schuld und Unglück aus Scham am tiefsten in der eigenen Brust vergruben; er wußte auch, wie unendlich viele von ihnen der Kirche und ihren Dienern, wenn nicht feindselig, so doch gleichgültig gegenüberstanden.

„Ich sah aus den Überlieferungspapieren, daß Sie verheiratet sind, Effenberg,“ begann er wieder. „Sie haben aber noch nicht an ihre Frau geschrieben — der Briefwechsel geht nämlich auch durch meine Hand. Sie wissen, daß Sie wöchentlich einmal schreiben dürfen?“

Effenberg neigte stumm den Kopf. Jetzt quälte der Mann ihn doch. Wozu nur? Helfen konnte er ihm nicht.

„Haben Sie Ihre Frau nicht lieb? Oder steht so Schweres zwischen Ihnen, daß Sie ihr nicht schreiben können?“

Langsam hob Effenberg die Augen. Er antwortete nicht, er stöhnte nur schmerzlich auf.

„War sie Ihnen keine gute Frau?"

„Doch, doch!" stieß Effenberg heraus.

„So zürnt sie Ihnen sehr — wegen Ihrer Schuld?"

Egon nickte hastig. Es würgte ihn im Halse, er konnte nicht sprechen.

Der Pfarrer nahm wieder Effenbergs Hand. Fassen Sie sich in Geduld. Es gilt auch da das Wort: Die Liebe überwindet alles. Wenn Ihre Frau erst die tiefe Reue und den festen Vorsatz zur Besserung in Ihnen erkennt, dann wird ihr gekränktes Herz sich Ihnen wieder zuwenden. Mit wem werden Sie sonst in Briefwechsel treten? Sie haben gewiß liebe Menschen, Verwandte, Freunde, denen Sie Ihr Herz ausschütteln wollen."

Effenberg zögerte. Ja — an die Schwester hätte er schreiben können und an Edith Siegern . . .

Dann schüttelte er doch wieder den Kopf: „Ich kann jetzt nicht —"

„Das ist nicht recht. Wir wollen nicht, daß unsere — daß die uns Anvertrauten sich derart von der Welt abschließen. Sie sollten wenigstens zu schreiben versuchen. Glauben Sie mir, das ist nächst der Arbeit das beste Mittel über die schweren Stunden, die auch Ihnen nicht erspart bleiben können, hinwegzukommen. Für uns alle gilt das — nicht nur für Sie, aber für Sie doch noch besonders —" Dulen schwieg einen Augenblick, er wartete wohl auf eine Antwort. Dann sagte er: „Wir haben hier eine ganz hübsche Bibliothek. Eine bessere vielleicht, als Sie meinen. Ich werde Ihnen ein Buch für die Stunden schicken, in denen Sie nicht ar-

beiten. Wie geht's mit der ungewohnten Arbeit?" Und er trat an die Maschine, beugte sich nieder auf sie. „Das ist ja schon recht hübsch —"

In diesem Augenblick sah Effenberg zum erstenmal, ganz zufällig, das Profil des Pfarrers, und da durchzuckte ihn plötzlich der Gedanke: ‚Das ist ja eine merkwürdige Ähnlichkeit. Ganz Edith; nur ins Männliche übertragen.'

Er fühlte wohl, es war etwas Zufälliges, etwas rein Äußerliches. Aber es brachte ihn dem anderen doch näher. Es löste ihm die Sprache. Er sagte dem Pfarrer, daß ihm die Arbeit Erleichterung gewährt habe. Es spann sich ein kleines Gespräch an: über die Maschine, über die Kurbelstickerei der Nummer auf der Achselklappe dort unter der Nadel; ob Effenberg auch gedient habe? Wie es ihm dabei ergangen sei? Es war eine Unterhaltung, wie sie schließlich auch an einem anderen Orte hätte geführt werden können als in der Gefängniszelle, und Egon atmete dabei unwillkürlich leichter.

Dann ging der Pfarrer. Er drückte Effenberg noch einmal die Hand und sagte: „Unser lieber Gott wird schon weiter helfen." Nicht mehr. Und ganz ohne Salbung. Aber so überzeugt und so warmherzig, daß es Egon unsagbar wohl tat. Lange sah er auf die Tür, hinter der der Mann im Lutherrock verschwunden war: ‚Der meint es gut mit Dir —'

Es war ja freilich nur eine Episode. Nur ein flüchtiger Lichtblick. Eine Stunde später, und der freundliche Strahl, der in die arme Seele gefallen, war wieder erloschen. Die Gedanken an die Zukunft kamen wieder und ließen sich nicht verscheuchen; auch durch die Arbeit nicht. Und als der Wärter ein Buch brachte — „Von unserem Pastor" — legte

es Effenberg beiseite, ohne auch nur das Titelblatt anzusehen. Er dachte sogar: „Irgendein Traktätchen ... was soll das mir?“

Tage tiefster Depression folgten mit allen Leiden, die die Einzelhaft mit sich bringen kann. Tagesstunden, in denen selbst die Beschäftigung an der Maschine zur Tortur wurde, weil die Flucht der Gedanken sich unausgesetzt zwischen Auge und Hand schob; Stunden des Sichaufbäumens gegen diese engen Zellenwände, Stunden des stumpfen Hinbrütens. Eine erniedrigende Qual: der Gesundheitsmarsch in einer Reihe mit den unter dem Schweigegebot hintrottenden Gefangenen, eine erniedrigende Qual selbst ein gutgemeintes Wort des Wärters. Willenloses Aufschluchzen und krampfhaftes Zähneknirschen, schmerzvolles Hinausstarren durch das Fenster auf den roten Schimmer der Wand drüben, auf das bißchen kargen Sonnenschein; Ekel vor sich selber und jedem Ding in der kleinen Zelle; Aufschaudern bei jedem Geräusch und zugleich ein Grauen vor der Stille der Nacht.

Ja — die Nacht, die endlose Nacht! Wenn der kranke Körper und die kranke Seele keine Ruhe finden können. Und wenn dann lange, lange nach der Mitternachtsstunde, im mühsam erkämpften unruhigen Schlaf die Träume kommen, die nie, nie ein freundliches Bild bringen, immer nur schreckhafte Gestalten, wahnwitzige, alpdrückende Vorstellungen. Ein Erwachen endlich, vor dem wieder nichts steht als die Qual des neuen Tages: Da bist Du nun hier hineingebannt in diese Mauern, die Dich erdrücken, und Du wirst wieder dort auf dem Schemel sitzen und Dich zermartern; mechanisch wird Dein Fuß die Maschine drehen, Stunde um Stunde, und mechanisch wird Deine Hand das Stück elenden Tuchs unter der Nadel vorwärts schieben, und jeder Stich muß von einer

neuen Gedankenfolter begleitet sein. Und der Wärter wird kommen und der Nummer siebzehn sein Futter in den Trog schütten, und Du wirst gesenkten Hauptes dabei stehen, wenn er schilt, daß Du's nicht magst, und wirst Dir's schließlich herunterzwingen wie ein Hund. Wieder wird Abend werden — und wieder Nacht — und wieder und wieder —

Und es bohrte sich doch in ihm fest: War Deine Schuld wirklich so groß, daß Du so büßen mußt? Büßen mit Leib und Seele bis zur völligen Hoffnungslosigkeit. Ohne einen Ausblick. Wie ein Sklave in Fesseln —

Am Ende der Woche kam Pfarrer Dulen zum zweiten Male.

Er hatte bei seinem ersten Besuch ein besonderes Interesse an dem Gefangenen gewonnen und sich, wie dies in Einzelfällen üblich, die Prozeßakten kommen lassen. Er hatte sie gelesen, nicht nur mit den Augen, sondern mit dem Herzen, das sich aus den scheinbar trockenen einzelnen Vernehmungen ein lebendiges Bild zu gestalten weiß. Darüber war seine Anteilnahme zum Mitleid geworden. Zumal die beiden mit Frau Effenberg aufgenommenen Protokolle hatten ihm die handelnden Personen der stillen Tragödie klar vor die Seele gestellt, denn Herta hatte ihren Schwiegervater nicht geschont und sie hatte wider ihr eigenes Wissen in ihre Aussage viel von ihrem Wesen und ihrer Art hineingelegt. Er sah sie alle vor sich: den leichtsinnigen Alten, in dem sich oberflächliche Allerwelts-Gutherzigkeit mit krassem Egoismus paarte, die junge Frau, in deren Herzen die Liebe vergeblich mit der Selbstgerechtigkeit, mit dem ‚das hätte mir nie passieren können‘ kämpfte, und das schwanke Rohr, diesen Egon Effenberg, dessen Lebensschifflein an dem Felsen gestrandet war, der sonst zu

den schönsten und edelsten Besitztümern menschlicher Herzen zählt: an der Liebe zum Vater.

Und dann hatte er einen Brief an Effenberg erhalten, der ihn seltsam rührte. Den wollte er ihm persönlich bringen.

Mußte man nicht das tiefste Mitleid mit diesem Armen haben!

Nun aber, da er die Zelle Nummer siebzehn zum zweitenmal betrat, fand er den Gefangenen völlig verändert. Er kannte ja aus traurigen Erfahrungen heraus diese Wandlungen, die besonders die erste Zeit der Einzelhaft gerade bei den Gebildeten oft hervorruft. Trotzdem war er erschüttert.

Effenberg antwortete zunächst gar nicht. Er stierte vor sich hin, und als er, ein einziges Mal, die Augen aufschlug, lag ein Ausdruck fast des Hasses in seinem Blick. Es lag darin: Was störst Du mich! Laß mich doch umkommen in meinem Elend! Verschone mich mit Deinem billigen Mitleid!

Auf nichts hörte Effenberg. Er schien jedes herzliche Wort von sich abschütteln zu wollen. Und als Dulen sagte: „Ich habe Ihre Prozeßakten gelesen —“, da lachte er bitter und hohnvoll auf. „Jawohl . . . mildernde Umstände . . . mildernde Umstände!“ Es war das erste, was er sprach.

„Der Staat muß strafen, mein Freund, um der Gesamtheit willen. Wir Menschen dürfen verzeihen, wie Gott vergibt, wenn er wahrhafte Reue sieht.“

„Reue, Herr Pastor! Wenn je einer, hab' ich bereut. Ach — mehr als Sie ahnen und denken können. Aber von Vergeben und Verzeihen ist mir nichts geworden. Nicht von den Menschen. Nicht von Gott.“ Er warf die Worte hin, kurz, wie Brocken, verächtlich.

„Mit wie kurzem, kleinem Maßstab messen Sie, Effenberg. Reue ist gewiß ein innerlicher Vorgang, etwas Heiliges in uns. Aber sie will bewiesen und bewährt sein. Ein Flackerfeuer von Reue ist wenig wert. Heut' schon zeigt es sich daß das Strohfeuer erloschen ist. Oder ist's nicht so?"

Wieder sah Effenberg wortlos vor sich hin, eine geraume Weile. Dann schüttelte er langsam und schwer den Kopf. „Nein, Herr Pastor", sagte er, „nein. Meine Schuld fühle ich und bereue sie auch heut noch. Wie sollte ich anders? Aber wenn Sie nun wissen, wie das alles gekommen ist, dann müßten Sie auch verstehen, daß ich diese Wände hier anschreien möchte: die Strafe ist zu hart. Sie ist doch ungerecht, und wenn man mir hundertmal mildernde Umstände bewilligte. Ich ertrag's nicht. Ich gehe zugrunde darüber."

„Armer Freund . . . ja, sie ist hart. Ich fühle das mit Ihnen, wie ich es in hundert anderen Fällen gefühlt habe. Aber hart ist noch nicht ungerecht. Und dann lassen Sie sich sagen: Sie werden sie ertragen, Sie werden nicht zugrunde gehen. Es mag Ihnen heut als ein recht banaler Trost erscheinen und doch ist er aus der Erfahrung geboren, der Mensch gewöhnt sich auch an diese Zelleneinsamkeit; an alles gewöhnt er sich, was mit ihr zusammenhängt. Und wenn Ihre Zeit um ist —"

Da stöhnte Effenberg, ihn unterbrechend: „Dann beginnt erst das Schwerste! Sie meinen es gut, Herr Pastor! Ja doch! Aber Sie wissen, daß ich dann ein Paria unter meinesgleichen bin und — ausgeschieden aus meiner Familie."

„Da sei Gott davor!" sprach Dulen ernst. „Das sind krankhafte Hirngespinste, Effenberg. Glauben Sie mir: Sie

werden wieder Ihr Brot finden . . . und auch die Versöhnung mit Ihrer Frau. Sie müssen wieder hoffen lernen."

Egon ließ seinen Blick an den Wänden entlang schleichen, als suche er etwas. Endlich klagte er schmerzlich: „Ich kann's nicht."

Eine Weile war es still zwischen ihnen.

Dann nahm der Pfarrer beide Hände Effenbergs und sagte sanft: „Haben Sie es schon versucht, Trost im Gebet zu finden, mein armer Freund?"

Da stieß Egon heraus: „Ja, Herr Pastor. Ich hab' gebetet. Geschrien hab' ich zu Gott: Gib mir die Achtung und die Liebe meiner Frau wieder. Die Hände hab' ich zu ihm gerungen. Er hat mich nicht erhört."

„Wissen Sie das wirklich, Effenberg? Kennen Sie seine Wege? Wissen Sie, ob er nicht doch schon längst, ganz leise und sacht seine Samenkörner in das Herz Ihrer Frau gestreut hat? Geduld, mein Freund! Diese Samenkörner werden aufgehen und Frucht tragen. Und haben Sie auch recht gebetet? Das Aufschreien und Händeringen macht es nicht. Aber die stumme Bitte aus der Tiefe des Herzens, die tut wohl. Ich möchte Ihnen ein Verslein des alten Herder sagen, das mir immer besonders wahr und schön erschienen ist und das mir auch auf Sie zu passen scheint. Das heißt:

Knechte dienen um Lohn, ein Käufer handelt um Ware:
Sei im Gebet vor Gott weder ein Käufer noch Knecht.
Lege das Haupt zum Boden und sprich: Erzeige mir, Höchster,
Was dem Erbarmer gebührt, nicht was der Sünder verdient . . .



. . . nun muß ich gehen. Aber ich lasse Ihnen etwas hier, das Ihnen gewiß auch Trost bringen wird. Wer so ein liebes, zärtliches Schwesterlein hat, der braucht nicht wie ein Verlassener in die Zukunft zu schauen . . .“

Lore schrieb:

„Bubi läßt seinen lieben Papa schön grüßen. Ich hab' ihn mir geholt, ihn auf dem Schoß gehabt und ihm eine lange schöne Rede gehalten. Verstanden hat er natürlich nichts davon, aber es ist unglaublich, mit was für klugen Augen der Franz einen angucken kann. Und dann hab' ich erst sein Patschhändchen auf diesen Briefbogen gelegt und dann sein süßes Mäulchen draufgedrückt. Von letzterem kannst Du hier oben in der Ecke noch einige deutliche Spuren sehen. Nun aber sitzt er unten auf dem Teppich, wo's ihm immer am wohlsten ist, und strampelt mit allen vieren, mit Erlaubnis zu vermelden, Dein Herr Erstgeborener.

Das alles soll Dir nur sagen, lieber, lieber Bruder, daß Franz wohl und munter ist. Wir sind alle drei gesund. Herta ist sehr fleißig, und ich versuche, es ihr in meinem kleinen häuslichen Wirkungskreise nachzutun. Sonst sollte ich immer etwas tun und hatte doch nichts Rechtes zu tun und fand das Arbeiten eine scheußliche Erfindung. Jetzt aber möcht ich's nicht entbehren. Täglich macht's mir eine neue Freude, die Hände rühren zu dürfen. Jetzt hat's doch einen Zweck.

Mitten in der Arbeit aber denk' ich immer an Dich, Du lieber, alter, guter Egon, und dann kommen mir wohl die Tränen, trotzdem ich's gern runterschlucken möchte. Manchmal muß ich traurig die Hände sinken lassen. Aber schließlich zwing ich's doch. Wenn ich nämlich so recht ernsthaft

weiterdenke: alles Leid wird ja vorübergehen, und ich werd' Dich wiederhaben. Du wirst wieder bei uns sein, und alles, alles ist gut! Nur Du mußt den Mut nicht verlieren und die Zuversicht: um derer willen, die Du lieb hast und die Dich lieb haben. So sehr, sehr lieb!

Du hast gewiß gesehn, daß ich geweint hab' im Gerichtssaal. Aber Du wirst meine Tränen vielleicht falsch gedeutet haben. Ich war auch sehr unglücklich, aber in all das Unglück mischte sich doch noch etwas anderes. Du konntest es ja vielleicht nicht sehen und nicht fühlen, wie das uns alle ergriff, daß Du Dich für Vater geopfert hast. Alle, Egon! Den Richtern merkte man's an und sogar dem, der den Antrag stellte — dem Staatsanwalt, und auch den Leuten, die vor uns auf den Bänken saßen. Siehst Du, Egon: das hat mich so arg weinen machen! Ich versteh ja nichts von Gesetz und Recht. Ich bin ja ein dummes Mädel, und es mag auch so sein, daß Du bestraft werden mußtest. Aber daneben muß ich mir doch immer wieder sagen: Egon hätte für sich nie auch nur den tausendsten Teil eines Hellers genommen, aber er tat's für unseren Vater! Es war gewiß unrecht, und Vater hat's nie verdient. Er hat jetzt ein paarmal geschrieben; den einen Brief hat mir Herta gar nicht gegeben, und ich wollte fast, ich hätte die anderen auch nicht gelesen. Aber das ändert doch nichts daran: Du hast's für Deinen Vater getan!

So dachte neben mir auch Frau von Siegern. Sie weinte nicht — es war ganz merkwürdig: manchmal schien es mir, als sei sie stolz auf ihren Jugendfreund. So nennt sie Dich ja immer, und ich fühle, sie ist Dir eine wirkliche Freundin. Zuerst hatte ich große Scheu vor ihr. Weißt

Du, die dumme Mädchenscheu vor der großen Dame. Jetzt ist das ganz anders, seit ich weiß, welchen herzlichen Anteil sie an Dir nimmt. Und an uns auch. Manchmal kommt sie ganz unerwartet, und dann bin ich auch schon ein paarmal bei ihr gewesen, in der wunderschönen Villa, mit Bubi nämlich. Denn den liebt sie über alle Maßen. Die Arme hat ja selber kein Kind und ist so kinderlieb.

Aber nun wirst Du Dich wundern, daß ich eigentlich noch gar nichts über Herta geschrieben habe, und es hat Dir wohl schon wehe getan. Ich wollte mir aber das Beste bis zuletzt aufsparen. Nämlich, daß ich glaube, Dir sagen zu dürfen: Herta ist jetzt schon anders gesinnt als noch vor vier Wochen. Sie nimmt alles so sehr schwer. Aber es ist mir oft, als ob sie mit sich selber ringe und kämpfe — siehst Du, Egon, und da kann doch nur eine frohe, glückliche Versöhnung den Schluß bilden. Ich kann's mir gar nicht anders vorstellen! Ich hab' doch gesehen, wie viel heimliche Tränen sie über Deinen letzten Brief geweint hat! Und dann, lieber Egon, muß ich Dir noch etwas sagen: früher hab' ich immer nur Scheu vor Herta gehabt. Lieb hatte ich sie eigentlich gar nicht oder höchstens nur, weil Du sie lieb hattest. Jetzt aber hab' ich so großen Respekt vor ihr und zugleich oft ein so warmes Empfinden, daß das schon nicht weit von Liebe sein kann. Sie ist oft so weich und so gut zu mir, wie früher nie. Und ich muß sie bewundern. Das sagt auch Edith Siegern.

Links oben hat Bubi hingeküßt. Ich will mal tun, als ob ich auch noch ein kleines Baby wär, und ich küss' rechts oben daneben. Ach, könnt' ich Dir doch selber einen recht, recht innigen, herzlichen Schwesterkuß geben! Aber auch das

wird ja kommen — nur Geduld wollen wir haben, Egon, alter, lieber Egon! Liebe und Geduld, die beiden müssen ja alles überwinden.

Jetzt kommt unsere gute Nachbarsfrau und bewacht mir Bubi. Und ich lauf' die Treppe hinunter über die Straße bis zum nächsten Briefkasten und denk' bei jedem Schritt und Tritt an Dich: wie's Dir geht? Wie Du's trägst? Ob's sehr schwer ist? Ob auch Du Geduld haben wirst? Und so immer weiter — den ganzen Tag denk' ich durch, den Du durchlebst! Und am Abend falt' ich Bubis Hände in den meinen und bete für seinen lieben, armen Papa, für meinen lieben, lieben Bruder . . ."

---

7. Kapitel.

Lange, lange hatte Effenberg vor dem Briefe Lores gesessen, die Hände über ihm gefaltet, und ihm war es, als umschlössen seine Hände die der Schwester und die seines Kindes. Die engen Zellenwände weiteten sich, und er träumte sich zurück zum heimischen Herde, zu den Seinen.

Wie hatte der Pfarrer doch gesagt: Wer ein so liebes, zärtliches Schwesterlein hat . . .

Liebe, gute, zärtliche Lore!

Er hatte sie ja immer so eingeschätzt. Er hatte sie ja immer sehr lieb gehabt. Oft genug hatte er sie gegen Herta in Schutz genommen, wenn die für ihre anschmiegende und doch so scheue Zärtlichkeit nicht das rechte Verständnis zu haben schien, wenn sie allzu scharf mit ihr rechtete, immer an ihr herumerziehen und sie modeln wollte nach ihrer eigenen Art. Als ob nicht jede junge Menschenpflanze ihre ganz eigenen Entwicklungsbedingungen hätte und nur recht gedeihen könnte, wenn man ihr Freiheit, Luft und Sonne gönnt.

Wieder und wieder las er den Brief, und wieder und wieder überdachte er ihn.

Es sprach ja wohl viel — zu viel kindliches Hoffen und Vertrauen aus diesen eng beschriebenen Seiten. Das Schwesterchen konnte die Welt mit ihren Urteilen und Vorurteilen nicht kennen, es maß sie nur mit dem Maßstab des eigenen achtzehnjährigen Herzens. Und auch Herta kannte sie

nicht, wie er sie nun kannte. Auch da sah sie schon die trennenden Mauern fallen. Vielleicht war es wirklich so: vielleicht klaffte heut schon eine Bresche; aber er wußte, Herta trug, selbst unter tausend Schmerzen, Stein um Stein herbei, um die wieder zu schließen — gegen ihn!

Trotz alledem, und wenn es auch noch so weh in ihm zuckte: einen Hauch des Friedens trug Lores Brief in seine Seele. Du bist doch nicht ganz arm, klang es in ihm. Du hast noch Herzen, die an Dich glauben. Die Schwester, eine Freundin — treue Menschen, die nicht den Stab über Dir brechen, die im Unglück zu Dir halten. Mußt Du nicht dankbar sein?!

Eine stille, ergebene Ruhe kam über ihn.

Bis dann am Abend, in den ersten Nachstunden, die schiere Verzweiflung doch wieder hereinbrach. Am Tage, im Licht hatte er sich immer aufs neue zugerufen: Wenn Du noch nicht hoffen kannst, so willst Du doch harren. Nun setzten sich Sorge und Zagen auf sein hartes Lager und breiteten ihre dunklen Schwingen über ihn, die Marter des Ausgestoßenseins, der Verlassenheit schloß seinem Sinnen jeden Ausblick. Wie er sich auch stemmte gegen die Flut der Gedanken, sie überströmten ihn, sie erstickten ihn. Wie er auch rang, es warf ihn doch nieder, es zerbrach ihn.

Beten!

Der Pfarrer meinte es ja gut —

Wenn ich nur beten könnte, so recht aus innerster Seele heraus, im gläubigen Vertrauen, in frommer Zuversicht! Wie ein Kind möchte ich beten. Aber ich kann's nicht — ich kann's nicht!

Es war ihm selber so ganz unerklärlich: damals, in der ersten Nacht nach seiner Festnahme, hatte er beten können. Nun waren ihm Herz und Lippen wie verschlossen. Und die Gedanken stoben durcheinander gleich Schneeflocken im Wirbelwind.

Damals war es im tiefsten Unglück wie der alte schöne Kinderglaube über ihn gekommen. Und er hatte Frieden gefunden.

Aber nun schrie das immer wieder in ihm, was er dem Pfarrer gesagt hatte: Gott hat mich nicht erhört!

Dann klangen ihm wohl die Verse Herders dazwischen:

Knechte dienen um Lohn, ein Käufer handelt um Ware,
Sei im Gebet mit Gott weder ein Käufer noch Knecht —

— aber waren nicht auch das nur Worte? Worte, nichts als Worte!

Und er warf sich auf seinem schmalen Lager umher und krallte die Finger in das Bettuch und biß in das Kissen und haderte mit Gott: Warum kann ich nicht beten! Beten, so wie Lore daheim, wenn sie Bubis Händchen mit den ihren umschließt — beten, wie ich als Kind gebetet habe, wenn Mutter bei mir am Bette saß!

Der nächste Tag war ein Sonntag. Und es war Kirchgang.

Die Zellentüren öffneten sich. Auf dem breiten Flur unten im Erdgeschoß sammelten sich die Gefangenen, schweigend standen sie da, und die Wärter neben ihnen. Schweigend musterten sie sich gegenseitig und den Neuen dort, der so blaß war, als hätte er schon lange Monate hinter Schloß und Riegel gesessen, und der die Augen so tief gesenkt trug, als lastete eine besonders harte Schuld auf seiner bedrückten Seele.

Er mochte, er konnte nicht aufschauen. Er mochte nicht in das neugierige Gesicht des einen und nicht in das verbissene des andern und nicht in das verschmitzte, höhnische des dritten und erst recht nicht in die traurigen des vierten und fünften blicken. Ihn graute vor dem einen und ihn ekelte vor dem andern.

Ihn graute auch vor diesem Kirchgang.

„Vorwärts —“

Wie ein Garn in der Maschine, so mechanisch rollte sich, löste sich der Haufen in eine lange dünne Reihe, mit fünf Schritt Abstand voneinander, daß nur ja nicht der eine dem andern etwas zustecken könnte. Über den Hof ging es, und rechts und links standen Aufseher, und drüben stand ein Aufseher mit rasselndem Schlüsselbunde, und auf dem Treppenabsatz stand ein Aufseher, und vor der Tür des Gotteshauses stand ein Aufseher, und der erste Blick in das Innere fiel auf zwei Aufseher, die zu beiden Seiten des Altares vor den Bänken Posto gefaßt hatten in ihren blauen Röcken mit den roten Kragen und den blanken Knöpfen —

Nüchtern und schmucklos der viereckige Raum mit seinen Holzsäulen und der Holzempore und den Bänken, durch die der breite Mittelgang grad hindurchführte, und auf denen sie nun saßen, die Gefangenen, wieder mit dem großen Abstand voneinander, unmittelbar unter den Augen der Aufseher, in der wollenen Sonntagskleidung. Ob wohl einer von ihnen auch die Sonntagsstimmung im Herzen hatte?

Effenberg fehlte sie gänzlich. Er fühlte heut nur den Zwang und fühlte die Erniedrigung, unter diesen hier zu sitzen als einer von ihnen. Er konnte heut nicht daran denken, wie viele von ihnen durch Unglück zu Fehl und

Schuld und Sünde gekommen sein mochten, nicht daran, wie viele vielleicht reuigen Herzens waren. Er sah in ihnen nicht Leidgenossen. Es schrie nur in ihm: Und diesen bist Du zugesellt!

War das ein Kirchgang!

Die Orgel brauste. Und ihm war plötzlich, als träume er: ein voller gutgeschulter Männerchor intonierte. Das alte schöne Lied Paul Gerhards klang auf: Befiehl Du Deine Wege . . .

Das Lieblingslied der Mutter war es gewesen. Daran mußte er denken, und plötzlich tauchte die Erinnerung auf an das märkische Dorfkirchlein, wo er als Kind an Mutters Seite gesessen hatte, und wie sie ihm nach dem Gottesdienst von dem Dichter und seinem Leid erzählt hatte: Befiehl Du Deine Wege und was Dein Herze kränkt, der allertreusten Pflege des, der den Himmel lenkt . . .

Da versanken vor seinem geistigen Auge die Aufseher und die Mitgefangenen. Er saß wieder mit Mutter auf der Gutsempore und faltete die Hände und hörte ihre Stimme und stimmte mit ein: . . . Der Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn, der wird auch Wege finden, die Dein Fuß wandeln kann . . .

Er war ergriffen, aber er war weit mehr gerührt. Mehr als den Inhalt der Strophe packten der Klang des Chors, die Zufallsfügung der Liederwahl, die Erinnerung ihn im Herzen. Weinen hätte er mögen. Denn auch der Gedanke tauchte auf dem Untergrund seiner Seele auf: Wenn Dich Mütterchen hier sähe —

Er konnte der Liturgie kaum folgen. Bis dann auf der Kanzel der Geistliche erschien, und er das Wort vernahm von den Mühseligen und Beladenen.

Dulen sprach sehr einfach. Es war keine der tiefgründigen, geistvollen Reden, die Effenberg wohl in der Hauptstadt gehört hatte, wenn er mit Herta zur Kirche gegangen war. Um Hertas willen, denn ihn hatte kaum ein inneres Bedürfnis in das Gotteshaus gezogen. Er war, wie so viele seines Kreises, nicht unfromm, aber unkirchlich gewesen, all die Jahre hindurch.

Dulen sprach sehr einfach, gewiß absichtlich einfach. Aber er sprach so warmherzig, so mitleidsvoll. Er sprach mit der Kraft der Überzeugung. Er sprach recht zu den Mühseligen und Beladenen, die da zu seinen Füßen saßen unter den Augen ihrer Aufseher, die aus ihren Zellen kamen mit dem harten Schweigegebot auf den Lippen und nach dieser Stunde wieder zurückgeführt wurden in ihre Einsamkeit.

Er sprach zu ihnen, als spräche er zu jedem einzelnen, um ihm tragen zu helfen. Auch zu Effenberg.

Egon hatte zuerst kaum aufgeschaut. Nun hing sein Auge an dem jugendlichen Antlitz dort oben, das ihm von einer seltsamen Eindringlichkeit des Ausdrucks erfüllt schien. Ganz flüchtig kam ihm wieder der Gedanke an die merkwürdige Ähnlichkeit des Predigers mit Edith Siegern. Gleich verschwand ihm auch das unter der schlichten Wärme dieser Predigt.

Von jenem Blatte im Lebensbuch fast jedes Menschen sprach Dulen, das mit einem schwarzen Rande gezeichnet ist, eingefügt zwischen den Reihen der anderen, welche die leuchtenden Farben der Freude oder das fröhliche Grün der Hoff-

nung oder das Weiß der Unschuld tragen. Ungezählte Tränen des Schmerzes und der Reue sind schon auf dieses Blatt gefallen und konnten die schwarze Schrift doch nicht auslöschen. Und wenn der Mensch in seinem Lebensbuche blättert, dann fällt ihm zuerst immer dies schwarze Blatt in die Augen und auf das wunde Herz. Es gibt ja keinen Sterblichen, der durchs Leben ginge ganz leicht, ganz ohne Anstoß. Es gibt ja wohl wenige Menschen, in deren Haus nicht irgendein trübes Geheimnis ruht, von dem die Welt nichts wissen darf, wenige Seelen gibt es ohne jenen dunklen Winkel, in den kein Auge schauen soll. Nichts wissen! Nicht hineinschauen! „Jedesmal aber, wenn Du an Dein Haus denkst und selber in Deine Seele blickst, dann sehnt sie, die alles verbergen und verhüllen möchte, sich doch nach einer Aussprache, sehnt sich nach dem Balsam des Zuspruchs, des Trostes, sehnt sich nach einem mitfühlenden, mitleidsvollen, treuen Herzen. Dann falten sich wohl unwillkürlich die Hände, und der innere Blick schweift hinauf zu jenen Bergen, von denen die Hilfe kommt —“ Dulens Stimme hob sich, als er fortfuhr: „Dann aber widerstrebt nicht, lehnt Euch nicht auf gegen den starken Ruf! Tragt dem Heiland Eure kranke Seele entgegen und vertraut darauf: er, der selbst in Knechtsgestalt wandelte, wird sie verstehen in ihrer Knechtsgestalt, wird sie trösten und heilen. Wenn die Welt Euer Leid nicht verstehen will und kann, wenn ihr auf Erden keine Stätte findet, auszuruhen, neuen Atem und neue Hoffnung zu schöpfen: Er am Kreuz, der auch in Todesleiden gewesen, er reicht Euch seine linde Hand und zieht Euch zu sich hinan. Kommt her zu mir, sprach er und spricht er täglich aufs neue — kommt her zu mir, die Ihr mühselig und beladen seid, ich

will Euch erquicken . . . selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden . . . und Freude wird sein vor den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße tut . . ."

* * *

Der Gottesdienst war zu Ende.

Draußen auf dem Korridor stand der Pfarrer, und die lange Reihe der Gefangenen zog an ihm vorüber. Im Schritt und Trott, wie sie gekommen war, und rechts und links standen die Aufseher mit den Schlüsselbunden.

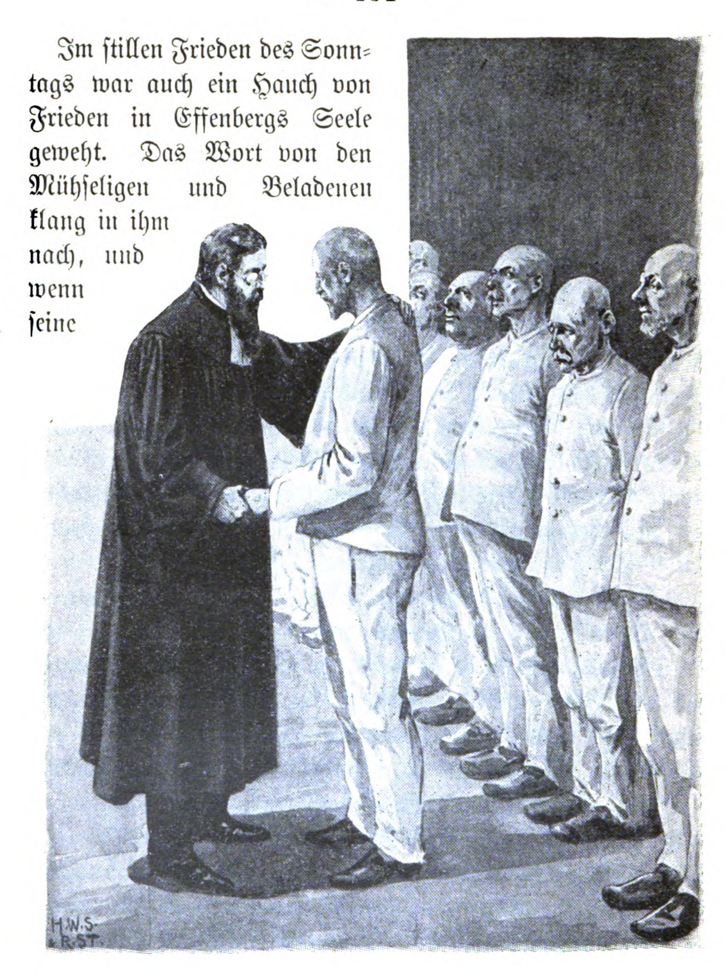
Auf dem Antlitz des Geistlichen lag noch die Erregung der Stunde. Aber seine Augen blickten traurig. Er suchte in den Gesichtern der Vorübergehenden zu lesen, und er fand immer wieder Gleichgültigkeit, Verstocktheit und das Schlimmste: den häßlichen Zug der Heuchelei, für den sein schwerer Beruf den Blick schärft wie kein anderer.

Dann kam einer, der trug sinnend das Haupt gesenkt —

Dulen trat einen Schritt näher, legte dem die Hand auf die Schulter, zog ihn aus der Kette zu sich. Der Gefangene hob den Blick, und der Pfarrer sah in zwei tränenfeuchte Augen, die doch so licht und frei zu ihm aufschauten, wie er sie noch nicht gesehen. „Effenberg" — sagte er fragend.

Eine Sekunde stand Egon noch regungslos. Dann hob er unwillkürlich die Hand: „Ich danke Ihnen, Herr Pastor.. Sie haben mir wohlgetan . . ." sprach er leise. Er schlüpfte in seine Reihe zurück und zog im Trott und Schritt weiter, an den Aufsehern mit den klirrenden Schlüsselbunden vorüber, in die Einsamkeit seiner Zelle. Und Dulen sah ihm nach mit einem Aufleuchten voll Vertrauen und Hoffnung in dem jungen Gesicht.

Im stillen Frieden des Sonntags war auch ein Hauch von Frieden in Effenbergs Seele geweht. Das Wort von den Mühseligen und Beladenen klang in ihm nach, und wenn seine



Gedanken im Buche seines Lebens blätterten und auf das schwarze Blatt trafen zwischen denen des Glücks und der

Freude, dann faltete er die Hände und er konnte weiter blättern bis zu dem grünen Blatt der Hoffnung. —

Die Stunden, die anfangs qualvoll langsam dahinflossen wie trübes Gerinnsel, begannen mählich rascher zu entrinnen. Arbeit füllte den Tag, und in den Freistunden griff er zu dem Buch, das der Geistliche ihm geschickt hatte. Er war zuerst erstaunt gewesen. Es war ein Band aus Schillers Werken. Die Befreiung der Niederlande. Seit seinen Schülerjahren hatte er den Band nicht in Händen gehabt und er lächelte über die Wahl, die ihm seltsam dünkte. Aber nicht lange und er begriff die wohltätige Absicht. Das Buch fesselte ihn von Seite zu Seite mehr. Wenn er am Abend die kleine Lampe löschen mußte, tat er's mit Bedauern, und in den Nachtstunden, in denen noch immer der Schlaf ein seltener Gast war, sammelten sich seine Gedanken, anstatt sich ins Uferlose zu verlieren, auf das, was er gelesen hatte. Bis dann doch wohl ein sanftes Dämmern sie umspann und ihn hinübertrug in das Traumland. Zu seiner Frau, zu seinem Kinde.

Die Woche verging und noch eine.

Da, am Mittwoch, kam um die Mittagsstunde der Schließer herein.

Der alte Gabelbeck war ein redseliger Mann. Wie er selbst sagte: aus der Überzeugung, daß unter all den vernagelten Mäulern einer doch die Zunge rühren müsse. Anfangs war's Effenberg nur eine andere Qual, wenn der Alte in die Zelle trat, sich an die Tür lehnte und zu erzählen begann: zuerst meist vom Wetter draußen, dann von seinen Kindern und schließlich immer vom Kriege 1870. Das war augenscheinlich der Höhepunkt seines Lebens gewesen,

und seine Phantasie hatte um die paar eigenen Erlebnisse die wildesten Ranken geschlungen. Er deutete nicht nur an, daß er als Unteroffizier bei den 10. Ulanen sehr wesentlich an der Entscheidung des Tages von Mars la Tour beteiligt gewesen sei, er glaubte es selber. Und hatte sich auch selber eingeredet, daß der alte Kaiser Wilhelm ihm dafür persönlich das Kreuz von Eisen an die Brust geheftet hätte: „Da . . . da . . . und daß ich das nu in dies Hundeloch tragen muß, das is ne Strafe, die ich nich verdient hab' . . ."

Zuerst war Egon die einseitige Unterhaltung eine immer neue Pein gewesen. Allmählich hatte er sich an sie gewöhnt, und jetzt freute er sich jedesmal leise, wenn das rote dicke Gesicht mit dem sauber ausrasierten Kaiser Wilhelmsbart auftauchte. „Na, wie jeht's, Effenberg? So — so — la — la! Kennen wir — kennen wir! Kommt aber besser. Denn die Zeit rutscht. So 'ne paar Monate sind schnell runtergerissen. Man muß nur bloß nicht Trübsal blasen. Ja . . . wozu denn auch? Grade heut, wo die Sonne so schön scheint. Haben Sie's heute nich auch beim Jesundheitstrampeln jemerkt? Sie brennt einem uff'm Buckel. Ja . . . so war das auch bei Loigny, müssen Sie wissen. Gestern hatten wir nämlich Jahrestag . . ." Und nun ging es los.

Es war doch eine Wohltat, das gesprochene Wort des alten Knasterbartes in der Zellenstille.

Heute aber hatte Gabelbeck keine Feldzugserinnerungen auf dem Herzen. Er stellte sich ordentlich in Positur: „Sie soll'n mal schnell zum Herrn Pastor kommen, Effenberg. Ja — Besuchstag — hm! Wat erschrecken Sie denn? Freuen soll'n Sie sich! Linke, den der Herr Pastor rübergeschickt hat, meint: wat Weibliches! Also die Jattin! Mann, wie

sehen Sie aus. Kreidebleich — weiß ja, kenn' ick ja: die Angst. Aber Contenance — Contenance! Frauen wer'n immer wieder jut. Das ist wie mit'm Wetter."

Es mochte schon so sein: Effenberg zitterten die Knie. Einen Augenblick jubelte die Hoffnung in ihm: Herta! Aber gleich fühlte er mit Gewißheit: sie nicht! Aber Edith — Edith! Es war eine Enttäuschung und war doch auch eine gedämpfte Freude.

„Ne, Effenberg. So nicht. Erst mal mit die Bürste durch die Haare und das Halstuch ordentlich umgeschlungen. Sie soll'n doch nich wie 'n Türke aussehn. Sie sollen uns doch Ehre machen. So — so — und nu kommen Sie. Und ick wünsch' allerhand Jutes . . . die Mütze, Mann . . . die Mütze . . ."

In der kleinen Pastorenstube flog die Schwester mit einem leisen Jubelschrei Egon um den Hals. Fest, ganz fest schlangen sich ihre Arme um ihn, ihre frischen Lippen ruhten auf seinem Munde, und ihre Augen strahlten ihn an. „Egon — ach, Egon!" rief sie, küßte ihn wieder, streichelte ihn. „Lieber, lieber Egon . . ." Es war, als wollte, könnte sie ihn gar nicht wieder frei geben in ihrer impulsiven Zärtlichkeit. Eng schmiegte sich ihre Wange an die seine. Mit beiden Händen faßte sie seinen Kopf und bog ihn ein wenig zurück, wie um besser in seine Augen sehen zu können. „Lieber, lieber Egon . . ." Und dann bastelte sie in ihrem Jackentäschchen. „Da, Egon, das hab' ich Dir mitgebracht. Ich darf Dir's geben, hat der Herr Pastor gesagt —"

Eine Photographie seines Jungen. Auf dem Teppich lag der Kleine, zeigte die runden, gesunden Glieder und blickte mit großen, frohen Kinderaugen aus dem Bilde heraus.

Er hielt es in beiden Händen und mochte keinen Blick davon wenden. Er dankte nicht, mit gesenktem Kopf sah er nur auf das kleine Bild. Sein Franz, sein Junge!



Und er wußte doch, drüben am Bücherschrank stand neben dem Geistlichen Edith Siegern.

Geraume Zeit sprach niemand. Auch Lore war verstummt. Sie standen erschüttert von dem tiefen Eindruck, den das Bild des Sohnes auf den unglücklichen Vater machte. Sie fühlten mit ihm, welche Flut von Gedanken, welch schmerzliche Sehnsuchtswoge sein Herz erfüllten.

Dann hob er endlich den Kopf. Er schien ganz gefaßt, nur seine Stimme bebte leicht. „Dank Dir, Lore —“ sagte er innig. „Und Ihnen, Edith.“

Sie trat zu ihm und reichte ihm die Hand. Sie legte die andere hinzu und umspannte mit festem Druck seine Rechte. Sie sprach nicht. Nur ihre Augen sprachen. Erst allmählich fand sie ihre Sicherheit zurück: „Alter lieber Egon — ja — da sind wir“, sagte sie, immer noch seine Hand in der ihren. Dann fuhr sie lebhafter fort: „Ich will nicht fragen, wie es Ihnen geht, Egon. Ich sehe ja: Sie werden's überwinden. Jeden Tag zählen wir und an jedem Abend denken wir daran, daß er Sie dem Ziele näher bringt. Es ist gewiß sehr, sehr schwer. Aber bleiben Sie nur gesund . . . und alles wird gut werden.“

Er nickte. Immer noch hatte er das Bildchen in der freien Hand. Nun sah er wieder darauf hin. „Ich werde gesund bleiben. Ich will's. Glauben Sie es mir, Edith, und sagen Sie's auch . . . auch meiner Frau . . . Du auch, Lore!“ Tief atmete er auf. „Ich war am Rande der Verzweiflung. Jetzt hab' ich mich aufgerichtet. Es geht — es muß gehen. Ich will nicht wie ein Zerbrochener aus diesen Mauern ins Leben heraustreten. Ich will arbeitskräftig bleiben — für die Meinen, für den hier!“

Dulen hatte ein paar Stühle herangezogen. Aber da traf ihn ein Blick Ediths, und er verstand. Es war wohl gegen die Hausordnung, doch seine Seele dachte groß genug, sie nicht nach dem Buchstaben aufzufassen. „Fräulein Effenberg — würden Sie mich nicht auf ein paar Augenblicke auf den Korridor begleiten?“ sagte er. „Nachher sollen Sie noch lange mit Ihrem Bruder plaudern dürfen.“

Lore griff nach Egons Arm. Und dann nickte sie ein paar Male hastig, mit fest zusammengepreßten Lippen. Sie wußte es ja: es mußte sein. So gingen sie.

Und drinnen faßte Edith wieder seine Hände, drückte ihn sanft auf einen Stuhl nieder und setzte sich ihm gegenüber.

Es war wie vorhin: sie konnte nicht gleich sprechen. Sie mußte ihn noch einmal schmerzlich ansehen, wie er da vor ihr saß in der graublauen Sträflingsjacke, mit dem umgeknoteten Halstuch, die Mütze unter dem Arm. Und das feine Gesicht blaß und gefurcht durch Leidenslinien, und die Augen so angstvoll fragend auf sie gerichtet. So verändert — so verändert —! Sie konnte nicht gleich sprechen und wußte doch, wie er wartete.

„— Herta!“ preßte er endlich hervor.

Und da sprach sie: „Ja, Herta! Ich hab' Ihnen so vieles zu sagen, lieber Egon. Sie brauchen mich aber wirklich nicht so gramvoll anzusehen. Es ist, neben dem Trüben, manches Gute bei dem, was ich Ihnen berichten will: Herta ist noch nicht versöhnt — das muß ich freilich vorausschicken. Aber sie ist doch verändert — zum Guten. Anfangs — es kann sie ja nicht erstaunen und nicht mehr erschrecken — anfangs lehnte sie jeden Gedanken an eine gemeinsame Zukunft ab. Das hat sich gewandelt. Und ich will gleich sagen, was ich als die Ursache ansehe . . . mein lieber alter Jugendfreund, Herta sieht einem neuen Mutterglück entgegen.“

Sie hielt inne, denn sie sah, wie er zusammenzuckte. Es nahm sie nicht wunder. Sie fühlte sofort mit ihm, welche Fülle des Erinnerns an früheres Glück ihre Mitteilung in ihm wachrufen mußte, und wie sich für ihn damit aufs neue die Qual der gegenwärtigen Lage, die Sorgen für

die Zukunft verbanden. Was einem andern Manne höchste, reinste Herzensfreude sein mußte, war ihm mit hundertfältigen Bitterkeiten durchtränkt.

Wieder faßte sie nach seinen Händen und drückte sie. „Sie sollen sich doch freuen, Egon,“ sagte sie leise.

Ein schmerzliches Stöhnen kam aus Egons Brust. „Ich soll mich freuen? Kann ich's denn, Edith? Wenn mein Kind den ersten Schrei tut, werde ich noch hier sein — und die Mutter meines Kindes will nichts von mir wissen. Wer weiß, ob ihr hartes Herz nicht selbst dem unschuldigen Kinde zürnt — weil es mein Kind ist! Sie schütteln den Kopf, aber ich habe in schmerzvollen Tagen und Nächten mir immer wieder gesagt: Herta verachtet mich. Es muß alles in ihr ausgelöscht sein, was sie einst für mich empfand. So wie ich sie jetzt kenne, kann sie nur mit täglich erneuten Qualen dies Kind, unser Kind unter dem Herzen tragen.“

„Sie wissen nicht, wie groß und stark die Mutterliebe ist.“ Tiefe Wehmut klang aus den Worten, und er dachte daran, wie sie getrauert hatte, als ihr das einzige Kind entrissen wurde und daß ihr selber nie wieder ein Kind geschenkt worden war. Er wußte ja, daß das der große, der unermeßliche Schmerz in diesem reichen Frauenleben war, der nie austilgbare Schmerz, die nie stillbare Sehnsucht.

„Gott gebe und bewahre Herta die rechte Liebe zu dem Kinde,“ sagte er gepreßt. „Dann will ich ehrlich versuchen mich zu freuen, obschon die Zukunft —“

Da unterbrach sie ihn, und ihre Stimme klang nun wieder frischer und lebhaft. „Grad darüber wollt ich auch mit Ihnen sprechen, Egon, und weil ich Sie nicht in unnötigen Sorgen lassen möchte, heut schon. Daß Herta jetzt aus-

kömmlich zu leben hat, wissen Sie ja, und wissen auch, daß es nur ihren Stolz verletzen würde, wollte ich eingreifen. Später, wenn sie ihre Tätigkeit unterbrechen muß — nun, dann werde ich schon Mittel und Wege finden, ihr hilfreich zu sein. Sie brauchen deshalb nicht rot zu werden, alter Egon; Sie sollen es mir mit allen Zinsen zurückgeben dürfen, obwohl man unter Jugendfreunden nicht so rechnen dürfte."

Sie hatte seine Hände freigelassen und lehnte sich auf ihrem Stuhl zurück. Zum erstenmal heut eigentlich sah er ihr schönes Gesicht deutlich vor sich und das eigene warme Leuchten in ihren Augen. „Sie sind so gut zu mir, Edith," sagte er. „Ich weiß wirklich nicht, womit ich das verdient habe."

„Jetzt werde ich böse auf Sie werden!" Sie versuchte einen leichteren Ton anzuschlagen. „Wollen Sie mir etwa die Freude rauben, einem alten Freund, der manche Pflaumenmusstulle und manchen Apfel mit mir brüderlich geteilt hat, ein wenig beizustehen, wenn er einmal vorübergehend in der Bredouille ist. In der Bredouille — schon allein das Wort, das man heut gar nicht mehr kennt, ruft in mir alle gemeinsamen Jugendfreuden wach. In der Bredouille behauptete Mama Effenberg ja immer zu sein. Wenn der Brotteig nicht aufging, war sie in der Bredouille; wenn der Postbote nicht rechtzeitig kam, war sie in der Brodouille; wenn ein gewisser Egon die Unzufriedenheit des Hauslehrers auf sich geladen hatte, war nicht der, sondern war sie in der Bredouille — — Ja, aber ich schweife ab, und wir haben noch Ernstes zu verhandeln. Ich komme nämlich als Abgesandter meines Mannes. Zu Johanni wird in der Kabelfabrik in Nieder-

schönweide die Stelle eines ersten Buchhalters frei. Sie ist nicht grade glänzend dotiert, aber sie nährt ihren Inhaber. Da hat Günther an Sie gedacht. Es ist eine ziemlich geräumige Dienstwohnung damit verbunden —"

„Edith!" rief er. Und dann versagte ihm die Stimme. Nun war er es, der ihre Rechte nahm und sie küßte, bis sie ihm mit einer raschen Bewegung die Hand entzog. So plötzlich und jäh, daß er erschrocken aufsah. Und da sah er wieder das Leuchten in ihren Augen. Er sah, daß ihr Atem rascher ging. Sah dann, daß sie auf eine Sekunde die Lider über die Augen gleiten ließ, und daß ihre Lippen sich fest schlossen. Es verwirrte ihn so, daß er nur mühsam stammelte: „Wie soll ich Ihnen das je vergelten können — all die Güte — Ihnen und ihrem Manne."

Schon hatte sie sich wieder in der Gewalt. „Indem Sie der Firma Siegern Ihre ganze Kraft widmen," sagte sie schnell und lächelte. „Die Stellung ist nicht ganz leicht auszufüllen, denn es fehlt dort draußen, sagt Günther, an tüchtigen Leuten. Wer etwas kann, geht nicht gern in den einsamen Vorort."

„Grad das ist ja aber das Rechte für mich. Das erfüllt mich mit doppelter Dankbarkeit."

Sie nickte: „Desto besser also. Ich kann meinem Mann berichten, daß Sie annehmen?"

„Ja, Edith —"

Und dann war ein Schweigen zwischen ihnen.

Edith stand auf. Sie hielt die Hand an die Lehne des Stuhls und schob den ganz sacht zur Seite. Ihr Blick blieb gesenkt.

„Nun will ich Lore rufen . . ." sagte sie endlich gepreßt.

Sie kam herein mit dem Nachglanz eines Lächelns auf den Lippen. Zärtlich schmiegte sie sich an den Bruder und flüsterte ihm mit ihrem süßen Stimmchen immer wieder zu,



wie lieb sie ihn habe — und daß alles, alles gut werden müsse . . .

„Grüß mir Herta und küß den Jungen!" Effenberg löste sich langsam von ihr. Da wollte sie aufschluchzen, aber sie zwang es hinunter. Sie nickte und nickte. Und plötzlich fiel sie ihm wieder um den Hals und küßte ihn.

„Eins weiß ich nun doch: Du hast einen Menschen hier, der Dir wohl will, der Dich auch gern hat. O Egon, Egon, was macht mich das froh!"

Dulen und Edith waren an das Fenster getreten. Sie erzählte dem Geistlichen von den häuslichen Verhältnissen Egons, sie fragte nach dem und jenem aus diesen Mauern, im allgemeinen und doch so, daß die Antwort auf Effenberg Bezug nehmen mußte. „Es muß schrecklich sein für einen gebildeten Mann, solch Aufenthalt . . . hier . . ." sagte sie schließlich kummervoll.

Der Pfarrer neigte den Kopf. „Es ist so, gnädige Frau. Ich kam sehr jung in dies Amt, und es drückte mich damals fast zu Boden. Noch heut empfinde ich es täglich aufs neue." Einen Augenblick sann er nach, als wolle er seine Worte besonders abwägen. „Und dennoch . . . für Effenberg, so hoffe ich, wird all das Schwere auch sein Gutes haben, einer harten Schule gleich. Ich will damit nicht sagen, daß es seinen Charakter läutern wird, denn an dessen Lauterkeit habe ich nie gezweifelt, seit ich die Akten seines Prozesses — und seit ich die Briefe seiner Schwester, diese rührend liebevollen Briefe in Händen hatte. Aber die Einsamkeit der Zelle, das Angewiesensein auf sich selber werden sein Denken vertiefen und — ich muß wiederholen: so hoffe ich — werden seine Wesensart stählen. Ich weiß nicht, ob Sie mir recht geben werden: er war allzu weich, zu sehr allen Einflüssen nachgebend —"

„Ja —“ sprach sie langsam. „Er war zu gut und zu weich. Das machte ihn ja . . . allen, die ihn kannten so lieb, diese Güte und Weichheit. Aber es war sein Unglück. Ich wollte, Sie könnten ihm hier das Rückgrat stärken, ihn härter schmieden, auch seiner Frau gegenüber. Denn, leider, er steht wohl erst am Beginn der schwersten Kämpfe.“

Sie wandte sich. „Es wird Zeit zu gehen, Lore, wenn wir den Zug erreichen wollen.“

So nahmen sie Abschied. Lore in leidenschaftlicher Erregung, Edith scheinbar ganz ruhig. Sie gingen gemeinsam bis zum Tor, wo der Wagen wartete. Und hier blieb Edith stehen, sah sich noch einmal um, sah auf die roten kahlen Wände und die vergitterten Fenster, auf einen Trupp Gefangener, der grad, von Aufsehern begleitet, über den Hof kam. Sie fröstelte, und ihr Mund zuckte weh. Dann zwang sie sich gleich wieder: „Adieu, Egon,“ sagte sie und reichte ihm die Hand. „Vertrauen Sie ihren Freunden und vertrauen Sie sich selber. Auf — auf ein besseres Wiedersehen —“

Das Eingangstor hatte sich hinter ihnen geschlossen. Draußen verklang das Rollen des Wagens. Egon stand mit gesenkter Stirn und lauschte ihm in schmerzlichem Sinnen nach. Bis der Pfarrer ihm die Hand auf die Schulter legte: „Kommen Sie, Effenberg, ich will Sie selbst zurückbringen. Ich möchte Sie jetzt nicht allein lassen. Wenn es Ihnen recht ist, setze ich mich noch auf eine halbe Stunde in Ihre Zelle, und wir sprechen — von der Vergangenheit und der Zukunft und von denen, die Sie lieb haben.“

---

8. Kapitel.

Und die Zeit rann.

Wenige Tage nach Neujahr schrieb Edith Siegern. Sie hatte es auf sich genommen, Egon die Nachricht vom Tode des Vaters zu übermitteln. Auf der Eisenbahnfahrt von Athen nach Larissa war er plötzlich gestorben. Herr von Siegern hatte durch seinen Athener Vertreter die Hilfe des deutschen Konsulats in Anspruch genommen, die Bestattung geregelt, die Aufnahme der Hinterlassenschaft vermittelt. Voll warmer Teilnahme schrieb Edith. „Ich weiß, wie Sie Ihren Vater geliebt haben, und ich fühle mit Ihnen, Egon. Ich weiß, wie in dieser Stunde das Leid ins Nichts versinkt, das er Ihnen angetan hat. Auch vor meinem geistigen Auge steht nur noch das Bild des alten Papa Effenberg, der uns Kinder im Bann hatte, wie er alle Erwachsenen durch seine Liebenswürdigkeit bezauberte. Ich hab' ihn gern gehabt, und ich werde mir die Erinnerung an ihn nicht vergrämen lassen. Möge die fremde Erde ihm leicht sein —"

‚Möge die fremde Erde ihm leicht sein —,' betete auch Egon.

Lange, lange saß er still über dem Briefe der Freundin. Die glücklichen Kinderjahre stiegen wieder vor ihm auf. Er ging mit dem Vater auf den Dohnenstrich, er horchte seinen unglaublichsten Jagdgeschichten, er hörte sein immer frohes Lachen. Ihm war's, als fühlte er des Vaters Hand, die so

gern über seinen Krauskopf strich, so eigen zärtlich: „Jung', laß Dich's nicht verdrießen, wenn der Magister unzufrieden ist. Wenn ich nur mit Dir zufrieden bin — das ist die Hauptsache. Überhaupt, Jung', die dumme Schule! Das Leben lehrt uns besser als alle Lehrer. Ja, Egon, das Leben! Schön ist's, man muß es nur zu nehmen wissen! Man darf sich's nie unnötig schwer machen!"

— man muß es nur zu nehmen wissen — nicht unnötig schwer machen darf man sich's —

Da kamen ihm schon wieder die Gedanken an Herta. Die gehörte auch zu denen, die alles schwer nehmen, die immer ringen müssen und wenn ihr Glück darüber in Scherben geht.

Immer noch hörte er nur indirekt von ihr, durch Lores und durch Ediths Briefe. Das Weihnachtsfest, die Jahreswende waren vorübergegangen, ohne daß sie die immer und immer wieder hingestreckte Hand des Aufnehmens gewürdigt hätte. Sie — die sein Kind unter dem Herzen trug, das geboren werden mußte, während ihn noch diese Mauern umschlossen.

Die Zeit rann —

Der Frühlingswind scheuchte den Schnee drüben auf dem schrägen Dach der Direktorsvilla fort. Sehnsüchtig hatte Effenberg zu dem ersten Grün der hohen Ulmen im Garten dort hinübergespäht. Nun war es Sommer geworden.

Wenn Effenberg in dem Kalender, den er sich auf einem Stück Papier aufgezeichnet hatte, wieder einen Tag strich, wie er es als Schüler vor den Ferien getan, dann staunte er jedesmal, wie schnell die letzte Woche vergangen

war. Anfangs waren die Tage geschlichen gleich Schnecken, nun fügten sie sich schnell und immer schneller aneinander.

Seine Entlassung stand bevor.

Es war wohl Sehnsucht nach der Freiheit in ihm, heiße Sehnsucht nach seinen Kindern, nach der Schwester . . . ja, auch nach Herta; Sehnsucht nach dem Hochaufatmen in frischer Luft, nach einem Stück Wald, nach einem Spaziergang durch das weite Feld, nach dem Amselschlag; Sehnsucht nach anregender Arbeit, Sehnsucht nach dem lauteren Lärm der Großstadt sogar, nach Wagenrollen und dem Pfeifen der Lokomotive —

Aber eine klare Freude darüber, daß er nun der Einsamkeit seiner Zelle entrinnen werde und den roten hohen Mauern dieses Gefängnisses, kam nicht in ihm auf. Es gab wohl lichte Stunden, in denen er sich die große Welt dort draußen und seine kleine Welt, in die er nun zurückkehren sollte, in frohen Farben ausmalte, aber es gab daneben mehr trübe Stunden, in denen er das Bild seiner Zukunft in trübem Dämmern sah. Nur daß er sich dann immer wieder sagte, mit stetig wachsender Bestimmtheit: Durch! Ich will! Hat mich dies hier nicht gebrochen, ja hab' ich hier neue Lebenskraft gesammelt, so werd' ich auch in dem anderen Kampf nicht unterliegen. Ich will! Ich muß!

Kurz vor ihrer schweren Stunde hatte seine Frau ihm endlich — endlich geschrieben. Und er sah, daß auch die erwartungsvolle Zeit, die sonst Frauenherzen weich und sanft stimmt, dies harte Herz nicht bezwungen hatte.

Der Brief begann sofort: „Wir wollen uns beide es zum Gesetz machen, an dem Vergangenen nicht zu rühren. Wir wollen seiner gar keine Erwähnung tun. Nur unter

dieser Bedingung erscheint mir ein Zusammenleben, wie Du es wünschest und wie ich es im Interesse der Kinder für gut halte, erträglich. Über meine Lippen soll kein Vorwurf gegen Dich kommen. Ich habe abgeschlossen. Aber ich nehme als selbstverständlich an, daß Du die Grenzen respektierst, die unserem Zusammenleben gezogen bleiben müssen. Du kannst nicht verlangen, daß ich vergessen soll, und Du kannst darum keine Liebe und keine Zärtlichkeit von mir erwarten. Meine Pflichten, das verspreche ich Dir, werde ich erfüllen bis zur letzten Kraft, und ich verspreche Dir auch, daß — soweit es an mir liegt — die Außenwelt nichts von dem so traurig veränderten Verhältnis zwischen uns bemerken soll."

Vier lange Seiten umfaßte der Brief noch in Hertas klarer, schöner Schrift, in der sich ein Buchstabe gleichmäßig groß und schnörkellos an den andern reihte. Aber auf diesen Seiten stand auch nicht ein einziges weiteres Wort von ihr und ihm. Kühl, klug, geschäftsmäßig behandelte sie äußere Dinge: von der Erbschaft, die Vater hinterlassen habe und die durch Vermittlung des Athener Konsulats ausgezahlt worden sei, wie sie das Geld angelegt habe und daß es sie von fremder Hilfe unabhängig mache; von der Wohnung in Schönweide und wie sie diese einzurichten beabsichtige; am Schlusse endlich einige freundliche Sätze über Lore und auch ein kurzes Wort über Edith Siegern. Nichts — nichts von ihr selbst, nichts von ihm!

Als er den Brief gelesen hatte, mit zuckendem Herzen, schrie es in ihm auf; lohnte es denn, solch eine Ehe wieder aufzunehmen, die nur ein hohles Gefäß ohne Inhalt sein konnte?!

Es kamen die schwersten Stunden, die er im Gefängnis verlebt hatte. Ein trotziges Lodern war in ihm gegen diese Frau mit dem selbstgerechten Sinn, die das Unmögliche als das Gegebene auffaßte und bis in alle Konsequenzen durchzuführen entschlossen schien; gegen diese seine Frau, die von Pflichten sprechen konnte und die höchste aller Pflichten, die der Liebe, ganz vergessen wollte. Die in dem ersten Briefe, den sie ihm nach zehn Monaten gönnte, von kleinlichen Geldsachen und von der Einrichtung einer neuen Wohnung berichtete und kein Wort des Verständnisses, kein Wort des Mitleids für ihn fand.

Aus welchem Bronnen sollte er daheim schöpfen, um Kräfte für das Kommende zu finden? Wie sollte er ein solches Leben, wie sie es ihm diktierte, ertragen, Tag um Tag und Jahr um Jahr?

In dieser Stimmung fand ihn Dulen, und er sagte ihm alles, alles. „Bin ich ein Verworfener, daß ich mir das bieten, daß ich das geduldig hinnehmen muß! Wenn sich das Tor dort für mich öffnet, soll ich nur hindurch, um in einen neuen Kerker einzuziehen, der tausendmal schlimmer sein wird, als diese Zelle? Gibt es ein Gesetz im Himmel und auf Erden, das mir solch eine Ehe gebieten kann? Eine Ehe, die nur noch Qualen kennt! In der ich, wenn die Lippen meiner Frau geschlossen bleiben, stündlich den Vorwurf meiner Schuld von ihrem Gesicht ablesen muß! Ich kann mich in solch ein Dasein nicht hineinversetzen. Ich kann's nicht. In all dem Leid ist meine Liebe zu Herta nicht erloschen. Immer wieder hab' ich mir zugerufen: ‚Sei geduldig, trag', was Dir auferlegt wird, auch von ihr.' Das ging, solange wir getrennt waren. Aber wie sollte ich meine

Liebe wach erhalten, im täglichen Zusammensein, wenn sie selber nichts für mich hat als elende Pflichterfüllung.“ In der engen Zelle stürmte er auf und ab und häufte Anklage auf Anklage, zum ersten Male. „Ich fühl's heut schon, ganz deutlich fühl' ich's; alles, was in mir lebt für Herta, wird erstickt. Sie selber mordet es wissentlich. Und ist solch eine lügnerische Ehe denn nicht Sünde? So sprechen Sie doch, Herr Pastor, sagen Sie mir doch: ist solch eine Ehe keine Sünde? Ist's nicht Gebot, sie zu lösen? Wär's nicht hundertmal besser für Herta und für mich, wir gingen unsere Wege in Zukunft ein jeder für sich?“

Dulen lehnte an der Wand der Zelle und wartete, bis Effenberg sein Herz ausgeschüttet hatte — er, durch dessen Hände der Brief Hertas gegangen war, kam ja in der traurigen Gewißheit, daß dies Schreiben tief in die arme Seele greifen mußte.

Nun schwieg Egon endlich. In völliger Erschöpfung stand er vor Dulen, mit gerungenen Händen, Verzweiflung im Blick.

Da sprach Dulen: „Was Gott zusammengefügt, das soll der Mensch nicht scheiden. Das ist das erste und oberste was ich Ihnen entgegenhalten muß. Das ist das höchste Gesetz, und ich hoffe, gerade Sie, Effenberg, werden noch erkennen, welche Fülle von Weisheit und Güte es umschließt. Sie sind heut im Zorn, ich verstehe das. Im Zorn, in solcher Erregung aber ist man unfähig, Entschlüsse zu fassen, gar solche Entschlüsse, die sich in ihren Folgen nicht nur auf das eigene Leben erstrecken, sondern — hören Sie, Effenberg — auf das der Kinder. Sie wissen, ich trage keinen Ehering am Finger, ich bin noch unverheiratet. Aber ich kann



mich so lebhaft in die Eltern=seele hineinversetzen, die alles aufopfert, alles trägt und leidet um eines Kindes willen. Wollen Sie Ihrem Knaben — bald, so Gott will, Ihren beiden Kindern den Vater rauben? Und sich selber berauben all der Freuden und all des Glücks, die Ihnen noch aus Ihren Kindern erblühen werden? Nein, Effenberg, das kann nicht Ihr Wille sein. Aber ich möchte Ihnen doch noch

etwas ganz anderes sagen, und gerade deshalb kam ich gleich heute zu Ihnen —“

„. . . geben Sie mir Ihre Hand, lieber Effenberg. So, und nun lassen Sie's mich aussprechen: ‚Ich glaube gar nicht an diesen Brief!‘ Lachen Sie nicht so bitter, verstehen Sie mich nur erst richtig. Selbstverständlich hat Ihre Frau jede Zeile sehr, sehr reiflich erwogen und ist selbst überzeugt, daß alles so sein muß und so werden soll, wie sie es schrieb. Trotzdem: ich glaube nicht daran! Wir wissen nicht, wie mühsam sich Ihre Frau all das abgerungen hat, unter welchen Kämpfen mit der besseren eigenen Überzeugung. Ich denke: Konstruieren und niederschreiben läßt sich so etwas; im Leben hält es nicht stand. Ich kenne ja Ihre Frau nicht persönlich aber ich kann mir nach allem, was ich von Ihnen und von Frau von Siegern hörte, was ich dann den lieben Briefen Ihres mutigen Schwesterchens entnahm, doch ein Bild von ihrer Art gestalten. Und da glaube ich Ihnen hoffend sagen zu können: nicht daß etwa gleich das erste Wiedersehn all diese künstlichen Konstruktionen jäh über den Haufen werfen wird — nein! gewiß nicht! — aber daß die Zeit und das Zusammensein den Einklang wieder herstellt; früher vielleicht, als wir heut glauben mögen. Haben Sie nur Geduld, bleiben Sie stark und mutig in Ihrer Liebe. Das Leben in seiner Unerbittlichkeit hat Sie beide auseinandergerissen, das Leben wird Sie auch wieder zusammenführen.“

‚Das Leben hat uns auseinandergerissen, das Leben soll uns wieder zusammenführen —‘

Daran dachte Egon auf der ganzen Bahnfahrt, die ihn der neuen Heimat zuführte, daran dachte er auf dem kurzen

Wege von der Station zu seiner Wohnung. Niemand hatte ihn erwartet; er hatte die genaue Stunde seiner Ankunft nicht angeben wollen.

Der Weg war kurz aber er wurde ihm schwer. Körperlich schwer, als hafteten Bleisohlen an den Füßen, die des freieren Wanderns so ganz entwöhnt waren. Schwerer noch lasteten die Gedanken, die Egon mit sich trug.

Er sollte sein Weib wiedersehen — nach fast Jahresfrist — und seine Kinder. Seine Kinder — und die kleine Charlotte hatte er noch nie auf dem Arm gehalten, noch nie hatte er sie geliebkost. Nur ein Telegramm hatte ihn von der glücklichen Geburt eines Töchterchens benachrichtigt; vor acht Wochen, und dann hatten ein paar Briefe Lores ihm näheres mitgeteilt: daß Herta gesund, daß die Kleine ein süßes, liebes, aber sehr, sehr zartes Kind wäre.

Ganz ausführlich hatte Lore geschrieben. Aber ihm schien es, so ausführlich, als ob sie etwas schonend verschleiern wollte. Oder war's nur die eigene gespannte Erwartung und das eigene Zagen, das ihn immer wieder zwischen den Zeilen lesen ließ?

Er wollte schnell gehen, und er ging ganz langsam.

War das wirklich nur ein Jahr, nicht einmal ganz ein Jahr, die Untersuchungshaft eingerechnet, daß er ein Unfreier gewesen war? Es kam ihm heute vor, als wäre es eine Ewigkeit, als sei er um viele Jahre gealtert in der kurzen Spanne Zeit.

Als ob er ganz fremd geworden wäre in dieser Welt! Solange Dulen an seiner Seite gewesen, der ihn zum Bahnhof gebracht hatte — dieser liebe gütige Dulen! — solange war die Empfindung des Fremdseins nicht in ihm wach ge-

worden. Aber schon im Bahnwagen hatte es begonnen, und es steigerte sich fast von Minute zu Minute. Es war nicht das frohe Genesungsgefühl nach langer Krankheit. Fast drückend lastete die fremde Freiheit auf ihm. Und doch lag die Welt im Grünen, und die Sonne leuchtete.

Die fremde Freiheit! Frei und doch unfrei kehrte er ja in sein fremdes eigenes Heim zurück — und als eine Fremde würde seine Frau ihn begrüßen. —

Er mußte sich zurechtfragen. Wenn er dann stehen blieb und die Antwort hörte, kamen ihm die eigene Stimme und die der anderen ganz seltsam vor. Fast ein Jahr lang hatte er ja nur die des Aufsehers, des Geistlichen, selten die des Direktors oder eines der Inspektoren gehört. Nun klang hier eine Frauenstimme ihm entgegen, dort stand ihm ein helles Kinderstimmchen Rede. Und in einem der Vorgarten sang gar ein Mädchen halblaut vor sich hin:

Ach, Du klarblauer Himmel, und wie schön bist Du heut!
Möcht ans Herz gleich Dich drücken vor Jubel und Freud.
Aber 's geht doch nicht an, Du bist mir zu weit,
Und mit all meiner Freud, was fang ich doch an . . .

Das hatten sie einst zu Haus gesungen, Hertha und Edith, als sie mit ihm, Arm in Arm, über die Felder gezogen waren —

Klarblau war auch heut der Himmel und schön, aber auch so weit, so weit —

Ganz langsam schritt er weiter, bis endlich die roten Mauern des Kabelwerkes vor ihm lagen und daneben einige kleine Beamtenwohnhäuser. Und das da, an der Straßenecke, mit den Rosen im Vorgarten — das mußte nach Lores Brief sein neues Heim sein.



Die Zähne biß er zusammen, als er die Klingel zog, und das Herz pochte so laut, daß er deutlich die Schläge hörte.

Wie würde das erste Wiedersehen sein?

Und wie anders wurde es, als er gefürchtet hatte. Die Haustür tat sich auf, und Herta selbst trat auf die Schwelle.

Im ersten Augenblick des Erkennens zuckte sie zusammen,

und ihr Auge senkte sich. Aber es war nur ein kurzer Moment. Dann, gleich, streckte sie ihm die Hand hin und sagte: „Willkommen — und möge Dir der Eintritt in dies Haus Glück bringen. Ich will Dich zu den Kindern führen.“ Ihre Stimme bebte ein wenig. Aber nur bei den ersten Worten, dann gewann sie ganz den alten, vollen, sicheren Klang zurück.

Er hielt ihre Hand in der seinen. Er rührte sich nicht, er sah sie nur an. Frisch und blühend stand sie vor ihm. Schöner, so schien ihm, als er sie verlassen hatte. Und doch ganz wie damals. Nur daß sie Trauerkleider trug. Und auch das schien ihm versöhnend: sie trauerte um seinen Vater.

„Herta —“ rang es sich von seinen Lippen.

„So komm doch —“

Im dämmerigen Flur standen sie. Da kam es über ihn, und er wollte sie umarmen. Aber sie wich aus. „Nein, Egon —“ Nicht unfreundlich sagte sie es, vielleicht nur in der gleichen Abwehr, die sie auch früher manchmal gegen seine Zärtlichkeit gehabt hatte. Und dann gleich noch einmal: „Komm doch, Egon, zu den Kindern.“ Und, indem sie voranschritt: „Wie sich Lore freuen wird! Sie hätte Dich so gern auf der Bahn erwartet, aber wir wußten ja nicht, mit welchem Zuge Du kommen würdest.“ Ein klein wenig hastiger, als es sonst ihre Art gewesen war, sprach sie weiter: „Die Wohnung ist recht hübsch, und die Luft ist gut für die Kinder. Das ist das Wohnzimmer — hier Dein Zimmer — so, und hier haben wir die Kinderstube.“

Ein helles Aufjauchzen klang ihm entgegen, Lore hing an seinem Halse. Und dann kam ein Etwas aus der einen Ecke herangelaufen, ganz fest auf den Beinchen, blieb scheu

vor dem fremden großen Manne stehen, kam wieder ein Stückchen näher, guckte mit erstaunten Augen auf. Da bückte er sich und nahm das Kind hoch, sein Kind, mit einem unterdrückten Jubelschrei: „Junge, lieber, lieber Junge —“



Was hatte er sich nur gebangt und gesorgt! Wo er nun seinen Jungen im Arm hielt, den Prachtjungen mit den runden, festen Gliedern und den großen Augen, blauen Augen, und dem lachenden Munde.

„Franzel, sag's doch! Franzel ... das ist ja Dein lieber Papa. So sag's doch!“ drängte Lores Stimme neben ihm. Und wirklich, das kleine Mäulchen tat sich auf, und ganz deutlich kam's heraus: „Pa—pa! Pa—pa!“

Herta war seitlich der Tür stehen geblieben. Scheinbar ganz gelassen, gar nicht erregt. Nur daß sie die Augen

wieder niedergeschlagen hielt und die Lippen fest geschlossen. Einmal hob sie die Hand und ließ sie glättend über den blonden Scheitel streifen.

Er wandte sich um! „Herta, wie glücklich bin ich! Der liebe Junge! Wie groß er geworden ist!“

Sie trat einen Schritt näher, blieb wieder stehen, hob die Lider, ließ sie wieder sinken. „Du hast Lottchen ja noch gar nicht gesehen —“ sagte sie leise.

Es sollte wohl kein Vorwurf sein, aber er erschrak doch. „Ja, Herta! Verzeih! Es ist soviel des Glücks. Soviel!“ Hastig ließ er den Knaben herabgleiten und trat an den Korbwagen.

Das Kind schlief. Ganz wie Lore geschrieben: ein süßes Püppchen, fast unnatürlich klein, mit leichtem blonden Flaum auf dem rosigen Köpfchen, die Händchen zusammengebogen dicht am Gesicht, das sehr blaß, gelblich-blaß aus den weißen Kissen schimmerte.

Tief beugte er sich hinab. Er wagte nicht, seine Lippen auf dies Köpfchen zu drücken.

„Sie ist sehr zart. Immer schläft sie“, hörte er Hertas Stimme leise neben sich, und er fühlte all ihre Mutterbesorgnis aus dem Ton. „Aber der Arzt hofft ja, daß sie sich entwickeln wird. Und ich tu' alles, was in meiner Kraft steht. Vier Pfund wog sie nur, als sie zur Welt kam — und knapp ein Pfund hat sie in diesen acht Wochen zugenommen.“

Es war so gar nicht ihre sichere Art, die aus den Worten klang. Und das rührte ihn doppelt. Er richtete sich langsam auf und sagte: „Der liebe Gott wird sie uns schon erhalten. Und Deine sorgende Liebe, Herta. Ich danke Dir —“ Dann brach er ab. Es überwältigte ihn. Er griff wieder

nach der Hand seiner Frau, und sie ließ sie ihm. Leise sprach er weiter: „Es war so schwer und so hart. Aber nun ist alles licht, und so starke Hoffnung ist in mir. Herta — Lore — Ihr Lieben —“

Lange lag Egon in dieser Nacht schlaflos. Aber nicht qualvolle Unruhe hielt ihn wach. Ein wohliges Behagen tat's. Rein körperlich zunächst. Alles kam ihm ganz verwunderlich vor: nicht die Pritsche mehr, sondern ein richtiges bequemes Bett mit federnder Matratze und weichen weißen Kissen; auf dem Nachttisch die Lampe, die kein Aufseher auszulöschen gebot; drüben anstatt des blechernen Finkennäpfchens das große Waschgeschirr, in dem er sich am Abend abgespült hatte, als ob er alles und jedes damit herunterwaschen könnte, was vom Gefängnis an ihm noch haftete. Ein Duft von Sauberkeit im ganzen Zimmer, überall der Segen der sorgenden Frauenhand. Und das Fenster weit, weit offen, daß die linde Nachtluft Einkehr halten konnte. Und die Tür unverschlossen. Es war ja kindisch, aber er sprang noch einmal, mit beiden Füßen zugleich, aus dem Bette und klinkte leise auf: wahrhaftig — die Tür war offen —

Doch das alles war ja das mindere, das kleinere, das bedeutungslose. Er schämte sich fast, daß er's mit einer Art von Dummenjungenfreude empfand. Aber daß Herta ihm so freundlich entgegengekommen war, so über alle Erwartung gütig — das ließ sein Herz aufjubeln; hinausschreien hätt' er's mögen in die Sommernacht: Es wird alles, alles wieder gut werden! Und Lore — wie sich das Mädel herausgemacht hatte, hübsch war sie geworden und so sonnig war ihr Lachen! Und die Kinder, die Kinder!

Selbstverständlich: über Hertas Wesen lag noch ein leichter Reif. Sie war gut und lieb, aber sie war sehr, sehr ernst, und immer ging es wie Abwehr von ihr aus. Doch das konnte ja gar nicht anders sein. Schwer wie ihre Art war, wie sie alles aufnahm und sich durchrang. Immer brauchte sie Zeit. Die mußte ihr auch jetzt gelassen werden. Geduld wollte er haben — unendliche Geduld. Und auch das mußte man sich vergegenwärtigen, daß das Kind ihr Sorge machte. Aber das liebe kleine Wurm würde unter so sorglicher Mutterhand schon gedeihen. Wie sie es hegte und pflegte! Gute Herta, weh hast Du mir getan. Vielleicht hast Du gar nicht geahnt, wie weh! Aber das soll alles vergessen sein. Ausgelöscht ist's schon aus meinem Erinnern. Und nur das andere Erinnern bleibt an vergangene glückliche Zeit, und die Hoffnung bleibt auf eine glückliche Zukunft . . . Lieber Gott, ich danke Dir . . .

Drüben aber jenseits des Flurs stand Herta am offenen Fenster, die Arme gekreuzt auf dem Holz, die Stirn fest darauf gepreßt. Sie weinte.

All diese Stunden hindurch, seit ihr Mann die Schwelle des Hauses überschritten, hatte sie mit äußerster Anspannung sich aufrecht erhalten. Sie hatte durchgeführt, was sie sich vorgenommen: Egon sollte nicht sagen können, daß sie ihm unfreundlich begegnet wäre. Kein Vorwurf war über ihre Lippen gekommen, das Vergangene hatte sie mit keiner Silbe erwähnt. Das hatte sie dem Anstaltsgeistlichen, als der sie neulich besuchte, versprochen. Das hatte sie sich selber gelobt. Das wollte sie halten.

Sie sah es ja ein: sie war zu hart gewesen, vielleicht ungerecht hart. Gott möge ihr's verzeihen. Aber Gott und

Menschen konnten nicht verlangen, daß sie vergessen sollte. Die Wunde in ihrem Herzen konnte, einmal aufgerissen, nie wieder ganz verharrschen. Bei jeder Erinnerung schmerzte die Wunde heute noch, wie am ersten Tage, da sie Egons Vergehen erfuhr. Nur daß damals Zorn und Entrüstung die Oberhand gehabt hatten. Und heut Bitterkeit — ja — und schmerzliche Entfremdung. Denn es tat doch sehr weh — alles — das —

Aber man hätte ja die Möglichkeit, in Frieden und Eintracht miteinander zu leben — hunderttausend Ehepaare leben wohl nicht anders —, wenn nicht doch jeder neuer Tag neue Kämpfe bringen müßte . . . wenn Egon sie nicht liebte! In seinen Augen hatte sie es gelesen, beim ersten Sehen und den ganzen Tagesrest über. Er hatte mit dem Jungen sich gefreut, er hatte mit Lore gelacht: immer wieder war schließlich sein Blick doch fragend, bittend, liebkosend zu ihr hinübergeglitten, immer wieder hatte der Blick ihr gesagt, sie angefleht: Sei gut! Wirf auch den letzten Groll hinter Dich! Sie fühlte, daß er sie schön fand. Sie wußte, daß sie unter Sorgen und Schmerzen frisch aufgeblüht war. Jeder Scherben Spiegel sagte es ihr, und auf der Straße sagten es ihr aufdringliche Männeraugen. Fluchen hätte sie dieser Schönheit mögen —

. . . und ich kann doch nicht vergessen . . . und, wenn ich vor mir selber ehrlich sein will, ich kann auch nicht vergeben. Die Schmach, die er sich, mir, uns allen angetan — die frißt an mir, wie ein giftiger Wurm. Und wenn ich's wollte und wollte den Wurm zertreten: ich kann's nicht . . . ich kann's nicht . . .

Hinter ihr wimmerte es leise auf. Da schrak sie zusammen, wandte sich hastig, eilte an den Korbwagen neben ihrem Bette, nahm das Kind zärtlich hoch.

Immer — immer, sobald die Kleine erwachte, schrie sie. Nicht wie andere gesunde Kinder, nicht wie der Franz geschrien hatte, wenn er sein Recht begehrte. Ein leises, schmerzliches Wimmern war's. Herzzerreißend.

Daß sie, die Kräftige, die nie eine Krankheit gekannt hatte, solch schwächliches Würmchen zur Welt bringen mußte! Mit schmerzlicher Bitterkeit füllte das ihre Seele. Auch aus der Quelle keimte ein neuer, mühsam verhaltener Groll gegen ihren Mann.

Aber das Kind mahnte sie auch jedesmal, wenn es aufwimmerte: Bekämpfe Dich! Bleibe gelassen und ruhig! Deine Gesundheit ist seine Gesundheit. Und jedesmal, wenn sie dem Kinde Nahrung bot, machte sie sich Vorwürfe, daß sie sich nicht genug beherrscht hätte.

Denn sie liebte dieses schwächliche, sieche Wesen mit all der unendlichen Mutterliebe, die sich immer dem Sorgenkinde vornehmlich zuwendet. Sie wußte es selber nicht, und ihr Gerechtigkeitssinn würde sich gegen den Gedanken empört haben, wenn man es ihr gesagt hätte, daß die kleine Charlotte ihrem Herzen viel, viel mehr war, als Franz ihm gewesen. Der war aufgewachsen, wie normale Kinder gedeihen, und sie hatte ihm alle Sorgfalt und alle Liebe zugewendet, die eine Mutter geben kann. Aber hier war es ganz etwas anderes: hier dünkte die peinlichste Sorge ihr immer noch zu wenig, die größte Hingabe armselig für dies Kind. All ihre große Gewissenhaftigkeit sammelte sich auf das winzige Geschöpfchen, aber darüber hinaus entströmte ihrer Seele eine innige Zärt-

lichkeit, die ihr selber ganz neu war. Den Franz hatte sie von Anfang an hart gewöhnt, so hart bisweilen, daß die Schwägerin sie erschrocken ansah. „Er soll mir nicht verzärtelt werden," war dann ihre Rede gewesen. „Ich mag keine Kinder, die sich als die unartigen Herren des Hauses betrachten." Jetzt war sie nichts als die ängstlich besorgte Mutter, die mit pochendem Herzen ihr Liebstes behütete und umhegte.

Und um dieses Liebsten willen, das sie besaß, gelobte sie sich auch in dieser Nacht: ich will Frieden halten und haben —

Es ging ganz gut. Es ging viel besser und leichter, als sie erwartet hatte.

Egon schien so glücklich in seiner neuen Heimat, so froh in seiner neuen Tätigkeit, als ob er nichts vermißte. Er war unermüdlich fleißig und peinlich gewissenhaft. Er wollte dem Vertrauen, das man ihm erwiesen hatte, gerecht werden. Es beeinflußte seine Stimmung wohl auch günstig, daß ihn niemand in seinem neuen Wirkungskreise auch nur durch ein Wort, durch eine Gebärde fühlen ließ: Du bist und bleibst der entlassene Gefangene. Eine mächtige Hand hatte ihm den Weg geebnet.

Und auch Herta schien zufrieden. Es geschah ja alles nach ihrem Willen. Alle Reibungspunkte waren wie durch ein gegenseitiges, friedliches Übereinkommen ausgeschaltet. Zudem ging es dem Kinde etwas besser. Es war ruhiger, nahm reichlicher Nahrung und gewann langsam an Gewicht.

Am glücklichsten war Lore. Es schien etwas eigen Frohes über sie gekommen. Sie jubelte nicht laut in die Welt

hinaus. Aber ob sie mit der Schwägerin, immer bemüht ihr zur Seite zu stehen, ihr kleine Haushaltungssorgen abzunehmen, herumwirtschaftete; ob sie mit Franz spielte; ob sie am Abend mit dem Bruder, in seinen Arm eingehängt, durch den kleinen Garten schlenderte — immer war ihr ganzes Wesen wie von Sonnenschein erfüllt. So daß Herta manchmal verwundert fragte: „Mädel, was ist Dir nur?"

Lore bildete jetzt auch das verbindende Glied zwischen dem Bruder und Edith Siegern.

Am Tage nach der Heimkehr Egons war Herr von Siegern in den Bureaus der Kabelwerke gewesen. Er besuchte die sonst nur sehr selten, denn er erledigte alle laufenden Geschäfte vom Hauptbureau in der Stadt, und es gehörte zu den Gepflogenheiten dies vielbeschäftigten Mannes, den einzelnen Zweigen seiner Unternehmungen möglichst große Selbständigkeit zu lassen. Dann und wann erschien er wohl in den Werkstätten; die einzelnen Bureaus betrat er nur ganz ausnahmsweise. Er galt als ein wenig menschenscheu und als wortkarg.

Effenberg stand, als der bejahrte, hochgewachsene, breitschulterige Mann mit dem auffallend großen, scharfgeprägten, immer ein wenig nach rechts geneigten Kopfe in der Tür auftauchte, am Pult eines jüngeren Kollegen, von dem er sich gerade einige Aufschlüsse erbat. Er erkannte Siegern sofort, und auch der ging sogleich auf ihn zu, blieb vor ihm stehen, gab ihm die Hand und sagte so laut, daß es alle hören mußten: „Ich freue mich sehr, daß wir Sie gewonnen haben, Herr Effenberg. Hoffe, daß es Ihnen bei uns gut gefällt." Dann: „Ich mache jetzt noch einen Rundgang. Bitte, kommen Sie nachher nach dem Zimmer von Direktor

Golden. Ich habe noch einiges zu besprechen." Und ging weiter.

Eine halbe Stunde später erschien ein Diener. „Herr von Siegern läßt bitten."

Egon traf ihn allein im Zimmer. Er saß an einer Ecke des Konferenztisches und hob den mächtigen Kopf, dessen schlohweißer Haarwuchs dicht wie eine Bürste stand, erst, als die Tür ging, von einem Blatt mit technischen Detailzeichnungen.

„Bitte, setzen Sie sich zu mir." Er sprach sehr rasch, wie stark beschäftigte Männer oft. „Hier — eine Zigarre. Es plaudert sich besser dabei. Sie haben Schweres durchgemacht, Effenberg. Hat mir herzlich leid getan. Aber nicht bloß mir, auch den Herren von der Bank, kann ich sagen, nachdem die mal Ihre Beweggründe kannten. Warum sind Sie nicht zu mir oder zu meiner Frau gekommen? Hatten eben den Kopf völlig verloren. Nun — abgetan! Strafe mußte ja sein, haben's schwer genug gebüßt, und jetzt Schwamm darüber, ein neues Leben anfangen. Sind, hörte ich, schätz' ich, ein tüchtiger, zuverlässiger Arbeiter. Also: betrachten Sie Ihre jetzige Stellung als Sprungbrett, um bei uns weiter zu kommen."

Egon dankte. Er war doch wieder ein wenig befangen unter dem Blick der grauen, durchdringenden Augen.

„Ah — bah! Das lassen Sie nur, Effenberg. Vertrauen? Warum sollt' ich nicht Vertrauen zu Ihnen haben? Unglück kann jeden treffen. Und was Sie traf, war Unglück in meinen Augen. Vielleicht hätt' ich nicht anders gehandelt an Ihrer Stelle. Vielleicht — ich weiß nicht — kommt auf den Augenblick an." Er paffte aus seiner großen, schwarz-

braunen Habana ein paar Ringe und sah nachdenklich vor sich hin. „Mir ist dran gelegen, öffentlich zu dokumentieren, wie ich über den Fall Effenberg denke. Darum war ich heut selber hier. Genügt aber nicht. Ich hab' weiteres mit Ihnen vor, und deshalb müssen Sie auch vor den Augen der Welt, auf die ich sonst ziemlich pfeife, rehabilitiert werden. Also: lassen Sie sich bei uns bald sehen. Am besten Sonnabends, da empfängt meine Frau."

Eine Blutwelle strömte über Effenbergs Gesicht. Aber Siegern lachte, ganz kurz, bruchstückweise: „Sie meinen, man würde über Sie die Achseln zucken. Bah — das lassen Sie Sorge meiner Frau sein. Und dann: tragen Sie nur selber den Kopf recht hoch. Wissen Sie, wenn Sie jemand schief ansehen sollte, wird aber kaum einer tun, dann sehen Sie ihn wieder an. So, als ob Sie sagen wollten: sei Du nur stille, Du hast erst recht Dein Skelett im Hause. Das stimmt nämlich immer. Irgendwo haperts bei jedem. Je weißer und besser gestärkt die Hemdenbrust, desto weniger sauber ist's oft darunter. Leider." Er schwieg ein paar Augenblicke, paffte, warf dann plötzlich den weißen Kopf in den Nacken und lachte wieder. Wieder bruchstückweise, und es klang gutmütig, ein wenig überlegen und ironisch zugleich: „Übrigens gratulier ich Ihnen, Effenberg. Sie haben eine großartige Freundin an Edith. So etwas gibt's heut selten. Unsereiner, den das Leben skeptisch gemacht, möcht's fast für unmöglich halten, für romanhaft. Aber es ist schon so: das Leben gestaltet, ausnahmsweise, romanhafter, als irgendeine Dichterphantasie. Gerad so wie: die besten Empfindungen gebiert nicht die Studierstube, sondern die Praxis."



Er stützte beide Fäuste auf die Tischplatte und schraubte seine schwere Gestalt hoch. „Gott befohlen, Effenberg. Also,

Sie lassen sich bald sehen! Ob Sie mich treffen, ist zweifelhaft. Ich bin der seltenste unter den Gästen meiner Frau, sagt man ja. Wenn Sie mich aber einmal sprechen wollen, so kommen Sie nach dem Hauptkontor. Ich bin für Sie immer zu haben . . ."

Die fast ganz einseitig geführte Unterhaltung wirkte in Egon lange nach. Er war Herrn von Siegern früher nur selten begegnet, hatte einen ganz anderen Eindruck von ihm gehabt, wesentlich den eines kühlen, grundgescheiten, vielleicht genialen Geschäftsmannes, der kein Wort zu viel zu sprechen liebte. Nun hatte sich das Bild doch verschoben. Es waren andere Untertöne aufgetaucht, die von Wärme der Empfindung zeugten, freilich immer untermischt mit etwas spöttischer Ironie. Ihm persönlich hatte Siegern ja das größte Wohlwollen bewiesen, ein erstaunliches Wohlwollen für einen Mann, dessen Geschäftskreis die halbe Erde umspannte, einem kleinen Beamten gegenüber! Er konnte nur dankbar sein. Aber es blieb doch ein schmerzlicher Rest: dies Wohlwollen war nur auf Umwegen erworben, auf dem Umweg über Edith. Das Wort ‚Ich gratuliere Ihnen. Sie haben eine großartige Freundin!' klang eigen in Egons Seele nach. Und nicht nur das Wort, mehr noch der Ton, in dem es gesprochen war.

Aber das eine stand fest: er mußte Edith persönlich danken. Und zwar ohne Aufschub.

Dabei stieß er, zum ersten Male seit seiner Heimkehr, auf den passiven Widerstand seiner Frau.

Sie sagte zwar sofort: „Selbstverständlich mußt Du das. Geh nur hin." Aber auch sie fügte hinzu: „Edith hat Dir ja so treue Freundschaft erwiesen." Und auch da war ein

Unterton darin, der ihm wehe tat; er empfand Hertas Absicht, das Wort ganz gelassen zu sprechen, und empfand doch auch, daß ihr das nicht gelang. Aber er ignorierte es, er wollte ja alles ignorieren, was zu Reibungen Veranlassung geben konnte. „Wenn es Dir recht ist, gehen wir also morgen“, sagte er.

So sehr Herta ihre Mienen in der Gewalt hatte, er sah dennoch, daß es in ihrem Gesicht leicht aufzuckte, daß sich ihre Lippen zusammenpreßten. Dann entgegnete sie freilich ruhig: „Geh nur allein oder geh mit Lore. Mich entschuldigst Du wohl. Edith wird es verstehen, daß ich schlecht abkommen kann. Das Kind, weißt Du —“

Es hatte ja den Schein der Wahrheit für sich.

Und es war doch ein Vorwand.

Vergeblich versuchte er, Herta umzustimmen. Sie blieb hartnäckig auf ihrem Willen. Ja, je mehr er auf sie einsprach, desto mehr umdüsterten sich ihre Züge. Die Brauen zogen sich zusammen, und zwischen ihnen grub sich eine schmale, senkrechte Falte ein bis hoch auf die Stirn hinauf. Eine Weile ließ sie ihn reden, ohne zu antworten. Schließlich sagte sie sehr, sehr bestimmt: „Ich kann nicht. Und ich will nicht. Du siehst es doch.“

Er griff nach ihrer Hand. Aber ehe er sie fassen konnte, hatte sie die auf den Rücken geschoben.

„Herta, Du würdest mir wirklich einen großen Dienst erweisen“, bat er noch einmal. „Siegern hat recht, wenn er wünscht, daß ich mich nicht verkrieche vor aller Welt, als ob mich noch immer eine schwere Schuld drückte. Erleichtere mir das doch — ich bitte Dich herzlich . . .“

Da reckte sie sich, zog die Achseln hoch. „Das mußt Du selber abmachen. Ich hab' keinen Teil daran." Und ging schnell in die Kinderstube.

Das also war es! ‚Ich hab' keinen Teil daran' —

Ihm fiel ein: am Sonntag hatte er mit ihr in die Kirche gehen wollen. Aber sie fand im letzten Augenblick eine Ausrede. Er hatte davon gesprochen, mit ihr bei Direktor Golden Besuch zu machen, denn er hatte gehört, daß dies hier im Vorort Sitte war, und Goldens bewohnten die Nachbarsvilla; sie hatte abgelehnt. Noch niemals, seit seiner Heimkehr, war sie mit ihm über die Straße gegangen.

Es war nicht anders: sie wollte sich mit ihm nicht öffentlich zeigen. Ihr war es immer noch, als trüge er ein Brandmal auf der Stirn. Oder — noch schlimmer — sie wollte ihm zeigen: hier stehen wieder die Grenzpfähle zwischen uns — die habe ich uns gesetzt, und ich verlange, daß Du sie respektierst.

Schmerzlich stöhnte er auf.

Bisher hatte sie mit der ihr eigenen Peinlichkeit innegehalten, was sie ihm in den einzigen Brief, den er von ihr im Gefängnis erhalten, schrieb: sie hatte mit keinem Worte an dem Vergangenen gerührt. Auch jetzt hatte sie ja nicht davon gesprochen. Aber ihr kurzes, stolzes ‚Ich hab' kein Teil daran', riß für ihn mit einem Male den Schleier von ihrem Denken. Sie hatte kein Teil an seiner Schuld! Sie wollte kein Teil haben an seinem Wiederaufrichten.

Nichts half darüber hinweg. Ihr Herz kannte nicht Umkehr noch Einkehr.

Auf die Spanne eines Gedankens war ihm, als müsse er ihr nachstürzen, ihre beiden Hände fassen, ihr sagen — sagen —

Aber dann trotzte es in ihm auf.

Nein, nicht mehr flehen, nicht mehr die Knie beugen. Das mochte unvermeidlich, mochte natürlich gewesen sein, als er in tiefster Zerknirschung lag. Da war es ihm aus dem innersten wundesten Herzen gekommen: „Herta, erbarme Dich eines armen Schuldigen! Sei gut! Sei gnädig!“ Heut wäre es unmännliche, unwürdige Schwäche gewesen. Liebe soll nicht aufhören zu bitten, zu werben. Aber Liebe darf nicht betteln gehen vor verschlossenen Toren.

Sie hatten im Wohnzimmer miteinander gesprochen.

Er stand noch immer auf derselben Stelle, an der sie sich von ihm gewandt hatte. In bitterem Sinnen sah er vor sich hin auf den Fußboden.

Und da sah er plötzlich im Teppich einen winzigen Fleck. So klein, daß nur ein scharfes Auge ihn erkennen konnte.

An diesem Fleck war er schuld. Nicht lange nach der Hochzeit hatte er unachtsam eine brennende Zigarette auf den Teppich fallen lassen. Herta hatte schon am nächsten Tage das Unglück erspäht und mit unendlicher Geduld die Fäden in dem türkischen Muster kunstgerecht nachgezogen. Der Schaden ist gutgemacht, meinte sie befriedigt. Aber über den Fleck selber konnte sie nicht fortkommen. Immer und immer wieder sah sie ihn trotz ihrer Kurzsichtigkeit, immer wieder kam sie auf ihn zurück. Nicht etwa zankend, kaum vorwurfsvoll. Sogar gescherzt hatten sie wohl darüber. Aber selbst im Scherz beharrte sie schließlich: Mir hätte das nicht passieren können!

Und nun lag auf seinem Leben der andere Fleck. Auch der war in einer Unglücksstunde entstanden, auch der war nun geschlossen. Der Schaden schien in harter Sühne gutgemacht, soweit dies möglich war. Nur ein sehr scharfes Auge mochte von außen die Stelle erkennen, wo sein Verschulden die Lücke gerissen hatte. Für Herta aber blieb sie ewig und immer der Schandfleck, und Herta mochte sich täglich aufs neue sagen: Mir hätte das nicht passieren können . . .

Es war furchtbar. Es bedeutete ein Leben voller Qual.

Lange starrte er auf die bunten Fäden dort unten, die in der Farbe nur ganz wenig von den anderen ringsumher abwichen . . .

In nichts schädigten sie den Gesamteindruck, und der Teppich hielt um des Schadens willen nicht ein Jahr weniger. Noch die Kinder, wenn sie groß geworden, mochten sich seiner freuen.

Aber sie beide, Herta und er, würden den Fleck immer sehen und immer die dunkleren Fäden, die sich wie ein Schattentupfen abzeichneten.

Auf dem Teppich . . . und im Leben . . .

---

9. Kapitel.

Egon fuhr mit der Schwester zu Edith Siegern, ohne seine Frau. Auf ihr letztes Gespräch, auf ihre Weigerung, ihn zu begleiten, war er nicht mehr zurückgekommen.

Als die Geschwister ein Stück Wegs dem Bahnhof zugegangen waren, wandte sich Lore zufällig noch einmal um. Da sah sie Herta am Fenster des kleinen Erkers stehen und ihnen nachsehen; aber sobald sie bemerkte, daß die Schwägerin den Kopf zurückkehrte, schob sie die Gardinen zusammen.

Sie gingen eine Strecke weiter, beide nachdenklich, ohne zu sprechen. Plötzlich fragte Lore leise: „Egon, soll ich lieber umkehren? Ich weiß nicht . . . es ist Herta vielleicht nicht lieb . . .“

„Ich will, daß Du mitkommst“, sagte er so kurz und schroff, wie er kaum je zu ihr gesprochen hatte. In einem Ton, der jede Widerrede ausschloß. Wortlos legten sie die letzte Strecke bis zur Station zurück. Dann aber, im Wagen, wurde Egon so gesprächig, daß sich die Schwester verwunderte. Zuerst zwang er sich wohl, es tat ihm leid, vorhin so unfreundlich gewesen zu sein. Allmählich gab er sich freier. Es war wie ein Aufatmen. Er erwies Lore kleine Ritterdienste, plauderte mit ihr; er machte sie auf dies und das aufmerksam, woran der Zug vorübersauste, auf die schnelle Entwicklung der Großstadt, die ihre Polypenarme weiter und immer weiter ins Land hineinschob, auf die alten Stadtteile

dann, die die Bahn durchquerte; er wurde ganz heiter, scherzte über einen Trupp Sonntagsausflügler, über das Hasten und Drängen auf dem Bahnhof Friedrichstraße und neckte Lore, daß ihre Handschuhe nicht zur Farbe ihres Kleides paßten. Der Wechsel seiner Stimmung war so auffallend, daß die Schwester ihn mit großen Augen ansah. Schließlich riß er sie mit sich fort. Auch sie wurde heiter. Arm in Arm gingen sie dann durch den Tiergarten. Und da sagte sie plötzlich impulsiv: „Ach Egon, ich bin ja so froh".

„Bist Du? Warum denn, Du Kiek in die Welt?"

„. . . weil Du so froh bist".

„Ja, Lore . . . sieh . . . das ist so eigen. Weißt Du, mir ist zumute, als ob ich heute zum zweiten Male . . ."

Er unterbrach sich mitten im Satz, stockte, vollendete endlich zögernd, in ganz anderem Tonfall, „. . . es muß wohl der schöne Sonntag machen . . ." Aber sie hatte doch verstanden: ‚. . . als ob ich heut zum zweiten Male aus dem Gefängnis käme.' Und es fiel wie ein Reif auf ihre Stimmung. Vorbei war die frohe Laune. Schweigend, wie sie den Weg begonnen, legten sie die kurze Strecke zurück.

Egon hatte gehofft und gefürchtet, beides zu gleicher Zeit, Edith nicht anzutreffen. Es war ihm Herzensbedürfnis, ihr für alle Güte zu danken; das Wiedersehen erschien ihm aber voll unbestimmter Peinlichkeiten. Als er gar hörte, daß die Herrschaften im Garten wären, als dann ein lebhaftes Stimmengewirr an sein Ohr schlug, wäre er am liebsten umgekehrt.

Die kleine Gesellschaft saß unter dem offenen Dach des Teehauses am Tennisplatz. Auf dem Rasengrund spielten einige junge Paare unter lautem Lachen, mit viel lärmenden

Rufen, die Hausfrau saß in einem Kreise älterer Damen und Herren; einige Diener standen umher, reichten Erfrischungen — gerade, als Egon und Lore um die letzte Wendung der hohen Taxushecke bogen, hatte Edith einen von ihnen zu sich herangewinkt, gab ihm irgendeine Weisung. Im gleichen Augenblick aber sah sie auch schon die Kommenden, stand auf und ging ihnen ein paar Schritte entgegen.

Wohl nur Lore bemerkte, daß sie doch ein wenig befangen war. Es war ja nur ein zarter, rosiger Hauch, der über das schöne Gesicht flog, eine ganz leichte Spannung nur war in den Zügen, als sie sagte: „Das ist aber lieb. Willkommen, Egon . . . Tag, Lore . . . ich mache Sie gleich bekannt . . . es sind nur gute Bekannte hier . . .“

Egon aber wallte das Blut jäh ins Gesicht. So stark, daß er alles — den Tennisgrund, das Borkenhäuschen und die Menschen drin und Edith selbst — nur wie durch einen roten Schleier sah. Es schrie plötzlich in ihm: ‚Herta hatte ja ganz recht. Du gehörst ja doch nicht hierher. Du — Du! Du gehörst nicht unter diese Fremden, die gleich Deinen Namen hören und von Dir abrücken werden. Und Du . . . Du müßtest Dich auch scheuen, in Ediths Augen zu sehen . . .‘

Dann war mit einem Male das alles vorüber.

Er hatte ein paar Namen gehört, er hatte sich einige Male verbeugt. Er saß neben der Hausfrau in einem bequemen Korbstuhl, er hielt eine Tasse Tee in der Hand — ja, er sprach mit der alten Exzellenz links neben sich von dem wundervollen Wetter heut und mit dem Generaldirektor Wahler gegenüber von dem letzten Automobilunfall. Und als sich Edith mit einer gleichgültigen Frage an ihn wandte, antwortete er ganz gelassen: „Jawohl, gnädige Frau —“

und als sie lachend meinte, so daß alle es hören mußten: „Aber Egon, diese Förmlichkeit verbitte ich mir energisch“, griff er nach ihrer Hand, berührte sie mit den Lippen: „Also mit allerhöchster Erlaubnis, Frau Edith . . .“

Niemand rückte von ihm ab. Niemand schien der freundschaftliche Ton aufzufallen, den die Hausfrau anschlug. Nur die alte Exzellenz mit den tausend Falten im Gesicht fragte ganz beiläufig: „Sie kennen unsere liebe Frau von Siegern schon lange?“ Und da antwortete Edith für ihn: „Als ich sechs Jahre alt war, hat Egon mich mal in den Bach hinter meinem Vaterhause gestoßen. Freundschaften, die aus solchen Accidents entstehen, halten — nicht wahr, Exzellenz?“ Dann erhob sie sich und nahm Lore am Arm: „Jetzt muß ich Dich aber zu dem jungen Gemüse da drüben bringen, zu dem Du gehörst . . .“

Gäste kamen und gingen. Auch einige Herren, die Effenberg von früher her, wenn auch nur oberflächlich, kannte. Dann schlug sein Herz jedesmal auf ein paar Atemzüge schneller; aber auch jene begrüßten ihn, als wüßten sie von nichts. Es war augenscheinlich: daß er selber hier als Gast sein durfte, rehabilitierte ihn. Wie im Fluge schoß es ihm durch den Sinn: ‚Nicht daß Du in Leid und Schmerzen gesühnt hast, wusch Dich rein in diesen Augen —‘

Der Hausherr erschien nicht. ‚Herr von Siegern bleibt wieder einmal unsichtbar‘, hörte Egon einmal neben sich, und eine andere Stimme erwiderte: ‚Siegern feiert auf seine Art. Ich möchte wetten, daß er in seinem Privatlaboratorium arbeitet. Oder er ist nach dem Gut hinübergefahren und liegt im Park, wo der am dichtesten ist, in der Hängematte und liest irgendein unverdauliches Buch über die Molekülen.“



Man schien den Hausherrn aber nicht zu vermissen. Edith stand im Mittelpunkt des ganzen Kreises. Sie hatte für jeden und jede einige liebenswürdige Worte. Sie besprach hier ein Wohltätigkeitsfest, das im Garten eines der Ministerien stattfinden sollte; sie gab dort Auskunft über das beste Hotel in St. Moritz; sie lachte mit einer kleinen Gruppe junger Offiziere; sie wußte ein lustiges Geschichtchen über einen sehr hohen Herrn diskret vorzutragen; sie dirigierte die Dienerschaft, sie ging wohl auch selber zum Teetisch, irgendeiner älteren Dame eine Tasse persönlich zu bringen.

Manchmal dachte Egon: ‚. . . ist denn das dieselbe Edith, die zu Dir ins Gefängnis kam, als Du ganz verlassen, ganz allein und so ohne Trost warst . . .‘ Und seine Augen folgten den weichen Bewegungen der schlanken Gestalt in dem weißen Gewande. Und dann war es ihm, als müsse er schnell die Augen schließen.

Ihn beachtete sie scheinbar nicht sonderlich. Wenigstens wandte sie sich nur an ihn, wenn es der Zufall mit sich brachte oder wenn sie irgendeine neue Bekanntschaft vermitteln wollte. Es war, als ob sie meinte: ‚ich hab' Dich in den Sattel gesetzt, nun sieh zu, wie Du reiten kannst‘. Und er wunderte sich: es ging ganz gut. Er fand sich ohne Schwierigkeit in den leichten Unterhaltungston, er hatte auch Gelegenheit zu einigen ernsteren Gesprächen. Über Anläufe kamen die freilich nicht hinaus, so lebhaft wirbelte der Kreis durcheinander.

Dann hielt er es doch an der Zeit, aufzubrechen.

Edith stand drüben an den Tennisnetzen. So ging er zu ihr, sich zu empfehlen.

„Sie haben so viel Gäste, Frau Edith —“

„Das tut nichts." Sie lachte. „Glauben Sie mir, man bemerkt es gar nicht, wenn ich ein paar Minuten fehle. Das hier läuft eine ganze Weile weiter wie eine gut geölte Maschine, auch wenn einmal ein Triebrad ausgeschaltet ist."

„Lore —"

„Ich lasse Lore nachher rufen. Kommen Sie nur. Ich möchte Sie doch wenigstens einige Augenblicke allein sprechen."

So gingen sie nebeneinander durch den Garten. Und sobald das Stimmengewirr hinter ihnen erlosch, fragte sie warm: „Wie geht es Ihnen, alter Egon? Und warum kamen Sie ohne Herta?"

Das beides — sie wußte es ja im voraus — gehörte zusammen.

Er antwortete nicht. Er ging noch einige Schritte und dann blieb er stehen.

Es war wieder wie vorhin mit Lore auf dem Herweg: der Rückschlag war zu jäh, der Wechsel zwischen der lebhaften Gesellschaft und dem Erinnertwerden an das eigene Haus.

„Armer Egon —" sprach sie weiter. „Aber nur Mut — Geduld und Mut —"

Da brach es in ihm los: „Alles predigt Mut und Geduld! Wieder und wieder! Ich höre nichts anderes, immer klingt es mir in den Ohren, ich selber halte es mir täglich aufs neue vor. Geduld und Mut! Mut und Geduld! Zum Lachen wird's schließlich. Muß der Mut nicht erlahmen, muß die Geduld nicht reißen, wenn sie immer dem gleichen passiven Widerstand begegnen? Ich will es Ihnen sagen, Edith: wir halten Frieden zu Hause, Herta und ich. Den allerschönsten Frieden, einen Frieden rein zum Staunen und Verwundern." Tief schöpfte er Atem, und dann stieß er

schmerzlich heraus: „Aber es ist ein ganz erbärmlicher Frieden, ein fauler Frieden! Solch ein Frieden, in dem man sich nutzlos zerreibt, wenn man sich nicht vorlügen will, alles sei schön und gut. Früher, ich weiß es nicht — früher hätt' ich mich vielleicht mit solch einem Zustande abfinden können. Aber ich bin wohl ein anderer geworden. Heut . . . wahrhaftig, Edith, heut wär' der Kampf mir lieber als dieses Hinvegetieren im scheinbaren Einvernehmen. Ich sehe es kommen: der Bruch wird unvermeidlich, wenn Herta nicht einlenkt. Kein Mann hält auf die Dauer solch ein Leben aus. Es geht wider die Ehre — es geht wider die Natur!“

„Egon, sprechen Sie nicht so . . . Sie haben Herta doch lieb . . .“

„Ach, Edith —“ gab er hastend zurück: „Ich weiß auch das nicht.“

Und dann schwiegen sie beide.

Es dämmerte schon leicht. Durch die Büsche schimmerten von der Straße her die elektrischen Lichter. Verhallend drang das Getöse der Wagen herüber. Rückwärts tönte dann und wann ein frohes Lachen.

Sie aber standen wie auf einer einsamen Insel zwischen den hohen Hecken eines Rondells.

Sie wagte nicht ihn anzusehen. Sie fürchtete seine traurigen Augen. Es quoll ihr so heiß im Herzen empor, und sie wußte selbst nicht, war es mehr als Mitleid und Freundschaft . . .

Er scheute sich die Lider zu heben. Die da neben ihm war schön . . . sie war ihm gut . . . er wußte es . . .

Sie fühlten beide die Gefahr. Sie hörten beide das eigene raschere Atmen.



Eines Funkens bedurfte es nur, eines Wortes, eines Blickes . . .

Aber der Funken sprang nicht, das Wort fiel nicht. Sie waren beide nicht vom Schlage derer, die aus Mitleid und Zuneigung ein verzehrendes Feuer anfachen. So verschieden sie waren, so hatten beide das gleiche starke Bewußtsein der Pflicht.

Edith hatte sich zuerst wieder in der Gewalt. „Wir wollen Freunde bleiben —“ sprach sie leise, und er verstand.

„Ja, Edith — das wollen wir. Meine Dankbarkeit aber bleibt Ihnen, solange ich lebe!“ Hoch aufatmend sagte er es. Und sie schritten weiter durch den dämmernden Garten dem Hause zu. Beide tief bewegt, beide erleichtert und froh. Beide gewiß, daß in dieser Stunde etwas Schönes, Hohes Seltenes hatte in Scherben gehen wollen, und daß sie es nun neu errungen und für die Dauer des Lebens gefestigt hatten.

Sie wußten beide, daß sie diese Minuten, da sie sich im heißen Schweigen gegenüberstanden, nie vergessen würden. Aber sie wußten auch beide, daß sie nie auf sie zurückkommen würden, daß die Erinnerung an diese Minute eingesargt blieb für alle Zeit.

Sie fühlten beide: diese Augenblicke konnten uns nicht erspart bleiben; früher oder später — einmal mußten sie kommen, wie Prüfungen und Versuchungen kommen. Aber nun können wir frei und offenen Auges weiter durch das Leben gehen —

So sicher und so ruhig waren sie, daß sie fast sofort den Übergang zu einem anderen Gespräch fanden. Sie fragte, wie Egon sich in seiner neuen Tätigkeit eingelebt hätte; sie wollte wissen, wie es ihm heut in ihrem Kreise gefallen habe. Er gab gelassen Antwort. Nur von Herta sprachen sie nicht

mehr. Auch als Edith ihm zum Abschied die Hand reichte, nannte sie nicht ihren Namen. „Ich komme nächstens zu Euch heraus, Egon,“ sagte sie nur. Und dann ging sie schnell zurück, ohne sich umzuschauen.

Egon mußte eine geraume Zeit vor der Villenfront auf- und abgehen, ehe die Schwester kam. Ihm war's lieb, denn die Gedanken strömten auf ihn ein. Schweigend schritt er dann neben Lore her, schweigend saß er ihr gegenüber im Eisenbahnabteil.

Denn nun grübelte er doch: Wie war das nur gekommen? Wie war das nur möglich gewesen?

Edith hatte gefragt: ‚Sie lieben doch Herta . . .‘ Fast im Tone vorwurfsvoller Frage hatte sie es gesagt, und sie hatte gewiß ein Ja, ein deutliches, klares Ja erwartet.

Und wie hatte er geantwortet: ‚. . . ich weiß auch das nicht . . .‘

Aus seinem Augenblickempfinden heraus war das Wahrheit gewesen. Und war dennoch Lüge. Denn im letzten Grunde litt er ja so schwer, weil er Herta liebte. Heiß und sehnsuchtsvoll. Und nur die Sehnsucht nach einem herzlichen Wort, das starke Bedürfnis nach Anlehnung hatten den kurzen Moment der Gefahr heraufbeschworen, in dem es in ihm gärte: breite Deine Arme und schließe sie an Deine Brust, die immer gut und lieb zu Dir gewesen ist, weich und warmherzig —

Das wäre nie Liebe gewesen. Eine Leidenschaft hätte vielleicht daraus werden können, aber nie Liebe. Und seine Liebe gehörte immer der anderen, die nie nachsichtig, nie verständnisvoll und weich war, die herb blieb, wie er auch um sie warb — die ihn täglich aufs neue verletzte und kränkte,

die eine unübersteigbare Mauer aufgerichtet hatte zwischen sich und ihm — die nimmer vergeben und vergessen wollte —

Und das andere wußte er: auch Edith liebte ihn nicht. Sie hätte vielleicht einen Moment vergessen können, daß nur Freundschaft und Mitleid sie zu ihm hingezogen und ihr impulsives Wesen. Sie war oft einsam inmitten all ihrer großen Geselligkeit, und an einsame Frauen treten die Versuchungen stärker heran. Aber sie, grade sie würde mit blutenden Schmerzen gebüßt haben, wenn der Affekt sie fortgerissen hätte. Der Affekt, die Augenblicksstimmung — das war alles. Und war doch so armselig wenig —

Das Häusermeer der Großstadt lag schon hinter ihnen. Da fiel ihm plötzlich ein, daß er nicht allein war, daß sein Schwesterchen ihm gegenübersaß und daß er noch kein Wort mit Lore gesprochen hatte.

Sie tat ihm leid. Aber wie er sie heimlich ansah, bemerkte er, daß auch nicht der leiseste Schatten eines Verdrusses auf ihrem Gesichtchen lag. Da war wieder nur ein leiser, versonnener Glanz, wie er in letzter Zeit oft beobachtet hatte.

„Ich bin ein schlechter Fahrtgenosse," sagte er. „Sei nicht böse, Lore. Man hängt so leicht seinen Gedanken nach."

Sie nickte still.

„Wie hat es Dir denn gefallen?"

„Sehr gut, Egon." Es war eine ihrer Eigenheiten, daß sie immer lebhaft antwortete, sobald man sie ansprach, auch wenn sie aus einem ganz anderen Gedankenkreise herausgerissen wurde. „Sie waren alle lieb und freundlich zu mir. Das hat ja unsere Edith so am Wickel, weißt Du. Gleich

als sie mich zu der Jugend brachte, sagte sie der einen Dame: „Hier ist meine liebe junge Freundin Lore, ich empfehle sie Ihrer besonderen Obhut', und dann winkte sie einem der Herren: ‚Wenn Sie wollen, daß ich Sie weiter besser behandele, als Sie verdienen, Herr von XYZ, dann widmen Sie Ihre weltberühmte Liebenswürdigkeit meinem Schützling hier, machen Sie ihn mit den anderen Herrschaften bekannt, schneiden Sie ihm die Cour. Ich erkläre Sie für persönlich verantwortlich, daß meine kleine Freundin sich heut ganz besonders wohl fühlt bei uns.' Nun — Du hättest nur sehen sollen, wie das zog." Sie lachte still vor sich hin. Doch dann sagte sie: „Es war wirklich sehr nett. Ich müßte lügen, wenn ich's bestreiten wollte, daß ich mich gut unterhalten habe. Aber siehst Du — so als Ausnahme. Ganz als Ausnahme. Denn sonst: ich wär' für solch ein Leben nicht geschaffen. Ich lobe mir ein kleines Heim, wie Ihr es habt, und stillen Frieden."

Er hatte ihr gern zugehört. Er sah so gern in dies liebe Gesicht, wenn es sich beim lebhaften Sprechen im Ausdruck vertiefte. Nun, bei ihren letzten Worten, wandte er sich jäh ab und blickte zum Fenster hinaus auf die tiefen, dunklen Schatten der nächtlichen Landschaft — — —

Es ging immer weniger mit dem trügerischen, dem faulen Frieden daheim. Von Tag zu Tag fühlte er es deutlicher und mit wachsendem Schmerz.

Herta hatte sich wieder in ihre passive Abwehr zurückgefunden. Ob es ihr schwer wurde oder leicht, war nicht zu erkennen. Sie gab sich gleichmäßig, gelassen, aber ohne jede Wärme. Und diese kühle Gelassenheit reizte Egon mehr und mehr.

Es gab Stunden, wo er nicht mehr wußte: haßte oder liebte er sein Weib?

Er versuchte, ihr mit der gleichen Waffe zu begegnen. Versuchte, ruhig, kühl und herb zu sein, wie sie das war. Aber es widersprach seiner innersten Natur. Seine Rüstung hielt nicht Stich. Herta ignorierte sie einfach. Er mußte fühlen — und er hätte mit den Zähnen knirschen mögen, daß es ihr grad so recht schien.

Eine Woche hielt er die Maske fest, dann warf er sie von sich.

Der Nachlaß des Vaters erforderte noch einige Klarstellungen. Egon erbat von Herta die betreffenden Papiere. Sie brachte sie ihm, peinlichst geordnet, geheftet, abschnittsweise mit Bändchen kurzweise gebunden. Er konnte sich leicht zurechtfinden, mußte hier und dort aber doch fragen. Dabei sagte er beiläufig: „Verzeih, daß ich Dich belästige. Ich will für Lore die Vormundschaft übernehmen.“

Sie stand vor ihm am Tisch, auf dem die Papiere ausgebreitet lagen. Und als er nun aufsah, sah er in ihrem Gesicht einen Zug, der ihm das Blut in die Schläfen trieb. Es war nichts als ein winziges Hochziehen der Mundwinkel, aber für ihn lag beleidigendste Verachtung darin.

„Du hörst doch: Ich will die Vormundschaft für Lore übernehmen,“ wiederholte er.

Sie antwortete nicht.

„Du scheinst damit nicht einverstanden?“

„Ich? Ich habe nichts gesagt.“

„Grad darum.“

„Wenn Du wünscht, daß ich etwas sage: ich würde an Deiner Stelle nicht daran rühren.“

„Und warum nicht! Es ist doch das einzig Natürliche, daß ich als Bruder Lores Vormund bin.“

Sie zog die Achseln hoch — „Wenn Du das glaubst,“ und wollte sich abwenden.

„Bitte — bleibe!“ rief er erregt. „Ich kann wohl verlangen, daß Du Dich näher erklärst.“

„Das möchte ich Dir selber überlassen . . . übrigens hat ja darüber das Vormundschaftsgericht zu entscheiden.“

Er sah sie ein paar Augenblicke starr an. Dann fiel seine Hand schwer auf den Tisch nieder. „So also meinst Du das?“ stieß er hervor. „Du meinst, man würde mich für unwürdig halten, der Vormund meiner Schwester zu sein! Muß ich Dir sagen, daß gegen mich keiner der Gründe vorliegen, die eine Vormundschaft ausschließen: ich bin nicht unter Kuratel gestellt, ich bin nicht im Konkurse, ich bin im Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte! Verstehst Du das? Du? Du mit Deinem scharfen Verstande! Ich bin im Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte!!“

Sie antwortete wieder nicht. Ihr Gesicht war wie versteint.

„Frau, bringe mich nicht zur Verzweiflung!“ schrie er und sprang auf. „Sprich wenigstens! Sag's doch nur! Sag's doch grad heraus, mir ins Gesicht, daß Du anders denkst, als Gesetz und Richter. Oder sag's auch nicht — ich weiß ja doch, wie Du denkst! Härter als ein Kiesel bist Du! Erbarmungslos bist Du!“ Er rüttelte mit beiden Fäusten an der Tischplatte, daß die Papiere durcheinanderflogen. „Ja — erbarmungslos! Das ist das rechte Wort. Ich hab' noch von keinem seit meiner Heimkehr ein böses Wort, einen schiefen Blick erhalten — nur Du — nur Du

zeigst mir täglich aufs neue, daß Du nicht fortkommen kannst über den Fleck . . . den Fleck . . .“

Sie war kreidebleich geworden, aber sie stand aufrecht und wich seinen Augen nicht aus.

„Ich habe gehalten,



was ich versprach. Du hast von mir noch keinen Vorwurf gehört,“ sagte sie jetzt. „Mehr kannst Du nicht verlangen. Ich habe auch heut nicht angefangen. Aber

wahr muß ich sein: nein . . . ich kann nicht darüber fortkommen . . . nie . . .“

Es klang wie ein Schnitt, das ‚nie‘.

„Nie!“ schrie er wieder. „Nie! Mache Dir nur klar, was das heißt, und Du wirst das Wort bereuen!“

Er zwang sich. Er ging mit großen Schritten ein paarmal durch das Zimmer. Dann blieb er wieder vor ihr stehen. „Herta“, sagte er ruhiger. „Herta, fühlst Du Dich denn so fleckenlos, so fehlerfrei, daß Du gar kein Verständnis für einen Menschen hast, der durch Unglück zur Schuld kam, der gebüßt und gesühnt hat?“

„Ich weiß, daß wir allesamt Sünder sind,“ gab sie zurück. „Aber ich habe mich immer bemüht, gut zu sein und nichts gegen meine Pflicht zu tun. Ich hoffe, es ist [illegible] bisher gelungen, mich frei von Fehl zu halten nach me[illegible] Kräften.“ Sie hatte den Kopf ein wenig gesenkt, nun hob [illegible] ihn wieder. „Wenn ich aber einmal in Sünde fallen sollte, d[illegible]n, Egon . . . auch das muß ich sagen . . . dann könnte ich [illegible]ie wieder mit der freien Stirn umhergehen, wie Du. Du m[illegible]gst viel gelitten haben, das glaub' ich Dir, Du hast auch g[illegible]hnt, wie Du sagst. Ich aber meine, mit der Strafe ist [illegible]e Sühne nicht abgetan. Die Sühne muß das ganze Leb[illegible] lang währen.“

Er starr[illegible]ie an, wie sie so ernst und eindringlich sprach und ihre W[illegible]te griffen ihm ins Herz. Lag nicht eine tiefe Wahrheit i[illegible] ihnen, eine Wahrheit, vor der er sich in der letzten [illegible] verschlossen hatte? Er dachte zurück an die Schmerzensstunden in der Zelle, wo er sich das gleiche zugerufen, in denen er die Hände gerungen hatte: mein Leben soll der Sühne geweiht sein!

Dann schüttelte er doch den Kopf. „Das, was Du verlangst, geht wider die menschliche Natur. Nur der Paroxysmus des Leids mag uns solch Gelübde entreißen. Die Reue soll gewiß ewig sein, aber Gottes Gnade entsühnt uns und wir sühnen, indem wir besser werden. Damit ist nichts getan, daß wir unsere Schuld in immer neuer Zerknirschung vor der Welt offenbaren. Das führte zur Heuchelei. Und das würde uns jeden neuen Emporstieg unmöglich machen, jede Arbeitsfreudigkeit lahm legen. Innerlich frei müssen wir sein, um weiterleben zu können. Und dazu, Herta, soll einer dem andern helfen."

Sie stand noch immer unbeweglich.

Er war ruhiger geworden. Ihm schien sich die Möglichkeit zu öffnen, sie zu überzeugen. Ein gutes Wort fand vielleicht gerade heut, jetzt bei ihr eine gute Stätte. Er sah ja auch, wie es hinter dieser glatten, weißen Stirn arbeitete.

Und er sah sie in ihrer blonden Schönheit, sah, wie die Abendsonnenstrahlen auf ihrem Scheitel spielten. Das Herz wurde ihm weich. Noch näher trat er zu ihr: „Liebe Herta, einer soll dem andern helfen. So hilf Du mir —"

Da schlug sie die Augen auf und sprach traurig: „Ich kann Dir nicht helfen."

Gerad weil sie's so traurig sagte und weil ihre Augen ihn so traurig anblickten, hoffte er immer noch. Er suchte ihre Hand zu fassen, aber sie zog sie leise weg; kaum daß er sie berührt hatte. „Fühlst Du denn nicht, wie weh Du mir tust, Herta?" sagte er.

Sie nickte stumm.

„Und denkst Du nie daran, wie glücklich wir einst waren? Warum verbaust Du uns jeden Weg zu neuem Glück! Laß

uns doch nicht so arm durchs Leben gehen, Herta, so freudlos. Wenn etwas zwischen Mann und Frau steht, soll man's doch fortzuräumen suchen, jeder an seinem Teil, bis man sich wieder die Arme entgegenstrecken kann. Nur eine kleine Bresche lege Du, ich bitte Dich, innig und herzlich bitte ich Dich — und alles ist gut . . ."

Da sagte sie wieder, und es klang viel bestimmter als vorhin: „Ich kann's nicht. Was ich konnte, hab' ich getan. Aber heucheln und lügen kann ich nicht. Ich hätte Dir das gern erspart. Aber da es nun doch zur Aussprache zwischen uns gekommen ist, muß ich sagen: ich kann nicht fort über den Flecken auf unserer Ehre."

Sie hätte keine unglücklichere Wendung gebrauchen können —

Jäh schoß ihm die Erinnerung durch den Sinn. Er stürzte zum anderen Ende des Zimmers, er riß den Teppich hoch, er schrie sie an: „Da — da! Besinnst Du Dich? Ein unglückliches Stückchen Zigarette . . . da der kleine Brandfleck . . . immer, immer hast Du ihn mir vorgehalten! Als ihn längst kein Mensch mehr sah! . . . Und so willst Du mir das mein Leben lang vorhalten . . . das . . . mein Unglück . . . und kannst nicht darüber hinweg! Mein ganzes Leben lang! Weißt Du, was Du tust? Daß Du mich Tag auf Tag vergiftest! Daß Du mich aus dem Hause treiben wirst, weg von unseren Kindern! Ins Verderben vielleicht! Und das alles um eines Fleckens willen — um eines elenden Fleckens, der gar nicht mehr da ist, der längst ausgetilgt ist —" Schwer fiel der Teppich auf den Boden zurück. Und Egon lachte auf, grell und bitter. „Der Flecken!

Der Flecken!“ Mit den Füßen stampfte er die Stelle, die ihre Fäden gekreuzt hatten.

Sie war bis zur Tür zurückgewichen.

Noch nie hatte sie ihren Mann so heftig gesehen. Ihr war, als würde er sich auf sie stürzen, sie niederreißen, sie schlagen. Sie fürchtete sich. Aber zugleich wuchs ihr Trotz. Und von der Tür aus rief sie ihm zu: „Einen Flecken im Teppich kann man stopfen. Ein Fleck auf der Ehre — der ist nicht auszubessern. Der bleibt!“

„Nein! Der bleibt nicht!“ schrie er zurück. „Nur in den Augen selbstgerechter Menschen besteht er fort und fort. Solcher Menschen wie Du, die es gar nicht verstehen wollen, wie Unglück und Schuld über einen kommen! Solcher Menschen wie Du, die dem Unglücklichen, dem Schuldigen schlechtweg die Hand weigern, an der er sich hocharbeiten will — und wenn es der eigene Mann ist! Der eigene Mann —“

Er lachte noch einmal auf, und dann brach er stöhnend ab. Strich sich die Haare aus der Stirn, ging an den Tisch zurück, setzte sich, legte mechanisch die Papiere zusammen, versuchte, irgendein Schreiben zu lesen. Plötzlich aber warf er die Arme auf die Tischplatte und den Kopf darauf, und ein Zittern lief über seinen Körper.

Eine Weile blieb sie noch an der Tür, die Rechte im Rücken an der Klinke. Dann kam sie ganz langsam und schwer, als ringe sie sich jeden einzelnen Schritt ab, bis an die andere Seite des Tisches, blieb wieder stehen, öffnete ein paarmal die Lippen und schloß sie wieder. Bis sie doch sagte, mit mühsam erkämpfter Ruhe: „Wir sind beide unnötig heftig geworden, Egon ... meinerseits tut es mir leid — wir wollen uns vornehmen, daß das nicht wieder vorkommt ...“

Und sie wartete.

Aber sie sah nur, wie er den Kopf schüttelte und ein ruckweises Heben und Senken der breiten Schultern.

Einmal hob sie die Hand ein wenig. Fast als zöge es die hin, daß sie über das Haupt ihres Mannes gleite. Wie einstmals. Doch gleich sank die Hand wieder zurück.

Eine ganze Zeit stand sie so.

Dann schlich sie zur Tür zurück. Noch einmal wandte sie sich. Es zuckte weh über ihr Gesicht. Sie preßte die Lippen fest zusammen, drückte leise die Klinke nieder und verließ das Zimmer.

---

10. Kapitel.

Ein paar Wochen lebten sie nebeneinander her, wieder in scheinbarem Frieden. Sie mieden beide jede Reibungsmöglichkeit auf das sorgsamste, wichen sich aus, wo sie nur konnten. Der Zufall begünstigte das. In den Kabelwerken wurde der Bilanzabschluß bearbeitet, es gab sehr viel zu tun, Effenberg kam oft über Mittag gar nicht, am Abend erst spät nach Hause; er hatte in den von seinem Vorgänger geführten Büchern allerlei Flüchtigkeiten und Unregelmäßigkeiten entdeckt, deren Klarstellung seine ganze Arbeitskraft in Anspruch nahm und ihm auch erwünschte Gelegenheit bot, seine Tüchtigkeit zu erweisen. Herta aber wurde durch die Sorge für ihr jüngstes Kind in Anspruch genommen. Die kleine Charlotte kränkelte wieder unausgesetzt.

Trotzdem sich beide aus dem Wege gingen, beobachteten sie sich doch mit spähenden Augen, sobald sie zusammenkamen. In Egons Seele war ein fast krankhaftes Suchen eingezogen: ist sie denn wirklich so fehlerlos? Gibt es keinen Angriffspunkt für Dich, daß Du eine Schwäche — und sei's nur eine Schwäche — an ihr finden kannst? Aber je mehr er sah und suchte, desto mehr mußte er staunen und sie bewundern. Immer aufs neue. Sie ging durch ihr freilich ja enges Leben mit wunderbarer Sicherheit. Wie am Schnürchen wickelte sie ihr Hauswesen ab, tätig vom Morgen bis in den sinkenden Abend, mit kleinen Mitteln nicht nur das Not-

wendige bestreitend, weit darüber hinaus auf Komfort und Behaglichkeit, doch auch für ihn bedacht. Nie schien sie ermüdet, nie unlustig. Er sah wohl hier und dort die Frau eines Kollegen, und unwillkürlich verglich er sie mit Herta. Es war ja etwas Äußerliches, vom Äußerlichen im Wesen der Frau zieht der Mann jedoch stets Schlüsse auf das Innerliche: zu welcher Stunde es auch sein mochte, Herta wäre stets in der Lage gewesen, einen Fremden zu empfangen. So einfach sie sich kleidete, sie sah immer schmuck und reizvoll aus. Wie rührend aber war sie vor allem als Mutter. Wie oft hörte sie Egon in den stillen Nächten um das sieche Kind sich mühen, wie sorgsam beobachtete sie jeden Wechsel in dessen Zustand, unermüdlich, mit der Geduld und der Aufopferung, die nur das Mutterherz kennt. Und immer hatte sie dazwischen noch Zeit für den Franz, für ein ernstes Wort auf dessen erwachenden Übermut, für ein Kinderlied sogar, für ein paar Minuten Spiel mit dem Jungen. Wenn er sie so sah, am Bettchen der Kleinen oder mit Franz im Garten, der sich schon leicht herbstlich färbte, wenn er sie sah in ihrem schlichten, hellen Kleide, mit ihren elastischen, jugendlichen Bewegungen, mit dem frischen, rosigen Gesicht, dann wurde ihm immer wieder heiß und sehnsuchtsvoll im Herzen. Und es kam wohl vor, daß er sich rasch abwandte: sie brauchte nicht zu bemerken, wie ihm das Blut in die Wangen stieg.

Und auch sie umspähte ihn. Noch heimlicher und noch mehr im verborgenen als er.

Egon war mit der Schwester noch einmal bei Frau von Siegern gewesen, ehe diese nach der Schweiz reiste. Auf eine besondere Aufforderung hin für sie drei. Und Lore hatte in ihrer munteren Art, wie nach dem ersten Besuch, allerlei

erzählt, hatte von Edith geschwärmt. Dabei war ihr das Wort entglitten: „Sie ist doch Egons treueste Freundin!“

Herta hätte sich verachtungsvoll abgewandt, sie hätte vielleicht bitter gelacht, wenn ihr jemand gesagt haben würde: Du bist eifersüchtig. Selbst die Möglichkeit einer solchen Regung, würde sie sich selber vorgehalten haben, liegt Dir fern. Und doch saß seitdem ein Stachel in ihrer Brust. Sie mied selbst Ediths Namen zu nennen. Einmal kam eine Karte an sie, aus irgendeinem Orte am Genfer See, mit herzlichen Grüßen — sie zerriß sie sofort in kleine Stücke und warf sie in den Papierkorb.

Dann sah sie auf dem Tisch einen Brief, der Lores Adresse von Ediths Hand trug. Uneröffnet, der Postbote mußte ihn soeben abgegeben haben.

Das war nichts Auffallendes, denn Edith und die kleine Schwägerin standen in einer losen, sparsamen Korrespondenz. Aber sie überkam eine fremde Ungeduld, und als sie der Zügel anlegen wollte, brach die erst recht hervor. Sie rief Lore, händigte ihr den Brief aus und wartete. Doch Lore lief, als sie die erste Seite gelesen hatte, mit rotem Kopf aus dem Zimmer.

Es war ja zu töricht! Herta sagte es sich selber: eine Frau wie Edith macht ein junges Mädchen nicht zur Vertrauten. Aber sie empfand wieder den schmerzenden Stachel. Fragen konnte sie Lore nicht. Den ganzen Tag trug sie's mit sich herum. Bis sie am Abendtisch, in ihres Mannes Gegenwart, doch sagte: „Lore hatte übrigens einen Brief von Edith Siegern . . .“, und heimlich wartete, ob Egon irgendeine Erregung verraten würde.

Aber er sah nur zu der Schwester hinüber, deren Wangen sich schon wieder in heißes Rot tauchten: „Was schreibt Frau Edith denn?“ fragte er.

Lore nahm einen Anlauf: „Sie läßt Euch alle vielmals grüßen.“ Dann kam eine lange Pause. „Sie kommt in den nächsten Tagen zurück.“ Es wirkte fast komisch, und Egon lachte: „Das muß ja ein unendlich inhaltsvoller Schreibebrief gewesen sein. Warum wirst Du denn darüber so rot, Mädel?“

„Ich — rot. Aber wieso denn?“

„Also schön — Du bist nicht rot geworden. Aber nun erzähle: irgend etwas besonderes muß doch noch in dem Briefe gestanden haben.“

„Wirklich nicht. Das heißt — aber das ist ja nichts besonderes — Edith hat in Berchtesgaden zufällig Herrn Pfarrer Dulen getroffen . . . und der läßt Dich auch grüßen.“

„Dulen —“ sprach Effenberg erinnerungsvoll. Und dann stand er bald auf, nahm den Kopf der Schwester zwischen beide Hände, küßte sie zärtlich auf den dunklen Scheitel und ging hinüber in sein Zimmer.

Gleich darauf sprang Lore auf. „Du entschuldigst wohl, Herta.“

Herta blieb allein sitzen. Sie kombinierte ganz richtig. Und sie schämte sich. Aber über die Scham siegte, wie sie saß und sann, schließlich doch wieder die Hartnäckigkeit ihrer Gedankengänge.

Das war am Sonnabend gewesen. Am Dienstag nachmittag fuhr Edith Siegern vor. Sie kam mit ihrem Mann im Automobil, das gleich weiterraste nach den Werken. Im Abfahren wandte Siegern sich noch einmal um: „In einer

halben Stunde hol' ich Dich ab." Zustimmend winkte sie zurück und sah dem fauchenden Ungetüm nach, bis es hinter der nächsten Straßenbiegung verschwunden war. Dann ging sie durch den kleinen Vorgarten und, da sie von rückwärts Stimmen hörte, gleich durch den Hausflur.

Herta hatte den schönen Herbsttag benutzt und den Wagen mit der Kleinen in das sonnige Gärtchen hinter dem Hause geschoben. Mit einem Bündel Kinderwäsche neben sich saß sie auf der Bank und besserte und flickte. Sie war so eifrig, daß sie Ediths leichten Schritt überhört hatte. Und Edith blieb einen Augenblick in der Hintertür stehen. Ihr wurde jetzt jeder Besuch bei der Freundin schwer. Die alte Anhänglichkeit war noch in ihr, aber sie verstand sich nicht mehr in Hertas Art hineinzufinden, wie früher. ‚Ich bin wider Willen Partei geworden,' sagte sie sich selber.

Doch wie sie Herta so sah in ihrer emsigen Muttertätigkeit, die kurzsichtigen Augen tief über die Hemdchen gebeugt, daß der Sonnenschein auf dem glatten blonden Scheitel leuchtete, wurde ihr das Herz wieder warm. ‚Man darf die Jugendfreundschaft nicht einrosten lassen,' klang es in ihr. ‚Und ich will nicht richten. Ich hab' das mindeste Recht dazu.' Die Erinnerung an eine flüchtige Minute im Garten der eigenen Villa schoß ihr durch den Sinn. Sie brauchte nicht zu erröten darüber, gewiß nicht, aber eine kleine Beschämung stieg doch in ihr auf. Und sie dachte weiter: ‚Nein — nicht richten! Wer vermag denn in die Tiefen einer fremden Seele zu blicken? Wer kann wissen, ob Egon mehr leidet oder Herta?'

So rief sie herzlich hinüber: „'Tag, Herta! Da bin ich — gestern erst heimgekehrt und heut schon bei Dir!"

Herta war leicht zusammengezuckt. Ihr erster Gedanke, als sie die bekannte Stimme hörte, war: ‚Hat sie das Kind auch nicht geweckt?‘ und dann gleich: ‚Also so eilig hatte sie es . . .‘ Aber sie nahm sich zusammen, legte die Wäsche sorgsam zur Seite, stand auf, ging der Freundin entgegen: „Guten Tag, Dita —“ sagte sie ein wenig langsam. „Das ist ja lieb von Dir.“ Dabei maß sie Edith heimlich mit den Augen und fand: ‚Die Hochgebirgsluft hat ihr gut getan. Sie sieht frischer aus als seit langer Zeit. Frischer und schöner.‘

In Edith lebte noch die warme Empfindung von vorhin fort. Sie wollte keinen Mißton aufkommen lassen. Herzlich umarmte sie Herta, küßte sie, nahm sie bei der Hand, ging mit ihr zu der Kleinen, fragte voll Teilnahme, zog die Freundin neben sich auf die Bank, plauderte — und fühlte dabei doch immer Hertas Augen auf sich, forschend, mißtrauisch.

Sie hatte sich fest vorgenommen, vorsichtig zu sein. Die Erfahrung hatte sie ja gelehrt, daß sie Herta nicht direkt beeinflussen konnte, daß schon der Versuch nichts bedeutete, als Öl ins Feuer gießen.

Aber dann ging das Temperament doch mit ihr durch. „Denk Dir, Herta! Vorhin erzählte mir mein Mann — wir sind nämlich zusammen herausgefahren — daß er Egon sehr dankbar ist. Du weißt wohl schon davon: er ist drüben groben Unregelmäßigkeiten auf die Spur gekommen, die sich durch Jahre hindurchschleppten. Günther hält jetzt in den Werken große Kopfwäsche ab. Aber Egon wird er's zugute schreiben. Darauf kannst Du Dich verlassen.“ Eine feine Röte huschte über Hertas Gesicht. „Er war immer ein ausgezeichneter Arbeiter,“ sagte sie nicht ohne Stolz. „Ich hörte immer nur Gutes von ihm. Bis dann —“. Sie brach jäh

ab, und jetzt flutete eine starke Blutwelle über ihre Wangen, bis zur Stirn und in die Schläfen hinauf.

Mit Ediths Vorsatz war es vorbei. „Aber Herta! Herta! Kannst Du denn diese alte Geschichte nicht begraben?“ Und als die junge Frau den Kopf schüttelte, faßte sie nach ihrer Hand und sprach impulsiv weiter: „So sei doch vernünftig, liebe Herta. Sei endlich vernünftig! Was quälst Du Dich und Egon! Sieh einmal: wenn mein Mann Egon rückhaltlos vertraut, dann ist das doch ein Beweis, daß man ihn als einen vollgültigen Ehrenmann anerkennt!“

Langsam befreite Herta ihre Hand. Langsam erwiederte sie: „Das hat doch nichts mit meiner Auffassung zu tun, Dita. Und dann . . . ich weiß es am besten . . . Du bist Egons Fürsprecherin gewesen. Nur Dir verdankt er seine Stellung. Ohne Dich würde wohl das Vertrauen Deines Mannes auf schwachen Füßen stehen. Du — Du bist eben eine sehr großmütige Freundin.“

Diese leise Bitterkeit überhörte Edith, wie sie übersah, daß die Hand Hertas sich zurückgezogen hatte und schon wieder zur Nadel griff. „Seine Freundin — gewiß! Aber auch Deine Freundin, Herta! Und großmütig? Das ist ja Unfug, darüber auch nur zu sprechen! Ich hab' nur getan, was mir Herzens . . . was mir liebe Freundespflicht war . . . und es war wenig genug!“

Sie wartete. Aber Herta hatte die Nadel dicht an das Auge genommen und wollte einfädeln. Das wurde ihr nie leicht. Heute schien es besonders schwer zu fallen, trotz aller erzwungenen Bedachtsamkeit. Ihre Hand mußte doch unsicher sein. Schließlich bat Edith: „Gib her —“ Im Nu fuhr der Faden durch das Öhr.

„Du weißt gut einzufädeln," sagte Herta. „Danke —" Und beugte den Kopf auf die Arbeit.

Es war ein kleines Schweigen zwischen ihnen.

Dann begann Edith von ihrer Reise zu erzählen und fragte plötzlich nach der Schwägerin. Als sie hörte, daß Lore mit dem Jungen ausgegangen war, sprach sie von Dulen. Er sei ihr auf der Mendel begegnet, Tourist unter Touristen, auf seinem Jahresurlaub, und sie wären einige Tage in Bozen zusammengewesen. „Ein prächtiger Mann —" lobte sie ihn — „mit warmem Herzen und klarem Verstand. Und siehst Du, auch er ist für Egon so eingenommen. Vielleicht gilt Dir das mehr als die Anerkennung meines Mannes. Herta — liebe Herta!"

Es ging nicht anders: immer wieder führte das Gespräch, wie es auch begonnen wurde, auf denselben Punkt zurück.

Herta setzte Stich neben Stich. Bis sie, wieder ganz langsam, sagte: „Auch er ist wohl etwas Partei —"

„Partei! Selbstverständlich Partei. Wie jeder, der Egon kennt!"

Es entstand noch einmal eine kleine Pause. „Ich meinte das anders," wandte Herta dann ein, ohne aufzusehen. „Er interessiert sich, scheint es, für unsere Lore."

„Warum sollte ich ein Hehl daraus machen: Ja! Und ich freue mich von ganzem Herzen darüber. Lore ist ein so liebes, liebes Mädchen. Ein rechtes Sonnenkind und wie geschaffen für ihn. Aber darum Partei?! Nein, Herta — ein Mann wie Dulen würde sich auch durch Liebe nicht bestechen lassen. Er schätzt Egon um seiner selbst willen. Da ist gar nichts daran zu deuteln und zu rütteln. Wenn ein Mann einen anderen in solchen Nöten kennen gelernt hat,

wie er Egon, und dann so von ihm spricht — ein Mann, wie Dulen, sage ich noch einmal, dann ist er ein Zeuge, den alle Welt anerkennen muß. Und auch Du!“

Eine Minute lang ruhte die Arbeit im Schoße der jungen Frau. Dann sprach sie wie ablenkend: „Ich wünsche Lore auch ein recht großes Glück“, stand auf und trat zu ihrem Kinde, schob mit leiser Hand die Kissen zurecht und den Vorhang und tupfte mit einem Tüchelchen die Tropfen von der Stirn. Die Kleine lag, wie so oft, in Schweiß gebadet.

Sie sprachen über das Kind, und in dem Mutterherzen trat darüber jede andere Empfindung zurück. Nichts als Hingebung und sorgenvolle Liebe klang aus Hertas Worten und ein großer, großer Kummer. Es schien, als vergesse sie in diesen Augenblicken alles andere, was auf ihrer Seele lastete. Sie nahm die Kleine hoch, sie klagte, wie leicht der zarte Körper sei, sie wies Edith die dünnen Ärmchen, berichtete, was der Arzt angeordnet, gab Auskunft über die Pflege. Bis sie dann, als sie das Kind neu bettete, doch wieder sagte: „Es wurde geboren . . . als der Vater im Gefängnis war . . .“

Edith stand erschüttert daneben. Auch ihr warmes Herz hatte über die Teilnahme an dem kleinen schwachen Wesen auf Momente das andere Kreuz vergessen, das auf diesem Hause lag. Nun zeigten die wenigen Worte wieder die Kluft, die nicht zu überbrücken schien. Wie einen neuen Vorwurf hatte Herta diese Worte in ihrem schweren, langsamen Tonfall gesprochen: als ob der Vater auch daran schuldig sei, daß dies Kind hier nicht mit kräftigerem Körper zur Welt gekommen sei, daß sein Auge nicht den Glanz anderer Kinder-

augen, sein Stimmchen nicht den kräftigen Klang anderer Kinderstimmen hatte.

Und Edith fühlte: in dem Herzen dieser Frau und dieser Mutter konnten Menschenwille und Menschenworte keine Wandlung hervorrufen.

Sie schwieg.

Tief hatte Herta sich über den Wagen gebeugt. Nun hob sie den Kopf, und ihr Blick glitt über die schlanke Gestalt und das schöne Gesicht Ediths, als wartete sie auf eine Entgegnung. Ihre Züge, die weich geworden waren, strafften sich wieder und sie wiederholte wie im Trotz: „. . . im Gefängnis! — — — Ist Dein beredter Mund darauf stumm?“

Edith schüttelte traurig den Kopf. „Es wäre vergeblich, arme Herta, wollte ich reden.“

Da trat Herta einige Schritte vor dem Kinde fort. Es schien erst, als wolle sie wieder zur Bank, zu ihrer Arbeit. Dann blieb sie mitten im Wege stehen, wie unter einem Zwange. Und sie sagte ganz plötzlich unvermittelt: „Einmal muß es doch gesagt werden. Darum besser jetzt, gleich, hier. Was zieht Dich eigentlich so übergewaltig zu Egon hin? So daß Du alles übersiehst: seine Schuld und wie ich unter der leide!“

Sie sprach es ganz gegen ihre Art, hastig. Es klang fast wie eine Drohung, und die kleine Gestalt reckte sich. All die Zeit, seit Edith drüben in der Haustür erschienen war, hatte die Frage auf Hertas Seele gelegen, gelastet; Tage, Wochen vorher hatte sie sie mit sich herumgetragen. Immer wieder hatte sie das Wort zurückgedrängt. Nun atmete sie tief auf, fast wie befreit. Den Kopf ein wenig vorgebeugt, wie es Kurzsichtige tun, wenn sie gespannt auf eine Antwort

warten, stand sie, und ihre blauen Augen hefteten sich stahlscharf auf das Gesicht der anderen.

„Herta!" rief Edith schmerzlich. „Das — das kannst Du fragen?"

„Ja — ich!" Schneidend klang es zurück.

In jähem Fluge schoß es Edith durch den Sinn: ‚Sie hat das Recht zur Frage, wenn sie auch unrecht hat. Es ist zum Staunen, daß sie nicht früher fragte. Und wenn sie nicht früher fragte, so schwieg sie, weil ihre Liebe zu Egon erkaltet war. Aber der Funke glüht unter der Asche — Gottlob! Und Gottlob, daß Du antworten kannst — reinen Herzens.'

So sagte sie ruhig: „Aus Freundschaft für Egon . . ."

„Solch eine Freundschaft zwischen Mann und Frau ist ein Unding . . ."

Wieder antwortete sie ganz ruhig: „Du magst ganz recht haben — für die Allgemeinheit. Aber es gibt überall im Leben Ausnahmen."

Herta lachte bitter. „Das ist die billige Entschuldigung aller derer, die im Begriff sind, eine Schuld auf sich zu laden."

‚Hab Geduld!' rief Edith sich zu. ‚Hab Geduld, vergilt nicht Heftigkeit mit Heftigkeit.' Sie trat einen Schritt näher an Herta heran und sah ihr in die Augen. „Ich will Dir gestehen — oder richtiger: Du weißt es ja auch ohne Geständnis — daß ich Egon sehr gern habe," sprach sie mit mühsam beherrschter Stimme. „Ich will Dir auch gestehen, daß sich mein tiefes, freundschaftliches Fühlen für ihn neu anfachte — an seiner Not. Wie hätte es anders sein können, da ich sah, wie er litt — litt vor allem durch Dich.

Ich schäme mich dessen nicht. Denn bei Gott im Himmel — hörst Du, Herta! — es gibt nichts zwischen Egon und mir, was wir uns vorzuwerfen hätten. Ich kann Dir ruhig in die Augen sehen und Dir sagen: füge Du dem Unrecht, das Du den Armen antust, nicht noch ein neues hinzu. Einen häßlichen Verdacht, der von mir abgeleitet, der ihn aber in tiefster Seele kränken müßte . . ."

„Du sprichst wie ein Buch!"

„Ich spreche, wie mir ums Herz ist, Herta."

Eines Atemzugs Länge standen sie sich schweigend gegenüber, Aug' im Auge.

Dann stieß Herta hervor: „Man sagt, Frauen, die in unglücklicher Ehe leben, spielen sehr leicht mit dem Feuer..."

Edith starrte Herta an. Die Bitterkeit schwoll auch in ihrem Herzen. Es war zu viel . . . zu viel . . . Und sie fragte sich: ‚Darfst Du das weiter anhören? So schüttele doch den Staub dieses Weges von Deinen Füßen und gehe, um nie wiederzukommen.'

Aber sie zwang sich . . . ‚Und wenn Du's nicht um ihretwillen tust, so tu's um Egons willen. Und auch um Deiner selbst willen. Das bist Du Dir schuldig. Und tu's um Deines Mannes willen: steh ihr Rede.'

„Herta . . ," begann sie . . . „ich schwankte, ob ich nicht von Dir gehen müsse, nach dem, was Du gesagt hast — ohne ein Wort — für immer. Aber ohne Dir widersprochen zu haben — nie! Du sollst hier nicht als Siegerin — in Deiner Einbildung — bleiben, nachdem Du Beleidigung auf Beleidigung gehäuft hast. Also laß Dir sagen: Du irrst, wenn Du mich für eine der unverstandenen heutigen Frauen hältst! Du irrst, wenn Du mich für eine unglückliche Frau

hältst! Du mißt auch da nur nach Deinem Maßstab — überall tust Du das, und das ist die letzte Quelle alles Unglücks. Weil Günther anders ist als andere Männer, weil auch ich wohl anders bin als viele Frauen, weil Beruf und Neigung ihn oft andere Wege führen, als meine Interessen mich: darum glaubst Du von einer unglücklichen Ehe sprechen zu dürfen. Du bist nicht nur mit Deinen leiblichen Augen kurzsichtig, Du bist es auch mit Deinen geistigen!

„Lache nicht so, Herta — ich will's nicht hören. Nein: ich bin nicht unglücklich! Auf himmelaufjauchzender Leidenschaft haben wir unser Glück freilich nicht begründet — es wäre Lüge, wollte ich das behaupten. Aber auf einer ehrlichen Neigung, auf gegenseitiger Wertschätzung und Achtung und — höre — auf unwandelbarem Vertrauen. Das sind Fundamente, die sich bewährt haben und immer standhalten werden! Gerade in den letzten Monaten hab' ich es dankbar an mir erfahren. Hörst Du das, Herta! Und wenn Dir jemand sagen sollte, wir lebten nicht miteinander, sondern nebeneinander: dann strafe ihn Lügen.

„So nun weißt Du, wie es um mich steht. Und jetzt will ich Dir, zum letzten Male, auch meine Meinung über Dich sagen . . ."

In Hertas Gesicht war es aufgeflammt. Aber sie hielt den sprühenden Augen stand und den heftigen Worten. Sie rührte sich nicht, nur ihre Stirn furchte sich. Ein paarmal hatte es um ihren Mund gezuckt, als wollte sie unterbrechen. Immer schlossen sich die Lippen wieder. Nun aber sprachen sie hastig: „Desto besser für Dich . . . und wenn es so ist, wie Du sagst . . . und ich will's ehrlich versuchen, Dir zu glauben, dann bitt' ich Dir und Deinem Manne mein Unrecht

ab. Mich aber . . . mich und alles, was mich angeht, das laß aus dem Spiele. Du hast meinem Mann viel Gutes getan — — mir aber, Edith, ist noch kein Segen daraus geworden! Darum laß mich — laß mich!"

„Nein, Herta!" klang es scharf zurück. „Ich kann Dir's nicht ersparen. Wer weiß, ob und wann wir uns wiedersehen. Darum muß ich sprechen. Muß ich Dir sagen, daß Du die ungerechteste Frau bist, der ich je begegnete, daß Du das weiche Herz Deines Mannes mit Füßen trittst! Bis es zerbrechen wird, Herta, oder bis es sich abwendet von Dir und Dich von sich stößt, Dich in Deiner erbarmungslosen Selbstgerechtigkeit. Es ist ein Wunder, daß das nicht längst geschah, ein Wunder, nur erklärlich durch eine große Liebe, die Du längst nicht mehr verdienst. Das sage ich Dir als Egons Freundin und doch auch, weil ich Deine Freundin war bis auf heute!" Sie griff in ihr Kleid, raffte es, als ob sie gehen wollte. Aber sie blieb stehen. Noch ein letztes mußte sie sagen. Und so schloß sie eindringlich: „Die Stunde wird kommen, Herta, wo die Reue über Dich hereinbricht. Wo Du Deines armen Mannes Füße umklammern möchtest und zu ihm aufschreien: Hilf Du mir in meiner Not! Wolle Gott — ich wünsche es Dir, daß er dann bei Dir ist und Dich emporhebt zu sich! So, Herta — und nun leb wohl . . ."

Edith Siegern wandte sich rasch und ging.

Und Herta sah ihr nach, bis die hohe, schlanke Frauengestalt in der dunklen Türöffnung verschwunden war. Kein Ruf: ‚Bleibe! Geh nicht so! Höre nun auch mich!' kam über ihre Lippen. Aufgerichtet stand sie, den Kopf grad aufgesetzt, die klaren stahlblauen Augen starr. Ganz langsam zog sie

die Schultern hoch, ließ sie wieder sinken und atmete tief und schwer.



Ediths Schritte hallten von den Fliesen des Flurs. Die vordere Haustür schlug laut zu. Es war fast, als wäre sie der erregten Hand entglitten.

Noch immer stand Herta auf derselben Stelle.

Reglos fast, mit versteinten Zügen. Nur die Unterlippe hatte sie zwischen die Zähne gezogen und biß darauf, bis es schmerzte. Auf den gleichen Fleck sah sie hin, dorthin, wo die Freundin aus der frohen Jugendzeit gestanden.

Dann kam es wie ein Entschluß über sie.

Sie ging zur Bank zurück, sie griff hastig zu dem Päckchen Wäsche, sie suchte nach dem Stück angefangener Arbeit und nach der Nadel. Sie begann zu nähen, zwang sich, aufzumerken, Stich an Stich zu setzen.

Bis sie mit einem Male Kopf und Hand sinken ließ.

Die Tränen waren ihr in die Augen getreten . . .

---

11. Kapitel.

Am Abend stand Lore in der Pforte und spähte, wie sie es gern tat, wenn ihre Hände einmal ruhen durften, die Straße entlang, um den Bruder als erste einen Gruß zuzuwinken.

Heut wartete sie ungeduldiger als je. In ihrer Brust pochte es voll Unruhe.

Als sie mit Franz vom Spaziergang zurückgekommen war, hatte sie Herta im Schlafzimmer gefunden. Ganz anders als sonst. Untätig saß sie neben dem Korbwagen mit dem kranken Kinde, die Hände im Schoß, gab ganz gegen ihre Art zerstreute Antworten, und Lore sah, daß ihre Augen gerötet waren. Dann faßte Herta sich freilich, aber es war ein mühsames Zwingen. Sie schob den Jungen, der sich an ihre Knie schmiegte, erst beiseite und hob ihn dann plötzlich auf ihren Schoß, küßte und herzte ihn. Und mit einem Male stand sie auf, legte ihren Arm um die Schultern der Schwägerin, drückte auch ihr einen Kuß auf die Stirn. „Hast Du mich noch ein wenig lieb, kleine Lore?" fragte sie; als Lore nickte und aus ihrem heißen, jungen Herzen heraus antwortete: „Ja, Herta . . . ja!" da bog sie ihr den Kopf zurück, sah ihr in die Augen, wie voll Zweifel, wandte sich jäh ab und trat wieder zu dem Kinde. „Ich hatte vorhin rechte Angst . . . es war wie ein Krampfanfall . . ." sagte sie mit verändertem Tonfall. „Ganz rot wurde die Lotte plötzlich und

wimmerte so schrecklich. Ich wollte schon zum Doktor schicken. Aber, Gott sei Dank, es ging vorüber . . .“ Und dann war sie an das Fenster getreten, hatte sich weit hinausgebeugt, fast als ob sie ihr Gesicht nicht sehen lassen wollte.

Das war es aber nicht, was Lores Seele mit so heißer Unruhe erfüllte. Sie hatte die Schwägerin ja lieb — trotz allem; gelogen hatte sie nicht. In ihr liebte sie schon die Mutter der beiden Kinder! Doch um Herta pochte ihr Herz nicht so ungestüm. Um Herta brauchte man sich ja nie zu sorgen. Die fand und ging immer ihren Weg.

Aber da war die stille heimliche Sehnsucht und da war das leise, leise Hoffen, das neulich Ediths Brief wachgerufen hatte. Ein scheues, seliges Hoffen. Wie keusches Morgenlicht leuchtete es in ihr junges Sein. Sie war nicht mehr die kleine Phantastin, die sich vor anderthalb Jahren die Sterne am Himmel heruntergewünscht und bei dem Gedanken an eine Reise ins Ausland gejubelt hatte. Das Leben hatte sie in harte Schule genommen, sie mit seinen Möglichkeiten und Wirklichkeiten rechnen gelehrt. Und immer nun, wenn das selige Hoffen über sie kam, war auch eine angstvolle Scheu dabei. Immer mußte sie daran denken, wo und wie Dulen sie zuerst gesehen — die Schwester des Gefangenen. Wenn ihre Seele sich ein Glück ausmalen wollte im Licht, dann fiel auch der Schatten darauf.

Ein so starker Drang war in ihr, sich auszusprechen, ihr Hoffen und ihr Sorgen einem liebevollen, treuen Herzen anzuvertrauen. Das konnte nur der Bruder sein. An seine Brust hätte sie sich gern geschmiegt und ihm leise, ganz leise alles zugeflüstert, wie zuerst die Dankbarkeit in ihr groß geworden, weil er Egons Beistand und Tröster gewesen; wie

sich dann die Verehrung hinzugesellt hatte, und wie es beseligend über sie hingeflutet war, ohne daß sie je gefragt hätte: Darfst Du Dein Hoffen zu ihm erheben? Bis dann Edith Siegern schrieb: „Kleine Lore, prüfe Dein Herz! Prüfe Deine Kraft! Ich hab' Dich lieb, darum sag ich's Dir vorher, damit Du Zeit hast, zu wägen und zu überlegen. Es ist etwas Großes und Herrliches um ein Leben an der Seite eines solchen Mannes. Aber Du sollst es Dir nicht allzu leicht vorstellen. Auch hier gilt es: Leben heißt kämpfen. Sein Beruf ist der herrlichsten, aber auch der schwersten einer, und er wird in seiner Lebensgefährtin nie die schöne Puppe sehen, mit der zu spielen seine Muße ausfüllen könnte. Seine Frau soll mit ihm tragen, mit ihm trösten. Sie muß ihm demütig zur Seite stehen und muß ihm doch Stütze und Stab sein in allen schweren Stunden. Wirst Du stark genug dazu sein? Ist Deine Liebe so groß, daß Du immer wieder aus ihr schöpfen kannst?"

Ob sie stark genug war? Gewiß nicht. Noch nicht. Aber das fühlte sie: aus ihrer heißen und stillen, opferwilligen Liebe mußten Kräfte emporkeimen können, sie über sich selbst hinauszutragen. Das fühlte sie: was ihm ein treues Frauenherz an Glück bringen konnte, das lag in ihr.

Alles das hätte sie dem Bruder sagen mögen, seit Tagen schon, und es kam doch kein Wort über ihre Lippen. Immer schob sich ein graues Bild dazwischen! Das Bild des Gefängnisses. Sie empfand, wie Egon jede Erinnerung daran schmerzen mußte. Hatte ihr doch Dulen selbst gesagt: ‚es ist wohl nicht gut, wenn ich zu häufig komme. Die Narben müssen sich erst fester schließen —'

Und so stand sie und wartete auf den Bruder mit schwankendem Entschluß.

Es wurde später als sonst. Sie hatten gewiß drüben im Kontor viel zu tun. Herr von Siegern war ja persönlich dort gewesen. Vorhin war er an ihr vorübergesaust im Auto, und neben ihm hatte Edith gesessen. Wie im Fluge nur konnte sie ihren Gruß erwidern. Und hätte doch auch sie so gern, so gerne gesprochen.

Nach dem warmen Herbsttag war es zum Abend kühl geworden. Lore hatte ein Tuch leicht umgenommen. Auf dem Holzgitter lehnte sie und neigte schließlich sinnend den Kopf. Bis sie mit einem Male aufschreckte.

Egon stand unmittelbar vor ihr — und neben ihm Dulen.

„Grüß Gott!“ sagte er warm und froh. „Ich bringe Ihnen den schönsten Gruß aus den Bergen mit, Fräulein Lore.“

Ihr Herzschlag setzte aus, das Blut schoß ihr ins Gesicht.

„Grüß Gott!“ gab sie verwirrt zurück, mit stockender Stimme. Und so übergewaltig war das Glück in ihr, daß ihr Tränen in die Augen schossen und sie nicht einmal seine Rechte sah, die er ihr entgegenhob.

„Aber so geben Sie mir doch die Hand, Fräulein Lore,“ mahnte er herzlich. „So — so ist's recht. Und das hab' ich Ihnen auch mitgebracht, einen kleinen Strauß Alpenrosen —“ Er hielt ihre Hand und sah ihr in das Gesicht das sich scheu hob und in dem das Blut nun zurückebbte. „Ungebetene Gäste erschrecken wohl immer. Sie müssen meinen Überfall schon erklären, Herr Effenberg, auch daß ich im Reiseanzuge bin. Ich komme nämlich geradewegs aus Tirol.“

„Das machen wir drinnen ab, Herr Pfarrer“, meinte Egon. „Lore, sei so gut und sag's Herta, daß wir einen lieben Gast zum Abendbrot haben.“

Sie huschte davon, den Herren voraus. Dulen aber faßte, als sie



über die Schwelle traten, nach Effenbergs Hand und drückte sie kräftig und herzlich. Ohne ein Wort. Sie wußten's ja beide nun, Lore hatte es zu deutlich verraten, wie es um dies junge Herz stand. Erst drinnen im Zimmer sprach Dulen bewegt: „Wie hab' ich hierher gedacht, lieber Effenberg, aus den Bergen und Tälern in ihr Haus! Nun

bin ich so dankbar vor Gott und so froh ihm Herzen. Und hegen und pflegen will ich Lore und sie lieb haben. Glücklich wollen wir sein."

Da trat Herta ein.

Ihr Gesicht, so sehr sie sich beherrschte, war erregt. Es hatte zuviel auf sie eingestürmt an diesem Tage. Ediths Besuch, die gesteigerte Sorge um das Kind — und nun war draußen Lore an ihre Brust geflogen, zwischen Weinen und Jauchzen, und hatte nur immer geflüstert: „Er ist da, Herta! Er ist da!" Aber das war nicht alles. Auch sie hatte Dulen schätzen gelernt. Nur drückte seine Gegenwart, bei jedem seiner kurzen Besuche, neu auf sie. Er schien ihr wie eine lebendige Mahnung an Egons Schuld und Sühne, es war ihr eine immer erneute Pein, daß er alles wußte und erkannte, was zwischen ihr und ihrem Manne lag, und sie fühlte zugleich, daß dieser Mann mit dem gütigen Herzen ihrer Art wesensfremd war, daß er sie verurteilen mußte. Er war vielleicht der einzige, vor dem sie unwillkürlich die Augen senkte.

Es gärte heut in ihr, mehr als je zuvor. Und gerad darum war sie noch förmlicher als sonst, als ob ihr das die Selbstbeherrschung erleichtern könnte. Artig und höflich, nicht mehr. All die Liebenswürdigkeit und Anmut, die sie sonst als Hausfrau entfalten konnte, versagte sich ihr heut. Immer wieder mußte sie sich zwingen. Und jedesmal, wenn sie das Wort an den Gast richtete, fiel ihr, heut zum ersten Male seine Zufallsähnlichkeit mit Edith auf, und jedesmal machte sie das verwirrt.

Sie alle empfanden es schmerzlich, wie sonderbar sich Herta gab. Am schmerzlichsten Dulen. Auf der kurzen Strecke von dem Kontor, wo er Egon abgeholt, bis hierher

hatte er auch das berührt: „. . . und Ihre Frau, Effenberg?“ — „Wir leben in Frieden und nicht mehr . . .“ gab er zurück, leidvoll aber ohne Bitterkeit. Jetzt fragte er sich wieder, was er sich in jenem Augenblick gefragt: ‚Wie trägt es der Ärmste? Wann wird ihm die erste frohe Stunde werden?‘ Und nun meinte er zu erkennen, daß diese Stunde noch weit, weit im Felde stand.

Er wollte lieber gehen, so sehr es ihn festhielt. Doch da bat Egon so herzlich. Auch in Herta regte sich ein stärkeres Empfinden von hausfraulicher Pflicht und ihrem alten gastfreundlichen Sinn. „Unter keinen Umständen, Herr Pfarrer . . . wir lassen Sie nicht fort.“ Und dann tauchte Lore in der Tür auf, mit feuchten glänzenden Augen. Einen Moment stand sie in holder Befangenheit auf der Schwelle, und er sah, daß sie das kleine Sträußchen, das er oben bei Trafoi für sie gepflückt, im Gürtel trug. Nein . . . er blieb doch . . .

Sie saßen bei Tisch. Lore hatte ihn zierlich gedeckt, mit einer Schale roter Geranien in der Mitte. Egon holte zu Ehren des lieben Gastes eine Flasche Rheinwein aus dem Keller. Die Hängelampe leuchtete hell und warm. Doch es lag ein Druck auf ihnen allen, der von Herta ausging. Mühsam spann sich die Unterhaltung fort. Dulen trug fast allein ihre Kosten. Aber während er von seinen Fußwanderungen erzählte, von der Pracht und der Macht der großen Natur, dachte er traurig: ‚Wie froh war ich vorhin . . . wie froh könnte ich sein . . .‘ Und wenn er zu Egon hinübersah, dachte er: ‚Der Ärmste . . .‘ und wenn sein Auge auf Lores krausen Scheitel fiel: ‚Du arme Liebe! Könnte ich Dich doch mit mir nehmen aus der dumpfen Luft dieses Hauses. Ein

Wunder ist's, daß Du darin nicht verkümmert bist. Eine Gnade!'

Ganz allmählig fand sich dann Herta wieder. Versuchte es mindestens, liebenswürdig zu sein. Sie hatte einmal, als junges Mädchen, während sie in den Ateliers der Frauenzeitung arbeitete, eine Gratifikation erhalten mit der Bedingung einer Ferienreise. Damals war sie, mit zwei Kolleginnen, in Tirol gewesen. Nun suchte sie nach einigen Anknüpfungspunkten, sprach davon, daß auch sie von Bozen aus an der dunklen Mendelwand entlang gewandert sei. „Gerad da begegnete ich Frau von Siegern —“ warf Dulen ein.

„Sie hätten sie fast hier getroffen, Herr Pfarrer. Sie war heut nachmittag bei mir,“ sagte sie und bereute es im gleichen Augenblick. Denn sie fing einen gequälten Blick ihres Mannes auf, aus dem sie herauszulesen meinte: ‚Ich sprach sie nachher noch . . .‘ Und ihr schwebte vor: ‚Edith hat ihm gesagt, daß sie die Schwelle unseres Hauses nicht mehr überschreiten wird.‘

Wie aus der Ferne nur hörte sie, was Dulen weiter sprach. Von Edith natürlich. Und ihr Herz wurde wieder bitter. Auch ihn hatte sie also in ihren Freundeskreis eingesponnen. Dabei erzählte er ganz schlicht und einfach: wie liebenswürdig sie zu ihm gewesen; daß der Zufall sie wieder im Bozener Greifen zusammengeführt habe; wie sie einander näher gekommen seien. „Und Ihnen, Fräulein Lore, Ihnen ist Frau von Siegern eine besondere Gönnerin. Ich darf's gewiß verraten: sie hat Sie sehr lieb.“

Es flammte wieder über das junge Gesicht. Lore stellte hastig die Schale mit Obst, die sie in der Hand hielt, auf den Tisch. „Ich hab' sie auch sehr lieb —“ sagte sie leise

und stand plötzlich auf. „Ich will nur schnell einmal nach den Kindern sehen . . .“

„Laß nur, Lore!“ rief Herta ihr nach. Aber sie war schon hinaus. Und Dulen schien es, der letzte Lichtstrahl sei mit ihr gegangen.

Es wurde still zwischen den dreien am Tisch. Egon füllte die Gläser nach.

Da kam Lore schon zurück. Sie stürzte so jäh ins Zimmer, daß sie erschreckt auffuhren. Und sie kam auf Herta zu und rief angstvoll: „Schnell, schnell — Lotte! — komm schnell —“

Herta eilte, leichenblaß im Gesicht, aus dem Zimmer, Lore ihr nach. „Gehen Sie nur, Effenberg —“ drängte Dulen. „Kann ich den Arzt holen?“ Und als Egon den Kopf schüttelte: „So warte ich hier. Gott gebe, daß es nichts Schlimmes ist.“

Nun war er allein im Zimmer. Von draußen hörte er ein unterdrücktes Aufschluchzen, besänftigendes Zureden, Hasten und Raunen, leises Klappen der Türen. All die Geschäftigkeit um ein teures Leben. Allmählich wurde es ruhiger.

Er stand noch auf derselben Stelle, wo er gesessen hatte. Mit gefalteten Händen, im stillen Gebet.

Langsam ging er dann im Zimmer auf und ab, und seine Gedanken gingen mit ihm. Er wußte ja von dem siechen Kinde, dessen Leben nur durch sorgsamste Mutterpflege gefristet wurde. Wußte, wie die herbe Frau, die vorhin neben ihm gesessen, sich sorgte und mühte, sich opferte für dies Schmerzenskind. Etwas Versöhnendes sah er darin; es brachte ihm ihre Art näher. Leise keimte eine Hoffnung in ihm auf: Gottes Wege sind wunderbar. Wie nun, wenn er die

Elternherzen sich wiederfinden ließe in gemeinsamer Sorge, in gemeinsamer Liebe!

Und seine Gedanken wandten sich zu der, die ihm das Liebste war auf dieser Erde, und die jetzt dort drüben sich mitsorgte. Er sah sie im Geiste vor dem kleinen Bettchen knien, Tränen in den Augen, mit wehzuckenden Lippen —

Da war er nun hierher gekommen, frohe Erwartung im Herzen. Aufgejubelt hatte es in ihm, als er Lores Gesicht sich purpurn färben sah bei seinem plötzlichen Erscheinen vor der Gartenpforte. Und der Jubel hatte sich in ihm zu solch rechtem, stillen, tiefinnerlichen Glück gewandelt, als er ihr gegenübersaß: hinaus hatte er sich und sie geträumt in ein eigenes Heim. Die Erinnerung war plötzlich wieder in ihm emporgestiegen an den ersten Brief, den er von ihr in Händen gehalten, an den quellfrischen Sinn, an den herzlichen Ton, der aus jenen Zeilen zu ihm gesprochen hatte. Und die Erinnerung an die andere Stunde, in der er sie zuerst gesehen, in der er mit ihr auf dem kahlen Gefängnisflur auf- und abgegangen war und den ersten, tiefen Einblick in dies reine, dankbare, warmherzige Kindesgemüt getan hatte. Das Gemüt eines Kindes, in dem alle Keime lagen zur Entfaltung reichster Weiblichkeit.

Eilige Schritte schallten über den Flur. Die Haustür ging. Im Nebenzimmer war es wie leises, leises Weinen —

. . . wie sie die Kinder lieb hatte! Vorhin, erinnerte er sich, war ein Wundern in ihm gewesen, daß Lore den Druck dieses Hauses ertrug. Jetzt verstand er das: die große Liebe zum Bruder, die heiße Liebe zu seinen Kindern hätte wohl noch größere Wunder zuwege gebracht.

. . einmal hatte Effenberg zärtlich gesagt: mein Schwesterchen ist wie Sonnenschein. Das fiel ihm ein. Es war so: ein Sonnenschein! Und er dachte daran, wie es sein würde, wenn der Sonnenschein ihm das eigene Haus durchleuchtete und durchwärmte . . .

Da tat sich sacht die Tür auf, und Lore trat herein.

Er eilte auf sie zu, faßte ihre Hand: „Wie geht es?"

„Ich weiß es nicht," sagte sie ganz leise. „Es ist wie ein Krampf. Herta sprach schon Nachmittag von einem leichten Anfall. Ganz blau ist die arme Kleine . . ."

Sie schluchzte auf. Nur einmal, aber so schmerzlich, daß es ihm ins Herz schnitt. Gleich faßte sie sich wieder: „Egon ist zum Arzt . . . Wir sind ja so hilflos . . . Aber ich wollte Ihnen wenigstens Bescheid sagen, Herr Pfarrer." Mit langen, schweren Pausen brachte sie es heraus und mit zitternder Stimme.

„Der liebe Gott wird helfen —"

Wortlos nickte sie. Und dann schlug sie zum ersten Male die Augen voll zu ihm auf und sah ihn an mit einem rührenden Ausdruck kindlichen Vertrauens. Eine große Träne perlte in den Wimpern, löste sich und rann langsam über die Wange. Und noch eine.

„Lore — liebe Lore —" sprach er. Heiß stieg es ihm vom Herzen empor. Und er zog sie an sich, und sie lehnte den Kopf an seine Brust. Ihr war es, als könnte es gar nicht anders sein.

Sanft drückte er seine Lippen in ihr dunkles Haar. „Wenn ich wiederkomme, Lore —" flüsterte er — „bald, sobald es dem armen Kinde besser geht, dann wollen wir's den andern sagen. Daß wir uns lieb haben, meine Lore."

Ein leises Schauern ging über sie hin. Sie hob den Kopf, sah ihn noch einmal mit großen Augen an, in denen unter Tränen das Glück schimmerte.

Einen Moment hielt er ihr Köpfchen zärtlich in beiden Händen.



„Du wirst mir Nachricht geben, Lore — nicht wahr?... Und nun will ich gehen ..." Er küßte sie und löste seine Hände — „Gott sei mit Dir —"

* * *

Lore konnte dem geliebten Manne in all der nächsten Zeit nur trübe Nachrichten senden.

Das Siechtum des Kindes war in eine akute Form übergegangen. Als der Arzt noch in der Nacht kam, erkannte er sogleich die Schwere des Falls, wenn er es auch noch nicht wagte, eine bestimmte Diagnose zu stellen. Erst in den nächsten Tagen sprach er sich Egon gegenüber dahin aus, daß, was er schon längere Zeit befürchtet, wahrscheinlich eine Entzündung der Gehirnrinde die Ursache des Leidens sei. Als der verzweifelte Vater nach dem Ausgang fragte, zuckte er mitleidsvoll die Achseln. „Ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß unsere Kunst sich bisher der Krankheit gegenüber nur allzu schwach erwiesen hat. Wir vermögen nicht viel mehr, als die Schmerzen zu lindern. Aber, Herr Effenberg, wir wollen der armen Mutter die volle Wahrheit noch vorenthalten. So stark ich Ihre Frau Gemahlin einschätze, sie würde dem wohl nicht gewachsen sein. Und sie wird alle ihre Kräfte für die Pflege gebrauchen."

Egon starrte dem Arzt in das junge, intelligente Gesicht. „Unsere liebe Kleine wird schwer leiden?" preßte er endlich heraus.

Dr. Kullenfeld neigte den Kopf. „Wir wollen alles aufbieten, ihre Leiden zu mindern. Aber auch da gibt es Grenzen für unser schwaches, menschliches Können." Er sah sinnend vor sich hin. „Wenn ich's recht überlege — es wäre doch besser, Sie würden eine geschulte Pflegerin zu dem Kinde nehmen. Um Ihrer Gattin willen; dann aber auch, weil eine Pflegerin der Krankheit objektiver gegenübersteht."

„Ich glaube nicht, daß meine Frau dazu zu bewegen sein wird," sagte Egon dumpf. „Aber ich will es natürlich versuchen."

Wie er vorausgesehen hatte: Herta wies den Vorschlag kurz zurück. Beinahe beleidigt. „Eine Fremde an das Bett meines Kindes! Nie!"

So nahm sie den Kampf um das junge Leben auf. Und nahm alle Schmerzen des Mutterherzens auf sich, willig, freudig fast, denn in ihr lebte noch die gewisse Hoffnung: Du mußt siegen! Nach der ersten großen Erschütterung war eine starke Entschlossenheit in ihr eingekehrt, ein Hoffnungsfanatismus, der sich durch nichts beugen ließ.

Wochenlang währte dieser verzweifelte Kampf, dies Ringen treuester Mutterliebe gegen den Tod.

Während draußen die Herbststürme einsetzten und das kleine Haus umbrausten, hielt sie Wacht am Bett ihres Kindes, und als die ersten Schneeflocken das braune Laub im Gärtchen deckten, mühten die Mutterhände sich immer noch, das entschwindende Leben festzuhalten. Der Arzt kam und ging, stets aufs neue erstaunt über die Fülle der Kraft, die in dieser kleinen, zarten Frau lebte, über ihren stahlharten Willen und die ergreifende Sorgsamkeit ihrer Pflege. Er war nicht irre geworden in seiner Diagnose. Aber als ein Wunder erschien ihm, wie lange aufopfernde, nie verzagende Mutterliebe die Entscheidungsstunde fernhielt.

Vor Egon waren in dieser Zeit alle eigenen Nöte in ein Nichts zusammengefallen. Er sah, in allem Leid, von Tag zu Tag bewundernder zu Herta auf. Alles, was sie ihm getan, war ausgelöscht aus seinem Gedächtnis, alle Bitterkeit versunken. Wie aus tausend neuen Quellen füllte sich sein Herz mit der alten Liebe.

Daß er und Lore ihr so wenig sein, ihr so wenig zur Seite stehen konnten, war beider größter Schmerz. Aber

Herta wich kaum aus der Kinderstube. Sie gönnte sich kaum den nötigsten Schlaf. Gerad nur so viel, als ihr die Vernunft gebot. Dann sank sie wohl todmüde, wenn Egon sie abgelöst hatte, auf das Bett; aber genau zur Minute, die sie sich vorgenommen, war sie wieder am Lager des Kindes

mit dem forschenden Blick im Auge: habt ihr auch nichts versäumt?

Wenn Egon in den knappen Stunden, die sie ihm überließ, vor dem kranken Kinde saß, allein in der stillen Nacht, litt er unsägliche Qualen und fragte sich immer aufs neue: wie erträgt es Herta nur?! Denn er sah mit zuckendem Herzen, wie vergeblich die Kunst des Arztes war. Die Linderungsmittel halfen wohl auf kurze Zeit, schafften einige Ruhe. Aber dann setzten die Beschwerden der entsetzlichen Krankheit wie in doppelter Kraft ein mit den krampfhaften Zusammenziehungen der Muskeln an den kleinen Armen und Beinen, den schmerzlichen Verzerrungen des Gesichts, das so schmal geworden war wie eine Kinderhand, mit den Schlingbeschwerden, die den Atem zu rauben schienen. Und hilflos — so hilflos sein! Das wehe Wimmern mit anhören zu müssen, bis selbst die Kraft der Schmerzäußerung erlahmte, eine kurze Pause eintrat und dann wieder aus den Kissen die wehen, wehen Töne klangen. Ihn aufschreckten, ihn durchs Zimmer jagten, mit geringenen Händen: Lieber Gott, erbarme Dich! Erbarme Dich —

Klein und schwach erschien er sich Herta gegenüber, wenn sie zurückkam und sich scheinbar so ruhig an das Bettchen setzte, mit geschicktem, zartem Griff dem Kinde eine bessere Lage gab, ihm die Kissen zurechtrückte oder es auf den Arm nahm, langsam mit ihm auf- und abging. Stundenlang hörte er bisweilen im Nebenzimmer ihren gleichmäßigen, leichten Schritt und ein leises, sanftes Flüstern. Denn sie redete mit dem Kinde, wie nur Mütter sprechen können. Und ob die Kleine auch kein Wort verstehen konnte, manchmal war es doch, als ob die zärtlichen Töne sie beruhigten.

Herta und Egon sprachen wenig miteinander, und was sie sprachen, betraf fast nur das Kind. Lautes Klagen war beider Art nicht, und Herta war geradezu wortkarg geworden in dieser Zeit, wie ihre Augen tränenlos waren. Sie begegneten sich in ihrer gemeinsamen Sorge gleich zwei Menschen, die das gleiche Kreuz verbindet. Wie in ihm alles ausgelöscht war, was sie ihm Schmerzliches angetan, so schien auch sie vergessen zu haben, was sie beide geschieden hatte. Es kam wohl vor, daß sein übervolles Herz ihn drängte, sie an sich zu ziehen, und daß sie ihn daran wehrte. Aber die Abwehr war anders als sonst. Sie hatte nichts Trotziges und nichts Verletzendes. So wenigstens empfand er es.

So oft er konnte, kam Dulen herüber. Immer nur auf kurze Zeit; nur um seine blasse Lore auf Augenblicke zu sprechen; nur um Egon die Hand zu drücken, ihm ein gutes Wort zu sagen. Ab und an fuhr Edith Siegern vor. Sie ging nie in das Krankenzimmer und sah Herta nicht. Aber wenn Lore ihre Grüße und Wünsche bestellte, nickte die Schwägerin freundlich, sagte auch: „Grüße sie wieder. Es ist lieb von ihr, daß sie so viel Anteil nimmt.“ Im Grunde glitt doch wohl alles von ihr ab, was nicht mit der Pflege des Kindes im Zusammenhang stand.

Es glitt auch von ihr ab, als Egon ihr Mitte November mitteilte, daß er unter günstigen Verhältnissen in das Hauptbureau nach der Stadt versetzt worden sei. Sie war nie unempfänglich gegen eine pekuniäre Verbesserung gewesen. Diesmal versagte ihr praktischer Sinn völlig. Sie sagte nur: „Es freut mich Deinetwegen. Die Kinder hatten es besser hier draußen.“ Als er die Gelegenheit benutzte, sie noch

einmal zu bitten, eine Pflegerin anzunehmen, schüttelte sie den Kopf: „Nie!“

Dabei sah Egon, sah Lore, sah vor allem auch der Arzt, daß allmählich doch ihre körperliche Kraft nachließ. Sie hielt sich nur noch durch erstaunliche Willensanspannung aufrecht. Das Kind litt nicht darunter: für die Kleine hatte sie stets die gleiche, opferbereite Sorgfalt. Aber sie selbst litt. Einmal kam Franz ängstlich zur Tante und rief sie ins Wohnzimmer; da fand Lore die Schwägerin neben der Tür auf den Teppich zusammengesunken, nicht ohnmächtig, bei ganz klarer Besinnung, nur von äußerster Erschöpfung überwältigt. Mit Mühe ließ sie sich überreden, eine Stunde zu ruhen. Noch eh' die abgelaufen war, kam sie wieder an das Krankenbett und meinte mit ihrem unendlich trüben, müden, Lächeln: „Wie man nur so schwach sein kann!“

Jener eiserne Wille, der im liebevolle Mutterherzen wohnt, hätte vielleicht auch den Körper bezwungen, wenn nicht die starke Hoffnung, die sie Wochen und Wochen beseelt hatte, allmählich verblaßt wäre unter dem täglichen, stündlichen Anblick des leidenden Kindes. Sie würde es sich nie zugestanden haben: aber aus dem Untergrund ihres Bewußtseins stieg doch, mehr und mehr, die dumpfe Empfindung auf: all Deine Liebe wird Dir Dein Lottchen nicht erhalten —

Das brach ihre Kraft.

Gegen Ende November machte die Krankheit schnelle Fortschritte.

Am letzten Tage des Monats war Egon spät aus Berlin zurückgekommen. Auch er war aufs äußerste erschöpft. Pflichtgefühl und Ehrgeiz stachelten ihn in seiner neuen, verantwortungsvollen Stellung zu aufreibender Tätigkeit, und im

Hause raubte die Sorge ihm jede Ruhe; der Gram um das Kind, die wachsende Sorge um seine Frau. Aber er ließ sich nichts anmerken. Die Schule des Leidens hatte seine Selbstbeherrschung gestählt. Das war sein Stolz in diesen Tagen: steh ihr treu zur Seite — bis zum letzten —

Fast gleichzeitig mit ihm kam der Arzt. Sie standen zusammen am Krankenbett.

Und da bat Herta mit ihrer mühsam erzwungenen Ruhe: „Herr Doktor, es muß doch ein Mittel geben, die Schmerzen zu dämpfen. Es ist ja herzzerreißend, was Lottchen leidet — es ist grausam!“

Der Arzt sah sie betrübt an. „Wir üben eine armselige Kunst, gnädige Frau. In solchem Fall kommt uns das recht zum Bewußtsein.“

Herta stöhnte leise und schwieg. Und ihr Schweigen war wie ein Vorwurf.

Dr. Kullenfeld stand ein paar Sekunden sinnend. Dann beugte er sich und untersuchte noch einmal den Herzschlag. „Ich werde eine noch einmal verstärkte Dosis Chloral verschreiben,“ sagte er schließlich. „Tritt der Anfall besonders heftig auf, so geben Sie einen Teelöffel. Schafft der nicht Linderung, so können Sie nach zwei oder drei Stunden noch einen zweiten geben. Aber nicht mehr, gnädige Frau.“

Herta nickte.

„Zwei also, Herr Doktor, . . . höchstens . . .“

„Jawohl, gnädige Frau.“

Er hatte eine an Bewunderung grenzende Hochachtung vor Herta gewonnen. Sonst ein steifer junger Mann, der nur seiner Pflicht lebte, küßte er ihr, ehe er das Krankenzimmer verließ, die Hand. „Jetzt legen Sie sich drei Stunden

hin, gnädige Frau — das befehle ich Ihnen als Arzt. Ihr Herr Gemahl bleibt solange bei dem Kinde. Gute Nacht —"

Im Wohnzimmer schrieb er das Rezept, während Effenberg neben ihm stand. „So —" sagte er, nachdem er das Blatt noch einmal aufmerksam überlesen hatte. „Ich gebe es selbst in der Apotheke ab und lasse die Medizin sofort hersenden. — Es ist eine schwere Zeit für Sie alle . . ."

„Sie muß ertragen werden, Herr Doktor."

„Ja . . . und unsere Pflicht ist, den schwachen Lebensfaden zu erhalten, solange das möglich." Er faltete das Rezept langsam zusammen und steckte es ein. „Es ist unsere Pflicht, auch wenn wir wissen, daß der Tod ein Erlöser von unsäglichen Qualen ist. Das arme Kind . . . das Herz blutet, wenn man es leiden sieht. Aber ich glaube, es wird diese Nacht nicht überleben."

Er ging, und Egon eilte in das Krankenzimmer zurück. Da saß Herta am Bettchen. Die Ellbogen auf den Messingstäben, die Stirn in beide Hände gestützt. Erst als er die Tür leise zudrückte, hob sie den Kopf und wandte ihm das Gesicht zu. Inniges Mitleid überkam ihn immer, wenn er in dies abgehärmte Gesicht sah mit den tiefliegenden, umränderten Augen.

„Nun geh, Herta. Du mußt ruhen —" bat er.

„Ja. Ich muß wohl," gab sie leise zurück. „Du weißt Bescheid, Egon? Wenn die Zuckungen wieder schlimmer werden, kannst Du einen Löffel Medizin geben." Sie beugte sich noch einmal über das Bett. Das Kind schlief — den unruhigen Schlaf des Schwerkranken, aber selbst das bedeutete ja eine Erholung. Ein wenig freier atmete sie. „Ich löse Dich um zwölf Uhr ab. Du brauchst auch Ruhe," sagte

sie und ging. Egon nahm ihren Platz ein. Aber er saß noch nicht lange, so kam auf leisen Sohlen Lore mit der Arznei, stellte sie in das Wasserglas auf den Nachttisch, legte den Löffel daneben, trat dann neben den Bruder und spähte auf das Kind. „Gottlob . . . es schläft,“ sagte auch sie. „Darf ich nicht für Dich hierbleiben? Du mußt morgen wieder früh heraus. Gewiß bist Du sehr müde . . .“

„Nein, Lore. Danke. Es geht schon . . .“

Sie hatte den Arm zärtlich auf seine Schulter gelegt. „Gerhard schreibt, daß er morgen früh kommt. Er hat in Berlin zu tun —“ Es war nur ein Flüstern.

„Sieh, sieh —“ Egon drehte sich um, streichelte ihre heiße Wange und sagte mit dem schwachen Versuch eines scherzenden Tones, wie er jetzt selten in diesem Hause erklang: „Sieh, sieh — also schon Gerhard. Kurz und gut Gerhard . . . wo Ihr doch noch nicht öffentlich verlobt seid . . .“

„Ach — was tut das! Das ist äußerlicher Kram. Und äußerliche Menschen sind wir beide nicht. Gute Nacht, Egon!“

„Gute Nacht, mein Liebling —“

Und nun war er allein. Eine Weile saß er noch und lauschte den unruhigen Atemzügen. Dann stand er auf und ging langsam und leise im Zimmer auf und ab, setzte sich wieder, nahm ein Buch vor, versuchte bei dem trüben Licht der Nachtlampe zu lesen. Es ging nicht: immer schoben sich zwischen die gedruckten Zeilen seine Gedanken. Die wanderten zurück in die Vergangenheit, wanderten hinaus in die Zukunft, hafteten fest an der Gegenwart. Das arme Wurm dort drüben! Das Kind und Herta! Und Herta und er . . .

Es überschauerte ihn, wenn er sich vorstellte, daß der Tod bald in dies Haus treten würde. Auch der Tod als

Erlöser, wie der Arzt gesagt hatte. Es blieb doch das Furchtbare: er löschte dies kleine Wesen aus, das er liebte als sein Fleisch und Blut, an dem Herta mit allen Fibern ihrer starken Seele hing. Wie würde sie es ertragen? Und wie würde sich dann alles gestalten?

Auch an Lore dachte er. Da war alles licht. Und dann kamen ihm doch in der Flucht seiner Gedanken auch die Aussichten auf die eigene Zukunft in den Sinn. Gottlob, er hatte sich durchgesetzt. Er konnte sicher sein, seinen Weg aufwärts zu nehmen. Merkwürdig genug war's: im letzten Grunde hatte er aus Leid und Not die Spannkraft gefunden, die ihn nun diesen Weg aufwärts sicherte. Früher mochte er ein pflichttreuer Beamter gewesen sein — bis auf die eine Unglücksstunde; nun waren ihm die Flügel gewachsen, er konnte Initiative entwickeln. Auch Leid und Not können zum Segen werden —

Das Kind wimmerte auf. Er eilte an das Bettchen. Die Augen waren noch geschlossen, aber der Anfall setzte ein mit leichten Zuckungen in dem schmalen gelben Gesichtchen. Noch zögerte er. Er sah nach der Uhr: es war kurz nach elf. Er nahm die Medizinflasche vom Tisch und stellte sie wieder zurück. Aber dann begann der Krampf. Wieder griff er zur Medizin und goß langsam und vorsichtig den Löffel voll. Schon so oft hatte er Lottchen die Arznei eingeflößt; er kannte die kleinen Kunstgriffe, mit denen er die Schluckbeschwerden überwinden mußte. Heut wurde es ihm noch schwerer als sonst. Seine Hand war unsicher. Immer mußte er daran denken: der Doktor sprach von einer stärkeren Dosierung . . . daß er sich nur nicht bei dem Rezept versehen hat . . .



Es war ja so unsinnig. Kullenfeld war ein überaus gewissenhafter Arzt. Aber das Vaterherz bebte. Wohl eine Viertelstunde lang stand er über das Bett gebeugt, um die Wirkung des Mittels zu beobachten, bis allmählich die leisen Schmerzenstöne verstummten. Mehr und mehr. Das Kind schlief wieder ein. Er atmete auf —

Dann kam bald Herta. Er sagte, daß er einen Löffel eingegeben habe. Er fragte, ob sie ein wenig geschlafen hätte. Nein — aber doch geruht; und nun müsse er gehen —

Des Mannes Gedanken waren gewandert aus der Enge in die Weite und aus der Weite in die Enge. Die Gedanken der Mutter galten, während sie am Bette saß, nur dem Kinde. Die Welt lag hinter ihr. Es gab für sie nichts mehr, als dies kleine leidensgeprüfte Wesen dort, das sie unter dem Herzen getragen, um dessen Leben sie rang seit Wochen und Monaten.

Sie saß und saß und wachte über ihr Lottchen mit spähenden Augen, regungslos fast, nur dann und wann mit einer leisen Handbewegung ein Kissen zurechtschiebend, den perlenden Schweiß von des Kindes Stirn tupfend. Und immer nur: Lottchen schläft . . . lieber Gott . . . und wenn sie erwacht, beginnen die Krämpfe von neuem . . .

Und immer nur: mein Lottchen . . . mein geliebtes Lottchen . . . könnt ich doch für Dich leiden . . .

Die Taschenuhr hatte sie im Schoß, und ab und zu nahm sie die hoch bis dicht an die kurzsichtigen Augen, um zu sehen, wie lange der Schlaf wohl dauerte. Dieser künstlich erzwungene Schlaf, der doch des Kindes einzige Erquickung war. Und wenn der Arzt seine Kunst schalt: daß sie die Schmerzen niederzuringen wußte, das war doch ein Großes!

Mein geliebtes Lottchen — schlafe — schlafe —

Das Kind schlief lange. Die verstärkte Dosis wirkte gut.

Aber gegen drei Uhr schreckte Lottchen jäh hoch, warf den kleinen Kopf herum, schrie auf — schrie herzzerreißend. Der sieche Körper zog sich krampfhaft zusammen, die dünnen Ärmchen schlugen umher, als zerrten sie unsichtbare Kräfte.

Lottchen — mein armes geliebtes Lottchen . . .

Herta rechnete nach. Kurz nach elf hatte Egon den ersten Löffel gegeben. Sie zögerte nicht. Sie gab den zweiten. Und sie wartete mit sehnsüchtigem Herzen auf die Wirkung. Er mußte ja wirken — mußte — mußte —

Lieber guter Gott, laß Lottchen wieder einschlafen . . . nur ein paar Stunden . . . nur bis der Morgen graut . . .

Immer hatte das Chloral bisher seine Schuldigkeit getan. Auf kürzere Zeit wenigstens. Immer — immer!

Tiefgebeugt stand Herta neben dem Bett. Die Knie zitterten ihr, das Rückgrat schmerzte, das Herz klopfte zum Zerspringen in ihrer atemlosen Erwartung.

Lottchen . . . wenn ich doch für Dich leiden könnte . . .

Vergeblich —

Der Krampf ließ nicht nach. Blaurot wurde das Gesichtchen von wehrloser Anstrengung. Die Decke verschob sich, die dünnen Beinchen zerrten sich gegen den Leib, schlugen umher, wie gepeitscht. Und dieses schmerzvolle Wimmen . . . dies Aufschreien, bis die Kraft erlahmte, die Augen so starr . . . und wieder ein Wimmern . . . klingt's nicht, sagen's nicht die Augen: Hilf mir doch Mutter . . .

Ja, ich helfe Dir, mein Lottchen . . .

Sie streckte die Hand nach der Arzenei. Sie ließ sie wieder sinken. Zwei Löffel . . . nur zwei Löffel . . .

Und ich helfe Dir doch, mein Lottchen . . .

Ganz laut sagte sie es in die stille Nacht hinein. Und mit fester Hand füllte sie den Löffel bis zum Rande, hob den kleinen Kopf — „nimm nur, mein Liebling. Mutter hilft Dir . . ." als ob Lottchen sie verstehen könne — „hier

— hier —“ ließ das Köpfchen zurücksinken, bettete es sanft auf das Kissen —

Und wieder wartete sie.

Bis der Tod kam, der Erlöser.

Als der letzte Herzschlag verstummt war, strich sie Lottchen sanft die Augen zu, faltete ihm die beiden Händchen auf der Brust. Ganz ruhig. Lottchen war tot, und in ihr war auch die Ruhe des Todes. „Dein Mutterchen hat Dir geholfen, mein Liebling. Nun schlafe Du wohl . . .“ Und ganz ruhig ging sie zum kleinen Spiegel an der Wand und überhängte ihn nach märkischem Brauch, wie sie’s im Sterbezimmer ihrer Mutter getan. Und ganz ruhig trat sie zum Fenster und öffnete nach märkischem Brauch beide Flügel weit. Dann ging sie zurück, küßte ihr Lottchen noch einmal und kniete am Bett nieder, für das kleine Seelchen zu beten, das nun zum Himmel zog, frei von aller Qual des kurzen Erdenwallens.

Lange, lange lag sie auf den Knien. Die Stirn auf der Kante der Bettstelle, die Hände gefaltet zwischen den Messingstäben. Eine große Traurigkeit war in ihr, aber die war milde und sanft und tat nicht weh. Gar nicht weh.

Dann fröstelte sie plötzlich auf. Der Winterwind fauchte schneidend kalt durchs Zimmer.

Sie hob den Kopf. Sie lauschte und wußte nicht worauf. Sie faßte an die Stirn und strich sich über die Schläfen. Was war das denn? Der Wind? Draußen? Und hier — hier?

Mit einem Male schrie sie jäh auf. Und sprang hoch und jagte über den Flur, in ihres Mannes Zimmer, warf sich vor dessen Bett nieder, faßte nach ihm: „Egon — Egon — ich hab’ unser Kind getötet! Ich Unselige . . . unser Lottchen! Egon — unser liebes, liebes Lottchen! Ich — ich!“

Er hatte sich angekleidet aufs Bett geworfen, die Lampe brannte auf dem Nachttisch.

Sofort war er wach und auf. Aber er verstand nicht. Nur daß Lottchen tot sei, das verstand er, und er sah die Verzweiflung seiner Frau. „Herta, Lottchen ist wohl —" sagte er traurig und griff nach ihrer Hand, wollte sie hochziehen und an sein Herz nehmen. Aber sie umklammerte seine Knie und schrie zu ihm auf: „Getötet hab' ich sie! Unser Lottchen! Die Medizin! . . . Egon . . . ich . . . das Kind . . ."

Da faßte er das Entsetzliche.

Ein Schauer überrann ihn. Das Grauen würgte ihn an der Kehle. Aber im gleichen Augenblick übersah er, wie alles gekommen, er durchlebte in der Flucht einer Sekunde, was Herta durchlitten hatte. Er fühlte die Kraft, den Schmerz und die Verzweiflung der Mutterliebe in ihr. Er wußte: es kann nicht wahr sein — so nicht wahr —

Und er beugte sich zu ihr und legte seine Hände um ihre Schläfen und küßte sie.

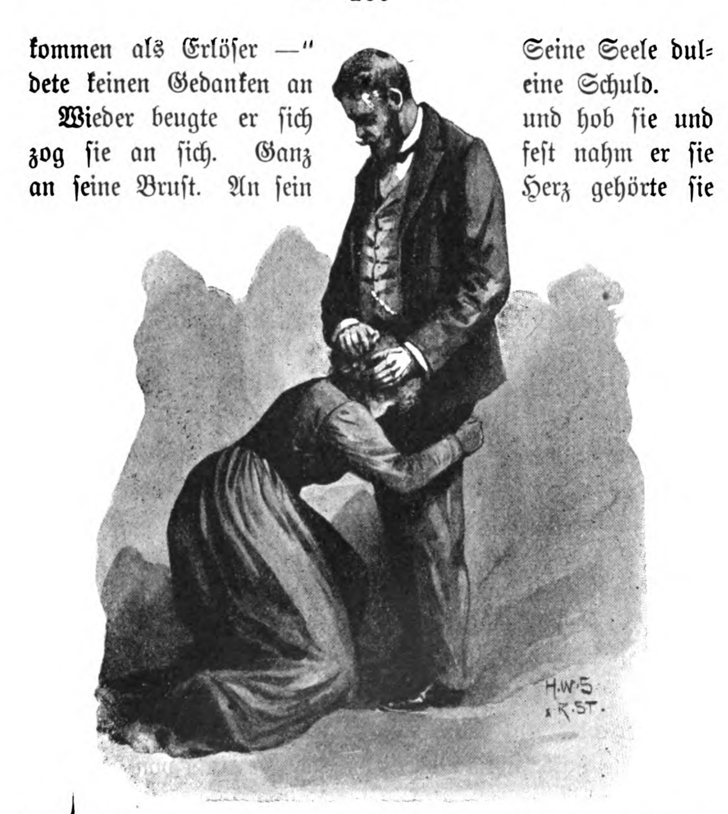
Sie bebte, als seine Lippen sie berührten. Sie wagte nicht die Augen aufzuschlagen. Sie drückte ihr Gesicht an seine Knie, hob flehend die Hände, ließ sie wieder sinken. Sie schrie nicht mehr ihre Anklage zu ihm auf. Sie schluchzte nur herzzerreißend.

„Meine arme, liebe Herta —" flüsterte er. Und noch einmal: „Liebe Herta —" Er konnte nicht mehr sprechen. Aber er streichelte sanft ihren Scheitel, wieder und wieder.

Und er gedachte der Worte des Arztes: „Ich glaube das Kind wird diese Nacht nicht überleben. Der Tod wird

kommen als Erlöser —" Seine Seele duldete keinen Gedanken an eine Schuld.

Wieder beugte er sich und hob sie und zog sie an sich. Ganz fest nahm er sie an seine Brust. An sein Herz gehörte sie



in dieser Stunde, da sollte sie sicher ruhen und sich ausweinen. Und fest wollte er sie halten, ihr eine Stütze sein in aller Not, die nun kommen würde.

Lange stand er so, ohne ein Wort. So armselig erschienen ihm Worte.

Bis er dann sagte: „Wir wollen hinübergehen zu unserem Lottchen."

Sie sah ihn noch immer nicht an, sie nickte nur schmerzlich. Und er führte sie hinüber, wie man eine Kranke führt.

Es war noch dunkel im Flur, aber aus dem Sterbezimmer drang ein fahler Lichtschein. In der jähen Flucht zu ihm hatte sie alle Türen aufgelassen. Es wehte wie Grabesluft, so daß er im Vorüberschreiten seinen Mantel vom Riegel riß und ihn über ihre Schultern lehnte.

Als sie auf die Schwelle traten, schrie sie auf. Sie riß sich los und stürzte zu dem Bettchen, warf sich auf die Knie und schluchzte. Immer nur: „Ich bin schuld . . . ich hab' Dich getötet . . . ich hatt' Dich ja so lieb . . . so lieb . . .“

Er war an das Bett getreten, er küßte das tote Kind. Die Tränen kamen ihm in die Augen. Mit gefalteten Händen stand er. Und auch er dachte: ‚Du armer, kleiner Liebling. Dein Erdenwallen war Pein und Qual. Doch nun bist Du erlöst —‘

Er sah liebevoll auf das schmale Gesichtchen, nicht viel größer als ein Handteller, so eingefallen und wachsgelb, ruhig jetzt im Tode und doch so anders als gestern noch. Ganz anders. Es war gewiß: Unser Lottchen hätte diesen Morgen nicht erlebt. Und da sprach er zum ersten Male mit Herta.

Sie hörte ihn kaum. Doch wie er dann von den letzten Worten, mit denen Kullenfeld gestern von ihm gegangen, sprach, eindringlich wiederholte: „Du hast Lottchen nur den letzten Kampf erleichtert! Foltere Dein Herz nicht. Sieh, wie friedlich Lottchen schläft. Sage Dir, daß Du ihr den größten Liebesdienst erwiesen hast —“, da wandte sie ihm das Gesicht zu, sah ihn an mit verzweifelten Augen und schüttelte den Kopf langsam und schwer: „Nein, Egon! Ich bin schuldig —“

Mit einem Male griff sie nach seinen Händen, barg das Gesicht zwischen ihnen, und es klang zu ihm: „Du bist so gut zu mir... ich war so schlecht... wie klein war Deine Schuld..." Er fühlte ihre Lippen auf seinen Händen und ihre Tränen.

„Sprich nicht davon. Es ist vergessen —" bat er leise. „Ich hab' Dich lieb." Und es war ein tiefes Schweigen zwischen ihnen.

Der Morgen graute in das Zimmer.

Draußen auf dem Flur klangen Schritte. Ein Aufschrei und Lore stürzte herein. Eine Sekunde stand sie betäubt, wie ein Kind fast, das zum ersten Male des Todes Majestät sieht.

„. . . Lottchen . . ."

Ein einziger leiser Weheruf. Dem Kinde galt er und den armen Eltern. Und dann kam sie näher, scheu, wie in Ehrfurcht zuerst, und dann küßte sie doch die kleine Stirn und küßte Egon und Herta. Und auch sie sagte: „Unserm Lottchen ist nun wohl."

Herta war aufgestanden. Aber sie zitterte und war so schwach, daß Egon sie stützen mußte. Sie strich noch einmal die Decke über dem Kinde glatt, sie stand lange vor dem Bettchen. Dann löschte sie die kleine Lampe auf dem Nachttisch. Die Arzenei stand daneben. Sie legte ihre Hand um die Flasche, über ihr abgehärmtes Gesicht flammte es, und gleich wich der letzte Blutstropfen daraus. Es war, als sei sie in tiefes Sinnen versunken. Ihre Züge spannten sich wie in einer Wiederkehr der alten Willenskraft. Als ob ein schwerer Entschluß in ihr ringe.

Und dann sagte sie: „Ich will mich nun umkleiden . . . damit ich mich dem irdischen Richter stellen kann."

Sie sprach es ganz ruhig, doch im gleichen Moment wankte sie und glitt ihrem Mann in die Arme.

Lore schrie auf. Egon hörte es nicht mehr, er trug die Ohnmächtige hinüber in sein Zimmer. „Den Doktor!“ rief er nur noch zurück.

Aber als der Arzt kam, hatte Herta den Anfall von Schwäche bereits überwunden. Sie klagte sich auch vor ihm an.

Er hatte das Kind schon gesehen, und er sagte: „Frau Effenberg, es ist meine Überzeugung, daß Ihr Lottchen im Todeskampf lag, daß Sie nur taten, was ich und jeder Kollege auch getan hätte. Ich schwöre Ihnen, daß ich das mit gutem Gewissen bezeugen kann und auch wissenschaftlich begründen. Ich habe Sie am Krankenbett beobachtet und bewundert. Doch das würde mein Urteil nicht beeinflussen. Ich spreche hier nur aus, was ich vor Gericht aussagen würde.“

Es war vergebens. Sie schüttelte den Kopf und wiederholte: „Ich muß mich meinem irdischen Richter stellen —“ Ihre Augen aber richteten sich zur Höhe, als flehten sie zu dem ewigen Richter: sei Du mir gnädig.

Sie war nun ganz ruhig. Sie gab Lotte Bescheid wegen der Wirtschaft, sie sprach mit Egon von dem Begräbnis. Sie küßte ihren Knaben.

Gegen neun Uhr fuhr der Wagen vor.

Unmittelbar vorher war Dulen gekommen, und Lore hatte ihm gerad im Flur unter heißen Tränen alles gesagt, als Egon und Herta aus dem Sterbezimmer heraustraten, wo sie noch einmal Abschied genommen hatte.

Dulen drückte beiden erschüttert die Hände.

Draußen rieselte der Schnee.

Lore und Gerhard standen unter den fallenden Flocken, als der Wagen anfuhr. Sie lehnte schluchzend den Kopf an seine Schulter. Da legte er den Arm um sie und sprach:



„Weine nicht, mein Lieb. Es gibt keinen Richter, der über diese Mutter den Stab brechen könnte. Der liebe Gott aber wird Trost und Frieden in ihre Seele senken. Ich hoffe — nein ich weiß es: das Kind ist in die ewige Heimat eingegangen, um die Eltern wieder zueinander zu führen.“

Prinzeßchens Glück

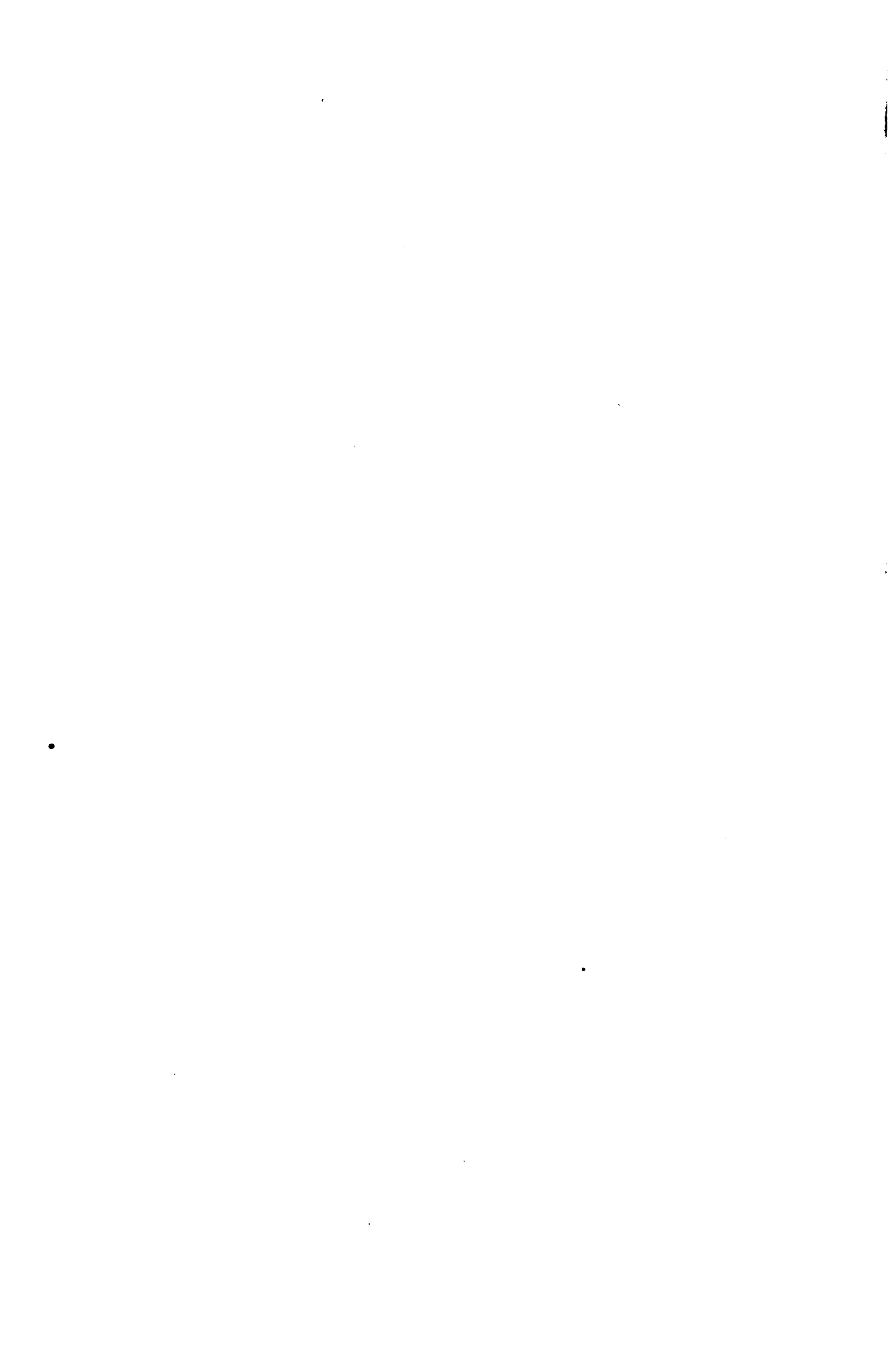
von

Hanns von Zobeltitz

Mit 6 Bildern von Konrad Eggersdörfer



Jena
Hermann Costenoble



1.

Prinz Ferdinand Karl stand vor seinem Arbeitstisch und ließ langsam die einzelnen Zeichnungen, die sein Adjutant ihm aus einer großen Mappe reichte, durch die Hände gleiten. Er, der so voll künstlerischer Interessen war und diese auch so gern bewies, brachte heute den schönen Blättern nur ein sehr geringes Interesse entgegen, obwohl sie ihn eigentlich besonders hätten fesseln müssen, denn es waren Entwürfe zur Ausschmückung des großen Saales der Burg Felseck. Aber die Aufmerksamkeit des Prinzen wollte sich diesmal nicht recht auf die Kunst richten. Immer wieder schweifte sein Blick über die Zeichnungen hinweg zu dem weitgeöffneten breiten Fenster, durch das die duftige Waldluft hineinflutete.

„Das letzte Blatt, Euer Durchlaucht!" sagte Hauptmann v. Ellern. „Der Fries über die Eingangstür an der Querseite —"

Mit einer mechanischen Bewegung nahm der Prinz die Zeichnung, um sie sogleich, nach einem einzigen flüchtigen Blick, auf die übrigen zu legen.

„Sehr hübsch, lieber Ellern —"

Der Adjutant wartete einen Augenblick, daß der Prinz seinen Satz beenden würde. Als aber die Fortsetzung ausblieb, fragte er: „So befehlen Durchlaucht die Ausführung?"

Auch die Antwort ließ ein wenig auf sich warten. Die Gedanken des Prinzen waren schon wieder abgeschweift. Er glitt mit der feinen schmalen Hand über die faltenreiche Stirn und wirbelte dann an seinem weißen buschigen Schnurrbart, der ihm ein martialisches Aussehen gab, das gar nicht recht zu dem stillen sinnigen Ausdruck seiner Augen paßte.

Fast schien es, als habe er alles um sich her vergessen — die Zeichnungen — seinen Adjutanten.

Plötzlich raffte der alte Herr sich zusammen.

„Pardon, Ellern!“ meinte er lächelnd. „Gewiß — schreiben Sie Herrn Professor Meyer, daß ich einverstanden bin. Am besten wäre es, er käme selbst möglichst bald. Mir liegt daran, daß der Saal bis zum Herbst fertig ist.“

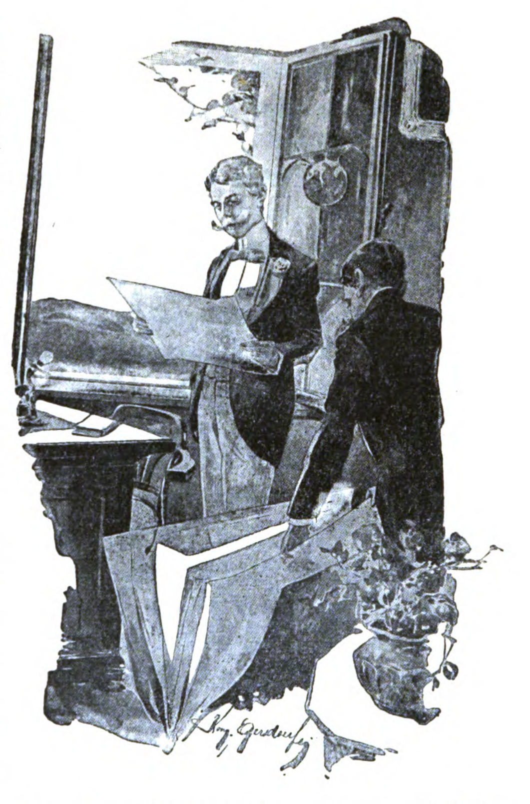
„Zu Befehl, Euer Durchlaucht. Und die Bedingungen für den Künstler?“

„Bitte, Liebster, ordnen Sie die pekuniäre Seite nach Ihrem Ermessen. Aber nicht auf den Preis drücken, lieber Ellern. Das mag ich nicht — am wenigsten Künstlern gegenüber.“

Nun schwieg er wieder. Der Hauptmann nahm die Zeichnungen und ordnete sie in die Mappe ein. Dann trat er mit einer leichten Verbeugung zurück: „Haben Durchlaucht sonst noch Befehle für mich?“

Der Prinz war an das Fenster getreten und blickte über die weite Rasenfläche zu der Burg Felseck hinüber, die er drüben am Bergeshang aus ihren Trümmern neu hatte erstehen lassen. Es war einer seiner Lieblingswünsche gewesen, das Verlangen seiner Jugend, die heiße Sehnsucht seiner reifen Mannesjahre, diese Stammburg seines Geschlechts aus=

zubauen, seinen reichen Geschmack an ihrem Schmuck betätigen zu können; aber erst in den letzten Jahren hatte eine bedeutende Erbschaft dem Prinzen die Erfüllung seines Wunsches ermöglicht.



Wieder mußte der Adjutant auf die Antwort warten. Und er wunderte sich darüber, denn es lag sonst so gar nicht in der Art des immer gütigen, immer rücksichtsvollen Herrn. Es mußte etwas Besonderes sein, daß dessen Aufmerksamkeit dort draußen so völlig fesselte.

Ellern hob sich ein wenig auf den Fußspitzen, um von seinem, dem Fenster ziemlich fernen Standpunkt aus an dem Prinzen vorbei ins Freie blicken zu können. Und dann lächelte er.

Nun wußte er mit einem Male, was den Prinzen am Fenster festhielt. Prinzeß Anna Luise ging draußen spazieren.

Ellern konnte zwar nur einen hellen großen Strohhut erkennen und darunter eine Flut blonder Locken, aber das genügte ja auch — solche Locken besaß nur die Prinzessin. Und wenn es nicht genügt hätte, so kannte er ja ganz genau das Kapothütchen der zweiten Dame und den dunklen Flechtenkranz darunter. Einen Zopf von solcher Fülle, Haar von diesem Kastanienbraun nannte nur Fräulein v. Gerdingen — seine Braut seit wenigen Wochen — ihr eigen.

Da wandte der Prinz sich um, ein glückliches Vaterlächeln auf dem Gesicht: „Was? Sie noch hier, lieber Ellern! Aber was bin ich heute zerstreut! Nein — ich habe nichts mehr für Sie. Und schönen Dank, mein Bester!“

Noch eine Verbeugung, der Adjutant wandte sich zum Gehen. Er hatte die Türklinke schon in der Hand, als der Prinz noch einmal seinen Namen nannte und dann hinzufügte: „Doch noch eins, Ellern — wirklich, ich bin heute zu vergeßlich. Wir dürfen meinen Neffen Wilhelm in den nächsten Tagen erwarten. Bitte, sprechen Sie mit dem Haushofmeister, dem Eberhard, wegen der Herrichtung der Zimmer. Ohne Umstände — ein paar Zimmer im Oberstock.“

Der Prinz winkte freundlich mit der Hand. Hauptmann v. Ellern war nun endlich wirklich entlassen. Mit der Mappe unter dem Arm schritt er durch die teppichbelegten Korridore nach dem Flügelanbau zu, in dem sich sein Bureau befand. Er wollte den Haushofmeister zu sich rufen lassen. Aber dann besann er sich plötzlich eines andern und pochte an eine der nächsten Türen.

Eine zitterige alte Frauenstimme rief: Herein! und beim Eintritt des Adjutanten erhob sich aus dem Lehnstuhl am Fenster mühsam eine Greisin. Herr v. Ellern eilte sofort auf das Mütterchen zu und drückte die leicht Widerstrebende in ihren Sorgenstuhl zurück: „Guten Morgen, Frau Eberhard! Gut zu Wege?“

Unter dem weißen, zierlich getollten Häubchen blickte ein Paar freundlicher Augen zu ihm empor. Und dann sagte die alte Dame: „Muß schon gehen, Herr Hauptmann — muß schon gehen! Womit kann ich dienen?“

„Ich wollte gern Ihren Mann sprechen, Frau Eberhard.“

„Er ist nach der Burg gegangen, Herr Hauptmann. Kann ich etwas ausrichten?“

„Es hat am Ende keine Eile . . . aber wenn Sie so gut sein wollen: Durchlaucht teilten mir soeben mit, daß ein paar Zimmer im Oberstock für Seine Königliche Hoheit, den Prinzen Wilhelm, instand gesetzt werden sollen.“

War's ein Sonnenstrahl, der plötzlich die Augen der Greisin blendete, daß ihr gutes runzliges Gesichtchen ein wenig zuckte und sie wie schützend die welke Hand hob? Sie faßte sich zwar sofort wieder, aber in dem Ton, in dem sie wiederholte — ‚Für seine Königliche Hoheit, den Prinzen Wilhelm?‘ zitterte die erste Erregung nach.

Der Ausdruck der Worte war so eigentümlich, aus Sorge und Zweifel gemischt, daß Ellern die alte Dienerin erstaunt ansah.

„Nun ja, liebe Frau Eberhard,“ sagte er dann. „Ist's denn nicht ganz natürlich, daß Seine Königliche Hoheit Schloß

Juliana einmal beehrt? Ich glaube, Prinz Wilhelm war noch niemals hier."

Die Greisin nickte. „Niemals! Das heißt, Prinz Wilhelm Sohn, denn Königliche Hoheit, sein Herr Vater . . . der war einst sehr oft, sehr oft hier. — Sehr oft" — wiederholte sie noch einmal, und dem jungen Offizier kam es vor, als tönten die beiden Worte wie im geheimnisvollen Echo von den Wänden des Zimmers zurück.

Frau Eberhard saß mit im Schoß verschlungenen Händen, das Haupt tief herabgesunken. — „Damals", flüsterte sie leise, „damals, als unser gnädiger Herr aus dem Feldzuge heimkehrte." — Aber dann schrak sie zusammen. Sie mochte meinen, schon mehr gesagt zu haben, als die Pflicht der Verschwiegenheit gestattete. Und lebhafter fügte sie hinzu: „Es ist gut, Herr Hauptmann. Der Eberhard wird's schon besorgen. Ein paar Zimmer im Oberstock, denke ich, ohne besondere Umstände.

„Sagte ich das schon? Sie wiederholen ja wörtlich den Auftrag, den Durchlaucht mir gaben", sagte der Hauptmann erstaunt.

Sie lächelte leise: „Wenn man im fürstlichen Dienste so alt geworden ist, wie ich, lieber Herr, lernt man erraten, was die Herrschaften wünschen. Ein paar Zimmer im Oberstock, hieß es auch immer, wenn Prinz Wilhelm Vater angemeldet wurden. Und ohne Umstände wollte er auch aufgenommen sein in Juliana. Freilich, Juliana hieß damals unser Schlößchen ja noch nicht, sondern Monrepos."

Und indem sie das sagte, schien es, als schaue sie über die Gegenwart zurück in die Vergangenheit, als tauchten vor

ihrem geistigen Auge dunkle Schattenbilder auf. Ihr Lächeln erblaßte. „Monrepos" — wiederholte sie ernst und sinnend. Und dann brach sie plötzlich kurz ab, stand nun doch auf und schloß — mit einem Ausdruck, der zu sagen schien: Fragen Sie nicht, forschen Sie nicht, lassen Sie die Toten ihre Toten begraben! — mit den Worten: „Die Zimmer werden bereit sein, Herr Hauptmann!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Auch über Prinz Ferdinand Karl mußten, als der Adjutant das Zimmer verlassen hatte, alte Erinnerungen hereingebrochen sein. Er hatte noch einen Blick zum Fenster hinausgeworfen und seiner Tochter einen Gruß zugewinkt. Dann ließ er sich vor seinen Schreibtisch nieder, schloß das Mittelfach auf und entnahm ihm einen Brief, den er zwei-, dreimal überlas.

Einen Satz des langen Schreibens wiederholte er halblaut: „Wir haben ein Unrecht gutzumachen"!

Langsam ließ der Prinz den Brief auf die Platte des Schreibtisches niedersinken. Ja . . . ein Unrecht! dachte er. Aber nimmer gutmachen könnt ihr, was ihr mir tatet! Könnt ihr mir die Jahre zurückgeben, die ich zur Tatenlosigkeit verdammt war? Die besten Lebensjahre, in denen meine Kraft brach liegen mußte! Ein bitteres Lächeln umspielte seine Lippen. Freilich, wie sagt doch der römische Dichter? Wenn auch die Kräfte fehlen, der gute Wille bleibt zu loben! . . . Aber ob es ihnen ernst ist mit dem guten Willen? Die Vergangenheit spricht gegen sie.

Die Vergangenheit!

Er sah sich heimkehren aus dem großen Kriege als der ruhmgekrönte Heerführer. Der Jubel der Tausende, der ihn umbraust hatte, klang noch einmal in seiner Seele wieder, und ihm war's, als höre er die Dankesworte des greisen Kaisers. Frohgemut, mit stolz geschwellter Brust, war er damals aus der Reichshauptstadt nach der Heimat geeilt. Und da hatte er am Hofe des Oheims sie zum erstenmal gesehen, die Unvergeßliche, zu früh Dahingeschiedene — seine Julie. Ein armes Hoffräulein, das nichts besaß als Schönheit, Anmut, einen alten, untadeligen Namen und ein großes, reines Herz. Und wie sie sich in die Augen schauten, da wußten sie, daß sie zu einander gehörten trotz des Unterschiedes des Ranges und der Jahre — für das ganze Leben!

Gerungen und gekämpft hatte er um sie, als der ganze Mann, als der er sich draußen im Tosen der Schlacht bewährt. Aber der Preis, den er um sie darbringen mußte, war schwer gewesen. Nicht das hatte ihn geschmerzt, daß er jedes Anrechts auf die Thronfolge entsagen mußte — menschlichem Ermessen nach wäre er doch niemals zur Regierung gelangt. Aber daß sie ihn herauszwangen aus seinem militärischen Wirkungskreise, das hatte er nie verschmerzen können. daß sie ihn zur Tatenlosigkeit verdammten, das hatte er nicht überwinden gelernt.

Der Herzog und die Agnaten gaben ihre Zustimmung zu der Heirat nur unter der Bedingung, daß Prinz Ferdinand Karl als einfacher Privatmann in Zurückgezogenheit lebe. Wohl ließ man ihm Rang und Würden und militärische Titel, aber sie waren Rauch und Schall geworden in demselben Augenblick, als er mit dem geliebten Weibe vor den Altar trat. Der dankbare kaiserliche Herr allein bewahrte

ihm das alte Wohlwollen. Im Gedächtnis vielleicht all des Glücks und all des Leides, das ihm die eigene Jugendliebe zur schönen Prinzessin Elisa Radziwill gebracht, erhob er das Freifräulein v. Gettersheim zur Fürstin Felseck und sicherte der Nachkommenschaft des Prinzen die Ebenbürtigkeit.

Aber nur ein Kind entsproß der Ehe — Prinzessin Luise. Und von ihrer Geburt an siechte die Mutter dahin — Jahre folgten, in denen Hoffen und Bangen um deren Leben wechselten, bis Prinz Ferdinand Karl der Geliebten die Augen zudrücken mußte.

Kurz vor ihrem Scheiden hatte sie ihn noch einmal innig umschlungen und ihn gefragt: „Bereust Du auch nicht die Opfer, die du um mich gebracht hast?"

Da hatte er sie an sich preßt und erwidert: „Gott ist mein Zeuge: nimmermehr!"

Und als er jetzt emporsah zu dem großen Brustbild der Verewigten, das, von Angelis Meisterhand gemalt, über seinem Schreibtisch hing, da wiederholte er noch einmal im innersten Herzen: Nimmermehr — nimmermehr!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es pochte leise, und der Prinz wandte das Haupt. Doch ehe noch sein Herein ertönte, schob sich schon ein blonder Mädchenkopf durch die Tür, und eine schalkhafte Stimme fragte: „Darf ich, Papa?"

Die Prinzessin wartete die Antwort nicht ab. Sie huschte ins Zimmer, umschlang den Vater zärtlich, warf ihren weißen Strohhut auf den nächsten Stuhl, daß die langen blauseidenen Schleifenbänder bis zum Teppich hinabhingen, und kauerte

sich dicht vor dem Prinzen auf einen kleinen Hocker nieder, ihre Hände auf seinem Schoß verschränkt.

„Du böser Papa! Draußen ist's so wunderschön, und Du sitzest hier im dumpfen Zimmer, anstatt satteln zu lassen und mit mir auszureiten."

Er strich ihr lächelnd über den Scheitel: „Kind, ich hatte zu tun. Ellern legte mir die Meyerschen Zeichnungen für die Saaldekoration vor —"

„Darf ich sie sehen? Wo hast Du sie, Papa?"

„Ich gab sie Ellern wieder mit. Aber wir wollen die Blätter am Nachmittag drüben im Saalbau selbst anschauen. Übrigens — Professor Meyer wird sich in den nächsten Tagen persönlich einfinden, hoffe ich."

Die Prinzessin klaschte übermütig in die Hände. „Das ist schön, das freut mich. Schon weil es eine Anregung für dich ist, Papa." Dann fuhr sie in ihrer lebhaften Art fort: „Was ist er denn für ein Mann, dieser berühmte Herr? Weißt Du, ich stelle ihn mir stattlich vor — mit einem wallenden Künstlerbart und einer langen blonden Mähne ... so lang," — und sie markierte auf dem Rücken eine Stelle, nach der Herr Meyer allerdings eine Mähne auf dem Haupt hätte tragen müssen.

Beide lachten, und der Vater entwarf nun seinerseits ein Bild des Malers: „Klein, ein wenig bucklig, auf einem Auge schielend —"

Er kannte Herrn Meyer zwar persönlich auch nicht, aber es machte ihm Spaß, die Tochter ein wenig zu necken.

„Mag er sein wie er will!" meinte die Prinzessin schließlich. „Er wird doch etwas Abwechslung in unsere Einsam-

keit bringen.“ Aber gleich darauf mochte ihr einfallen, daß das leicht hingeworfene Wort den Vater schmerzen könne. Eine rosige Welle überflutete ihr Gesicht, sie sprang auf, legte ihren Arm um seinen Hals und flüsterte ihm ins Ohr: „Das heißt, Papa, nicht etwa, daß ich mich langweile. Denn, weißt Du: wo Du bist, da kann man sich ja gar nicht langweilen.“

„Schmeichelkatze!“ lachte der alte Herr. Dann jedoch griff er nach dem Schreiben vor sich, faltete es sorgsam zusammen und sagte ernster: „Mit unserer schönen Einsamkeit wird es ohnehin bald vorbei sein. Vetter Wilhelm dürfte uns demnächst auf einige Zeit besuchen.“

Die Prinzessin richtete den Kopf hoch. „Vetter Wilhelm?“ fragte sie erstaunt. Und dann trat sie einen Schritt zur Seite, warf mit einer anmutigen Bewegung die Locken zurück, machte einen ganz tiefen zeremoniösen Hofknicks und wiederholte fragend: „Seine Königliche Hoheit der Erbprinz von Wallerfingen-Soms-Ladenburg, Erbherr auf Gnauingen, gefürsteter Graf von Hagenstein, Herr zu Nauerloch und Wertstein, Karl Thassilo August Benedikt Wilhelm, wollen unser niederes Haus wirklich beehren?“

Und sie lachte so herzlich, daß der Vater unwillkürlich einstimmte. Er sagte auch noch scherzend: „Alle Wetter, Anna Luise, hast Du aber Deinen gothaischen Hofkalender gut im Kopf!“ — aber dann zog doch der Ausdruck einer leisen Mißstimmung über sein Gesicht, und er fügte ernster hinzu: „Kind, warum nimmt Dich das denn wunder, daß Vetter Wilhelm einmal zu uns kommt?“

„Warum? Das ist doch sehr einfach, Pachen: weil er es bisher nicht für nötig gefunden hat, sich Dir vorzustellen

oder gar etwa die Bekanntschaft meiner unbedeutenden Persönlichkeit zu machen. An Zeit dazu hätte es ihm wohl nicht gefehlt." Sie zog das Mäulchen ein wenig schief und schloß schnippisch: „Na überhaupt, Pachen, ich für meinen Teil pfeife auf die ganze hohe Verwandtschaft!"

„So, Du pfeifst? Gerade sehr respektvoll ist das nun nicht, meine Maus — dem Ausdruck nach nicht und der Absicht nach erst recht nicht. Kannst Du denn überhaupt pfeifen?"

„Na ob, Papa!" Und sie spitzte die Lippen und pfiff eine Jagdfanfare, als ob sie demnächst als Kunstpfeiferin auf einer Spezialitätenbühne auftreten wolle. Und dann fiel sie dem Vater wieder um den Hals, streichelte ihm die Wange und zauste ein wenig in seinem Schnurrbart. „Papa, kannst Du denn dem — dem Karl Thassilo August Benedikt Wilhelm . . . kannst Du ihm nicht — wie sagt man doch? — ach so: abwinken?"

„Nein, meine Kleine, Erbprinzen winkt man nicht ab. Im Gegenteil, man nimmt sie mit gebührender Ehrfurcht auf."

Prinzeßchen guckte den alten Herrn ein Weilchen ganz erstaunt an, dann lachte sie plötzlich ausgelassen. Und es währte eine Zeit, bis sie endlich Worte fand. „Aber Papa, guter lieber Papa, wie komisch Du bist! Sprichst Du da, der berühmte Feldherr, von Ehrfurcht solch einem Kiekindiewelt von Prinzen gegenüber, der noch nichts erlebt, noch nichts getan hat . . . nur, weil er zufällig der Nächste zum Thron seiner Väter ist. Und was für ein Thron! Ein Thrönchen, ein Thronsesselchen. Denn für dies Reich Wallerfingen-Soms-Ladenburg mit seinen zweiundvierzigtausend Seelen

muß ein Thronsesselchen — schönster Barockstil meinetwegen — doch wahrhaftig genügen."

Diesmal stimmte der Prinz nicht in das fröhliche Lachen der Tochter ein. Es legte sich sogar etwas wie ein leichter Schatten über seine Stirn, und er strich sich ein paarmal den weißen Schnurrbart. „Anna Luise!" sagte er ernst. „Das sind ja merkwürdige Worte aus Deinem Munde. Du vergißt Dich! Vergißt auch, daß ich selbst dem gleichen Geschlecht angehöre — und daß ich stolz darauf bin. Woher hast Du denn in aller Welt diese — diese seltsame Auffassung?"

Anna Luise war zuerst betroffen zusammengezuckt, als der Vater so ernst sprach. Auf ihren frischen Lippen erschien ein leiser Zug von Trotz, aber nur, um sogleich wieder vor einem sonnigen Lächeln zu verschwinden. „Von wem ich alle diese frevlen, hochverräterischen Anschauungen habe?" meinte sie, und auf ihren Wangen gruben sich zwei Schelmengrübchen ein. „Wenn Durchlaucht es nicht verraten wollen: von meinem Vater." Und sie machte einen tiefen Knicks.

„Was? Von — von mir?!"

„Jawohl, Pachen, von Dir. Wer leitete denn meinen Geschichtsunterricht? Und wer predigte wieder und wieder laut von der Zerrissenheit des weiland deutschen Bundes, der erbärmlichen — Kleinstaaterei, dem Partikularismus, und dann wieder von dem Segen des neuen großen Deutschen Reiches?! Mit Verlaub untertänigst zu vermelden: Seine Durchlaucht Prinz Ferdinand Karl."

„Aber erlaube mal, Anna Luise: solch ein miserabler Historiker ist Dein Lehrer doch nicht gewesen, daß er den Schatten- nicht auch die Lichtseiten gegenübergestellt hätte.

Hat er Dir nichts davon gesagt, daß fast jeder dieser geschmähten kleinen Höfe ein wahres Bildungszentrum gewesen ist, eine Stätte, an der Kunst und Wissenschaften warmherzig gepflegt wurden? Hat er Dir nicht gesagt, daß die deutschen Fürsten opferwillig ihre Vorrechte auf dem Altar des großen Vaterlandes darbrachten, als die rechte Stunde gekommen war? Hat er Dir nicht gesagt, daß die Söhne dieser uralten Geschlechter, allesamt fast, wacker mittaten im entscheidenden Kampf, daß sie nicht zögerten, ihr Blut einzusetzen —

„Und allen, allen voran Du — Du großer, Du lieber Papa! Ja, wenn sie alle wären wie Du: so gut, so großherzig, so tapfer."

Er preßte seine Hand auf die Mädchenlippen. „Still, Schmeichelkatze! Wer sagt Dir denn, daß die Jüngeren es uns Alten nicht gleichtun, uns übertreffen werden, sobald sich ihnen die Gelegenheit bietet?" Einen Augenblick schwieg Ferdinand Karl. Dann fügte er, mit einer leisen Absichtlichkeit im Ton, hinzu: „Übrigens, Anna Luise, gerade von dem Erbprinzen habe ich stets nur das Allerbeste gehört, und ich habe mich sehr darüber gefreut. Erst kürzlich schrieb mir einer meiner alten Freunde aus Berlin sehr anerkennend über ihn; er schildert ihn als einen wackeren, liebenswerten jungen Herrn von vielseitigen Gaben — nebenbei auch als einen vielversprechenden, pflichttreuen Soldaten. Ich hoffe, er wird Dir auch gefallen. — Und nun, Maus, frühstücken! Ich glaube, sie warten schon auf uns!"

Es schien fast als fürchte er, bereits zu viel gesagt zu haben.

2.

Prinzeß Anna Luise saß auf der hohen großen Eichenkommode gegenüber dem Lehnstuhl der Frau Eberhard und sprach lebhaft auf die alte Frau ein. So lebhaft, daß sie notwendigerweise dann und wann mit den Hacken ihrer zierlichen Halbschuhe als Begleitung ihrer Worte gegen die Vorderseite des zum Glück recht massiven Möbels trommeln mußte. Von Zeit zu Zeit wollte sich Frau Eberhard respektvollst aus ihrem Sorgenstuhl erheben, dann machte Prinzeß aber jedesmal eine Bewegung mit der rechten Hand, als führe diese einen Feldherrnstab.

„So! Das nenne ich mir eine nette Freundschaft! Achtzehn Jahre beinah . . . jawohl, Frau Eberhard, achtzehn Jahre hat's immer geheißen: Durchlauchtchen hier und Prinzeßchen da! Und was Sie mir nur an den Augen absehen konnten, das haben Sie mir zuliebe getan. Und wenn ich ungezogen war, dann haben Sie mich unter Ihre Schürze genommen. — Und die schönsten Bratäpfel haben Sie mir gegeben — solche Bratäpfel, wie es sonst überhaupt auf der ganzen Welt nicht mehr gibt. Aber nun ist's aus, mit einem Male aus —"

„Durchlaucht —"

„Still, Frau Eberhard, daß Sie mir sitzen bleiben. Jawohl, nichts konnten Sie mir abschlagen, nichts, gar nichts. Und nun komme ich einmal wieder und bitte — und



nun zuckt Frau Eberhard die Achseln."

„Aber teuerstes Prinzeßchen —"

„Hat sich was mit dem teuersten Prinzeßchen! Ihre Durchlaucht Prinzessin Anna Luise sind sehr ungnädig." — Lebhaftes Trommeln an der Kommode. — „Und weshalb schlagen Sie mir meine Bitte ab? Ohne jeden Grund! Ist's denn etwas Schlimmes, wenn ich gern wissen will, warum sich Papa mit dem

alten Prinzen Wilhelm — er muß ein Greuel, ein Ekel muß er gewesen sein — überworfen hat?"

„Aber, gnädigste Durchlaucht —"

„Durchlaucht hin — Durchlaucht her! Wollen Sie's nun ihrer Anna Luise erzählen oder nicht?" Und plötzlich rutschte Prinzeßchen von ihrem Thronsessel herunter und kauerte sich auf den Teppich vor der Greisin hin: „Alte, liebe Beate, bitte, bitte, erzähl's mir doch!"

„Ich kann nicht — ich darf nicht, Durchlaucht!"

Einen Augenblick noch schaute Anna Luise in das faltenreiche Antlitz. Dann erhob sie sich kurz und schritt hastig in dem kleinen Gemach auf und ab. Um ihre Lippen hatte sich ein herber Zug gebreitet. Ganz wie der Vater, wenn er innerlich irgendeine Frage verarbeitete, zog sie die Stirne hoch, daß dicht unter dem welligen Haar eine ganz winzige schmale Falte sich bildete.

Das Auge der Greisin folgte unruhig der schlanken Gestalt. Ein paarmal öffneten sich schon ihre Lippen ein wenig, als ob sie sprechen wolle.

Plötzlich blieb die Prinzessin dicht vor der Alten stehen. Und in ganz anderem Tonfall als vorhin — ernst, ja bitter — sprach sie: „Gut, Beate! So will ich Dir denn etwas sagen. Ich soll verheiratet werden, und zwar mit dem Prinzen Wilhelm."

„Mit — mit dem Prinzen Wilhelm?" wiederholte die Greisin flüsternd. Ein leiser Schauer schien über ihre Gestalt zu gehen. Sie schloß die Augen, als blende sie das Licht, das zum Fenster in hellen Fluten hereinströmte. Es war, als sinne sie nach — lange, lange in der Erinnerung an vergangene Zeiten.

Und die Prinzessin sprach weiter: „Jawohl, mit dem Prinzen Wilhelm. Du aber, Beate, warst es, die mir, als ich noch ein Kind war, wieder und wieder, in hundert halben Andeutungen, den Vater dessen, der mir zum Manne bestimmt sein soll, als das Unglück dieses Hauses geschildert hat. Und darum frage Dich dich jetzt noch einmal: Was trug sich zwischen ihm und meinem Vater zu? Ich denke, ich habe ein Recht darauf, es zu wissen!“

Die Greisin saß noch immer mit festgeschlossenen Augen. Die Runzeln in ihrem Antlitz schienen sich noch mehr zu vertiefen, der Kopf sank weiter und weiter hinab. Es war, als laste das Gefühl einer gewaltigen Verantwortung auf der alten Frau.

„Soll ich gehen, ohne daß Du mir Antwort gibst, Beate?“ drängte Anna Luise.

Nun hob Frau Eberhard langsam das Haupt, schlug die Augen auf und blickte mit einem Ausdruck mütterlicher Liebe zu der Prinzessin empor. Sie schien sich zu einem Entschluß durchgerungen zu haben. Langsam und bedächtig begann sie zu sprechen, und es war nicht, als gälten ihre Worte der Tochter des Schloßherrn, es war, als spreche sie wieder zu dem Kinde, das sie auf den Knieen geschaukelt, dem sie oft genug das zu geben versucht hatte, was ihm ein herbes Schicksal geraubt — die sorgende Liebe der Mutter.

„Ich wollte wohl eigentlich sagen, gnädigste Prinzessin“, begann sie, „fragen Sie Ihren Herrn Vater. Er allein hat das Recht, zu sprechen — ich habe zu schweigen. So müßte ich als treue Dienerin dieses Hauses handeln. Doch es ist da etwas, das mich anders handeln heißt. Unser gnädigster

Prinz ist der gütigste Vater, wie er der gütigste Herr ist. Er will nichts als das Glück seines Kindes. Aber Männer sehen das Glück eines Mädchens aus anderen Augen an, wie wir Frauen."

Sie verstummte, und wieder schlossen sich auf einen Moment ihre Augen. Schweigend, mit auf der Brust zusammengepreßten Händen stand die Prinzessin vor ihr.

„. . . und eine Stunde, ehe die gnädigste Frau Mutter starb, war ich bei ihr — ich ganz allein. Da stand das Bett . . . und da stand Ihr kleines Bettchen, Durchlaucht. Die Ärzte hatten es nicht dulden wollen, aber die Fürstin, meine liebe Herrin, mochte das kleine Bett nimmer missen. Plötzlich richtete sie sich ein wenig auf und sagte leise: ‚Liebe Eberhard, geben Sie mir mein Kind!' Und da nahm ich Sie denn aus den Kissen — noch nicht ganz zwei Jahre waren Sie damals, Durchlaucht — und trug Sie hinüber. Sie schliefen ganz fest, die gnädigste Frau Mutter sahen Sie lange, lange an, küßten Sie dann auf die Stirne und flüsterten: ‚Nun legen Sie sie nur zurück, Eberhard.' Und nun mußte ich mich an das Bett setzen. Eine ganze Weile lagen Durchlaucht ganz still, dann faßten sie plötzlich nach meiner Hand und sagten leise: ‚Eberhard, treue Seele, halte Deine Augen offen über meinem Kinde, wenn ich nicht mehr bin.' Und ich küßte ihr die Hände und versprach das recht aus vollem Herzen. Da wurden Durchlaucht wieder ganz ruhig, und dann befahlen sie: ‚Mein Mann soll zu mir kommen.'

Die Prinzessin hatte sich zu den Füßen der Greisin niedergekauert. Ihr Haupt lag auf dem Schoß der alten Frau, und sie hauchte unter Tränen: „Meine liebe, liebe Mutter! . . ."

Frau Eberhard legte ihre welke Hand leise auf das Köpfchen und hub wieder an: „Darum, Durchlaucht, darum will ich die Verantwortung auf mich nehmen und sagen, was ich als Dienerin verschweigen müßte. Aber nicht so . . . da drüben setzen Sie sich hin, gnädigste Prinzessin. Sie müssen ruhig sein, ganz ruhig.

. . . anno achtzehnhundertsiebzig war der Hof um Ende Juni herum nach Schloß Monrepos — hierher übergesiedelt. Das heißt eigentlich bloß die Fürstin Elisabeth mit dem Hofstaat; Hoheit blieben ja immer in der Residenz. Auch Prinz Wilhelm — der Vater — waren in der Residenz geblieben. Aber alle Wochen hieß es einmal: Seine Hoheit kommen, es sind ein paar Zimmer im Oberstock bereitzuhalten, ganz ohne Umstände! Wir wußten alle, weshalb der Prinz so häufig nach unserem stillen Monrepos herauskam. Um seiner Frau Schwägerin willen nicht; nein, es waren ein Paar andere blaue Augen, die ihn nach Schloß Monrepos zogen, wieder und wieder. Die Augen Ihrer Frau Mutter, Prinzessin . . . Solch armes Hoffräulein — verzeihen Durchlaucht, aber ich muß doch nun einmal alles sagen — ist recht schlimm daran, wenn einer der Herrschaften sie schön findet. Und zumal bei uns war es damals schlimm, denn die Fürstin Elisabeth versuchte ihrem Herrn Schwager alle Wege zu öffnen. Ich hab das alles miterlebt, und so manchesmal ist meine spätere gnädigste Herrin hierher zu mir geflüchtet und hat dort, wo jetzt die Tochter sitzt, sich still ausgeweint.

Aber dann wurde das alles anders, als Ihr Herr Vater aus Berlin zurückkam, nach dem Einzug, als der gefeierte Kriegsheld. Da leuchteten die schönen blauen Augen wieder sonnig auf; denn daß Seine Durchlaucht ein ehrlicherer, treuerer

Werber war, als sein Herr Vetter, das sahen sie mit dem sicheren Blick der Liebe.

Und nun hieß es, Woche um Woche, nicht mehr: Prinz Wilhelm kommt! sondern: Die Prinzen kommen! Der gnädigste Herr Vater und Prinz Wilhelm waren, so verschieden sie sein mochten, eng befreundet gewesen von klein auf. Aber jetzt wurde aus der Freundschaft bittere Feindschaft, wenigstens von seiten des Prinzen, während Ihr Herr Vater ruhig, immer der gleiche blieb.

Und dann kam ein Septembertag . . .

Am Morgen waren beide Prinzen angekommen. Eine Stunde nacheinander. Ohne Ansage. Aber unsere Fürstin hatte beide gleich liebenswürdig empfangen, sie hatte immer für jeden ein paar gnädige Worte, das war nun einmal so ihre Art, jedwedem das zu sagen, was er gern hören mochte.

Nach der Tafel kam mein Mann zu mir hier herein. Er hatte seine Sorgenfalten auf der Stirn, das sah ich gleich. ‚Mutter', sagte er zu mir, ‚es kriselt'. Ich wollte gern mehr wissen, ich bat und drängte, aber wie die Männer so sind — nichts war aus ihm herauszubekommen. Er trank nur hastig seinen Kaffee, und ehe er wieder ging, meinte er noch: ‚Wenn das gnädige Fräulein kommt, sei recht gut zu ihr, dem armen Ding.' Na, das hätt' er nun wieder kaum nötig gehabt, mir einzuschärfen.

Und richtig! Sie kam . . . Ihre gnädigste Frau Mutter. Nicht aufgeregt, nicht die Augen voller Tränen, wie ich wohl gedacht hatte, sondern ganz merkwürdig still, aber mit solch einem eigenen Blick, wie jemand, der dicht vor einem recht großen Glück steht. Ich merkte, sie wollte mir etwas sagen,

etwas anvertrauen, aber kaum hatte sie begonnen, so rief einer der Lakaien sie ab — zu einem Spaziergang mit der Frau Fürstin. Die sei schon drüben am Waldrand beim Rondell, das gnädige Fräulein möge sich recht beeilen.

Prinzessin, Sie dürfen mir nun aber nicht erschrecken. Hören Sie wohl, nicht erschrecken! Denn nun kommt es.

Also — wie Ihre gnädigste Frau Mutter drüben am Rondell angekommen ist, das damals viel verwilderter war, als jetzt, ist die Frau Fürstin nicht dort gewesen. Wohl aber — Prinz Wilhelm, und in der Nähe hat sein Wagen gehalten. Und er hat auf sie eingesprochen und sie schließlich umfaßt, und wie sie sich hat losreißen wollen, da hat er sie in seinen Wagen schleppen wollen —"

„. . . um Gottes willen —"

„Sie wollten aber doch ruhig sein, Durchlaucht — ganz ruhig!" Die alte Eberhard stand auf und trat dicht zu dem leise schluchzenden Mädchen heran. „Liebes Prinzeßchen . . ."

„. . . Weiter — weiter —" Es kam wie ein Wehlaut aus der jungen Brust.

„Wenn die Not am größten, ist die Hilfe am nächsten. Sehen Sie, Durchlaucht, wie nun Ihre gnädigste Frau Mutter verzweifelt um Hilfe ruft, da ist plötzlich Ihr Herr Vater da, wie aus der Erde gewachsen. Und er wirft sich auf den Prinzen Wilhelm — kein Wort soll über beider Lippen gekommen sein, aber sie haben sich gegenübergestanden Aug' in Aug', daß der Atem des einen über das Antlitz des andern gegangen ist. — Und dann hat der Herr Vater der Gnädigsten den Arm gereicht und sie ins Schloß zurückgeführt und sie der Fürstin als seine Braut vorgestellt. Und am nächsten Morgen sollen

die beiden Herren sich bei Werdingen geschossen haben, und dann hat der alte Fürst ein Machtwort gesprochen, und Prinz Wilhelm mußte auf ein Jahr oder noch länger außer Landes gehen. Aber die gnädigsten Herrschaften standen im Herzen dem Prinzen Wilhelm näher, als dem Herrn Vater, und wenn seine Durchlaucht nicht den gewaltigen Rückhalt in Berlin gehabt hätten und nicht der gefeierte General gewesen wären, — wer weiß, wie alles gekommen sein würde . . ."

Prinzeß Anna Luise hatte sich leise erhoben und war an das Fenster getreten. Sie blickte hinaus in das dämmernde Grün des Parks — hinüber zu dem Waldsaum, der sich dort um jene kleine Lichtung schloß, die von alters her das Rondell genannt wurde. Nun wußte sie mit einem Male, warum der Vater jene Stelle so ungern betrat, welche Erinnerung sie immer aufs neue in seiner Brust aufriß.

Nur mit halber Aufmerksamkeit lauschte die Prinzessin den letzten Worten der Greisin. Ihre Gedanken hafteten einzig und allein an dem Vorgang, der sich dort drüben abgespielt haben sollte, und ihr Herz war ganz erfüllt von Mitgefühl für die teure, geliebte Mutter. Nur noch ein anderes Empfinden hatte Raum in ihrer Brust: das Empfinden des Abscheus vor dem Manne, der es gewagt hatte, seine freche Hand nach der Mutter, der herrlichen Mutter auszustrecken! Und mehr und mehr wuchs in diesen Augenblicken dieser Abscheu, er wurde zum bitteren Haß.

Eine ganze Weile stand sie so, starr und stumm, mit den kleinen weißen Zähnen an den Lippen nagend. Plötzlich wandte sie sich um, stampfte heftig mit den Füßchen auf und rief ein paarmal kurz hintereinander: „Nie — niemals!"

Und dann warf sie der Greisin die Arme um den Hals, lehnte auf einen Moment ihre glühende Wange an deren faltiges Gesicht, stammelte etwas Unverständliches und stürmte zur Tür hinaus.

3.

„So, mein lieber Ellern, nun wäre wohl alles geordnet. Haben Sie die letzten Abrechnungen des verstorbenen Wodarg in Ihrer Mappe?"

„Zu Befehl, Euer Durchlaucht."

„Und mein Schreiben an Prinz Wilhelm ist bereits abgeschickt? Gut! Es hilft nichts — er muß seine Ankunft um acht Tage verschieben. Der Prinz seufzte leicht. Bestellen Sie den Wagen auf acht Uhr. Wir erreichen dann bequem den Schnellzug und sind morgen früh in Wellfingen. Fatale Reise, aber ich sehe, es geht nicht anders."

Prinz Ferdinand Karl lehnte sich in seinen Arbeitsstuhl zurück und beschattete einen Moment mit der Hand die Augen. Er sah abgespannt, verdrießlich aus. Endlich richtete er sich wieder auf.

„Bester Ellern" — wandte er sich an seinen Adjutanten — „noch eine Bitte: Können Sie mir wohl Ihre liebe Braut einmal selbst herholen?" Und in seinem steten Höflichkeitsbestreben fügte er hinzu: „Verzeihen Sie, daß ich Sie damit belästige, lieber Ellern. Ich möchte Fräulein v. Gerdingen gern sprechen, ohne daß meine Tochter darum weiß. Darum kann ich sie nicht durch einen Diener herbitten lassen."

Der Adjutant verbeugte sich und ging. Der Prinz sank wieder in seine nachdenkliche Stellung zurück. Dann und wann wiegte er leise, wie zweifelnd, das Haupt; in ihm arbeitete eine Gedankenreihe, die er nicht zum richtigen Schluß führen konnte. Dann, als es draußen leise pochte, erhob er sich mit einer raschen Bewegung und zog seinen langen dunklen Gehrock straff herunter.

„Durchlaucht haben befohlen,“ sprach eine ernste, volle Mädchenstimme.

„. . . ich danke Ihnen, daß Sie so schnell gekommen sind, Fräulein v. Gerdingen. Ich habe einiges mit Ihnen zu besprechen, was Anna Luise anbetrifft. Ellern hat Ihnen wohl gesagt, daß ich nicht wünsche, daß meine Tochter um unsere Unterredung weiß.“

„Er sagte es mir.“

„. . . gut, Fräulein v. Gerdingen. Ich weiß, ich kann Ihnen volles Vertrauen schenken. So hören Sie denn: ich muß plötzlich verreisen. Mein alter Rentmeister Wodarg in Wellfingen ist gestorben, ich darf an seinem Grabe nicht fehlen. Und es gibt dort auch sicher mancherlei zu tun, was ich nicht gern anderen Händen überlassen möchte. Ich hätte gern gesehen, daß meine Tochter mich begleitete, aber sie schien so gar keine Lust zu haben —“

Nun schwieg er wieder und blickte die junge Dame fragenden, forschenden Auges an, als erwarte er einen Einwurf. Da der aber unterblieb, so fuhr er fort: „Nun, für junge Mädchen mag solch eine Reise ja keine besondere Freude sein, obschon — Fräulein v. Gerdingen, eine offene Frage, die ich offen zu beantworten bitte: Finden Sie Anna Luise

nicht seit einigen Tagen verändert? Sie haben immer das Vertrauen meiner Tochter besessen —

Auf dem feingeschnittenen Antlitz der Hofdame stieg eine leichte Röte empor: „Durchlaucht würdigen mich neuerdings ihres Vertrauens nicht mehr", gab sie nicht ohne einen Anflug von Bitterkeit zurück.

Der Prinz sah erschrocken auf: „So? Sehen Sie! Auch Sie! Auch Sie also! Was ist's mit dem Kinde? Seit drei, vier Tagen geht mir Anna Luise geradezu aus dem Wege, ist scheu, in sich gekehrt — ist Ihnen das auch aufgefallen?"

Fräulein v. Gerdingen neigte den Kopf: „In der Tat, Durchlaucht. Ich kann es nicht leugnen, die Prinzessin hat sich verändert."

„Glauben Sie, daß das Kind krank ist?"

„O nein, Durchlaucht, von einem körperlichen Leiden kann sicher keine Rede sein. Aber die Prinzessin scheint sich unter irgend einem mir unerklärlichem Einfluß in einen fremden Gedankenkreis eingesponnen zu haben."

„Junge Mädchen haben ihre eigenen Ideen!" unterbrach der Prinz sie lebhaft. „Wenn Sie mir sagen, Fräulein von Gerdingen, daß ich unbesorgt sein kann, will ich mich bescheiden. Ich möchte es lieber Ihrer Klugheit und Ihrer Freundschaft zu Anna Luise überlassen, das Kind wieder auf den richtigen Weg zu bringen, als daß ich selbst eingreife. Mit direkten Fragen verschlimmert man solche Seelenzustände oft —"

„Ich will mich herzlich bemühen, Durchlaucht. Aber —"

„Aber?"

„. . . aber ich sagte Eurer Durchlaucht schon, ich scheine das Vertrauen der Prinzessin vollständig verloren zu haben."

„So müssen Sie es wieder gewinnen. Anna Luise ist ein Kind, und Sie sind ein kluges, gescheites Mädchen!" Er unterbrach sich, sah sinnend einen Augenblick vor sich hin und fragte dann unvermittelt: „Hat meine Tochter Ihnen einmal von dem Prinzen Wilhelm Sohn gesprochen?"

Wieder stieg eine leise Röte im Antlitz der jungen Dame empor: „Ein einzigesmal, Durchlaucht."

„Ich will nicht in Sie dringen, Fräulein v. Gerdingen —"

„Aber Durchlaucht —"

„Nein — nein! Antworten Sie mir nur, wenn Sie es für gut halten, wenn Sie damit keine Freundespflicht gegen Anna Luise zu verletzen glauben. In welcher Verbindung nannte meine Tochter den Prinzen — und wann?"

Einen Augenblick sann Fräulein v. Gerdingen nach: „Vor etwa sechs Tagen, Durchlaucht. Prinzessin fragte mich, ob ich seine Hoheit kenne. Und da ich verneinte, so fragte sie sichtbar erregt weiter: Hilda, würdest du je einen Mann heiraten können, den du nicht magst, den du verabscheust?"

Der Prinz schüttelte den Kopf: „Und Sie antworteten?"

Das junge Mädchen warf den Kopf mit einer schönen freien Bewegung zurück: „Ich antwortete, was mir Herz und Pflicht zugleich zu gebieten schienen: daß ich für meine Person nur meiner Neigung folgen würde; daß ich aber wohl denken könne, wie in anderen Lebenssphären andere Beweggründe maßgebend und bestimmend sein könnten."

„Gut, Fräulein v. Gerdingen! Und Anna Luise —"

„Ihre Durchlaucht sahen mich erst erstaunt an. Dann lachte die Prinzessin bitter und meinte: ‚Du denkst sehr klein, sehr erbärmlich von Leuten in „anderen Lebenssphären", wie

Du Dich so schön ausdrücktest. Ich werde Dich lehren, daß diese Leute denn doch auch anders und — besser sein können!‘“

„Und seitdem besteht die Mißstimmung zwischen Ihnen Ihnen und Anna Luise?“

„So ist es, Euer Durchlaucht — leider!“

Prinz Ferdinand Karl schritt einigemal im Zimmer auf und ab. Endlich blieb er wieder stehen und sagte zögernd: „Fräulein v. Gerdingen, es ist der Vater des törichten Kindes, der zu Ihnen spricht; bitte, bedenken Sie das. Halten Sie es für möglich, für wahrscheinlich, daß Anna Luise irgendeine Neigung gefaßt hat?“

Nun lächelte das Hoffräulein: „O nein, Durchlaucht! Dafür glaube ich mich verbürgen zu können“, gab sie bestimmt zurück.

Sichtbar erleichtert atmete der Prinz auf. Und dann reichte er der jungen Dame die Hand und entließ sie.

4.

Dort, wo der Fahrweg von Schloß Juliana an der Burg Felseck vorüberführt, liegt am Hange des steilen Burgbergs das Rondell. Ein ziemlich großer freier Raum im Walde, rings von hohen Jasminhecken eingefaßt, aus denen, in halbkreisförmigen Nischen aufgestellt, helle Marmorstatuen hervorschimmern: die allegorischen Gestalten der Hoffnung, des Glaubens, der Treue und der Liebe. Das eigentliche Rund ganz schlicht mit wundervoll gehaltenem Rasen bedeckt, nur in der Mitte ein großes duftendes Rosenbeet.

Seitlich führt neben der großen Fahrstraße eine schmale schattige Schlucht aus dem Rondell talabwärts; in ihr läuft ein kleiner Steg längs des steilen Felshanges hin, ein näherer Fußweg zur Bahnstation. Prinz Ferdinand Karl liebte diesen Steg sehr; er hatte in regelmäßigen Abständen auf ihm bequeme Bänke aufstellen lassen und dehnte gern seine Spaziergänge hierher aus. Der „Prinzenweg" hieß der Weg daher in der ganzen Umgegend.

Prinzessin Anna Luise hatte heute morgen eine kleine, ziemlich erregte Auseinandersetzung mit ihrer Hofdame gehabt. Um eine Kleinigkeit eigentlich — freilich um eine „große" Kleinigkeit — um Fips nämlich.

Fips war der riesige Bernhardiner der Prinzessin, ganz sinngemäß so getauft, weil er eben sehr groß war.

Prinzeßchen hatte Fips am Morgen mitten durch die schönsten Blumenbeete gehetzt, und als Fräulein v. Gerdingen in aller Bescheidenheit darauf aufmerksam machte, daß es doch schade um des Gärtners Mühe sei, hatte Anna Luise das Spiel mit doppeltem Eifer weiter getrieben. Darauf hatte die Hofdame in Anbetracht des gereizten Zustandes der jungen Fürstentochter schweigend die Achseln gezuckt und sich zum Gehen gewendet; darauf hatte die Prinzessin sie scharf gefragt, ob sie vielleicht von Fräulein v. Gerdingen immer noch für ein kleines unerzogenes Kind gehalten würde? Darauf hatte besagtes Fräulein ruhig erwidert, sie maße sich nie ein Urteil über Dinge an, die sie nichts angingen. Darauf hatte die Prinzessin gemeint, das sei auch sehr notwendig. Darauf hatte Fräulein Hilda wieder einige Schritte zum Schlosse hin gemacht. Darauf hatte die Prinzessin erklärt: ‚Ich wünsche, daß Du hier bleibst!' — und nach einigem Zögern hinzu-

gesetzt: ‚Ich befehle es!‘ Worauf Fräulein v. Gerdingen endlich wieder „olympisch“ gelächelt hatte: ‚Durchlaucht belieben zu scherzen‘ — und wirklich gegangen war.

Das war der angenehme Beginn des Tages gewesen. Dann hatten sich beide junge Damen beim Lunch schweigend gegenüber gesessen. Fräulein v. Gerdingen mit gutem Appetit speisend, die Prinzessin in allen Schüsseln herumstochernd. Endlich hatte Anna Luise gemeint: „Du ißt ja gar nichts heute, Hilda. Freilich, er ist ja nicht hier.“

„Wer — er? Wen meinen Durchlaucht, wenn ich fragen darf?“

„Nun . . . irgend jemand! Ich werde doch wohl auch einen Scherz machen dürfen!“

Darauf antwortete Fräulein Hilda zunächst gar nichts. Aber als der Diener das Zimmer verlassen hatte, sagte sie, aufstehend, sehr ernst: „Ich muß Eure Durchlaucht bitten, in Gegenwart der Domestiken derartige Scherze, wie Durchlaucht vorhin beliebten, zu unterlassen.“

„Oho — Hilda! Fräulein v. Gerdingen . . .“

„Überhaupt — Durchlaucht wollen verzeihen — möchte ich bitten, daß Durchlaucht Ihrer üblen Laune mir gegenüber einige Zügel anlegen. Ich habe es in den letzten Tagen sehr schmerzlich empfunden, daß Durchlaucht sich mir gegenüber auf einen ganz anderen Standpunkt wie früher zu stellen wünschen. Aber wenn dies einmal der Fall ist, dann wird es gut sein, diesem Standpunkt auch in den äußeren Formen Rechnung zu tragen.“ — Tiefer, sehr formeller Knicks. — „Haben Durchlaucht noch Befehle für mich?“

Ein jähes Aufsteigen des heißen Blutes und ein hochmütiges Zurückwerfen des Köpfchens. „Ich danke, nein, Fräulein v. Gerdingen!“

Und nun tat dem kleinen Prinzeßchen die häßliche Szene so bitter, bitter leid. Und um alles in der Welt gern wäre sie der lieben Freundin nachgeeilt, hätte sie umhalst und recht tüchtig abgeküßt. Aber nein, das ging nicht! Nur nicht nachgeben. Alles mit sich selber abmachen und durchkämpfen, was durchgekämpft werden mußte!

Sie waren ja alle, alle im Bunde gegen sie! Das hatte sich nun einmal in dem jungen Köpfchen festgesetzt. Und da dies Köpfchen ein Trotzkopf war, so ließ es sich nicht abbringen von der einmal gefaßten Meinung. —

Wenn Hilda Gerdingen wohl gehofft hatte, Prinzeßchen würde, wie früher so oft, auf ihr Zimmer kommen, sich mit ihr auszusprechen und „Versöhnung zu feiern“, dann irrte sie sich. Anna Luise kam nicht, sondern ließ anspannen, fuhr ein Stündchen spazieren, stieg dann am Rondell aus und befahl dem Kutscher, nach Hause zu fahren.

Der Diener wollte der Herrin folgen, aber sie wies ihn entschieden ab. Sie wollte allein sein mit ihren Gedanken.

Und als der Wagen außer Sichtweite war, da führten sir ihre Gedanken erst vor das Marmorbild des Glaubens, dann vor das der Treue, dann zur Hoffnung und endlich zur Statue der Liebe. Und sie schwor sich noch einmal feierlichst, nie einem ungeliebten Manne die Hand zu reichen, sich nie zu einer Heirat zwingen lassen zu wollen. Wenn aber der Rechte komme, den wollte sie sich erobern und wenn es ein einfacher Bauernsohn sei!

Nein, ein Bauernsohn doch nicht! Das ging wirklich nicht. Das wäre denn doch zu viel geschworen gewesen. Aber irgend ein armer Offizier etwa. Hatte nicht da unten in Bayern bei den Wittelsbachern auch eine Prinzessin einen armen Leutnant geheiratet? Durchgegangen sollte sie mit ihm sogar sein. —

Durchgehen — nein! Das würde sie doch nicht tun. Freilich wenn es nicht anders ginge — aber schließlich, Papa mußte ja nachgeben. Und überhaupt, was wollte denn Papa eigentlich? Sie war ja doch nur solch eine Dreiviertels-prinzessin. An irgend einem großen Hofe hätte man sie sicher nicht für voll genommen.

Nachdem Prinzeßchen jeder der vier schönen Marmor-statuen eine gefühlvolle Reverenz abgestattet und dazu einen kleinen Monolog gehalten hatte, schlug sie, halb unbewußt, den Prinzenweg ein und nahm endlich, immer in Gedanken, auf einer Bank Platz. Unten rauschte der Wildbach über die moosigen Steine, die Sonne warf durch das dichte Gezweig phantastische Schatten auf den bekiesten Weg; das alles paßte so gut zu den träumerischen Gedanken.

Ein Leutnant? Nun, ein Leutnant brauchte es auch nicht gerade zu sein. Er konnte vielleicht ein Forstmann sein. Oder ein junger Gutsbesitzer, das paßte eigentlich noch am besten; dem Grund und Boden haftet immer noch etwas Feudales an, und so ganz ohne das Feudale mochte Prinzeßchen trotz aller demokratischen Neigungen denn doch nicht leben.

Übrigens . . . mochte er sein, was er wollte! Nur hübsch mußte er sein, und liebenswürdig und ritterlich, wie



Papa. Und ganz gewiß und wahrhaftig kam solch einer, der ihr gefiel, dann —

Prinzeß Anna Luise fuhr erschrocken empor. Unmittelbar vor ihr stand ein junger, hübscher Mann im eleganten, grauen Reiseanzug, aber mit aufgekrempelten Beinkleidern und ohne Handschuhe; einen dicken Stock trug er in der Hand und einen kleinen Rucksack über der Schulter. Und jetzt zog er artig den Hut und fragte: „Ist es noch weit nach Schloß Juliana?“

Sie war plötzlich verwirrt. Sie hatte niemand kommen hören. Der junge Mann stand ja aber auch wie aus dem Erdboden herausgewachsen vor ihr. Und in ihrer Verwirrung fragte sie, statt zu antworten: „Ja, aber wo kommen Sie denn her?“

Der junge Herr lachte fröhlich und zeigte dabei unter seinem Schnurrbart zwei Reihen blendend weißer Zähne.

„Wo ich herkomme? Nun, vom Bahnhof. Man sagte mir dort, ich spare ein gut Stück Wegs, wenn ich durch die Schlucht ginge. Aber daß man in dieser Schlucht auch Elfen begegnet, hat mir der prosaische Herr mit der roten Mütze nicht gesagt.“

Prinzeßchen fand die letzte Bemerkung sehr dreist, aber sie mißfiel ihr trotzdem nicht. Der Mann wußte ja nicht, wen er vor sich hatte, brauchte es auch nicht zu erfahren. Vermutlich war's ein Tourist, der eine Fußwanderung machte, eine Nacht oben beim Förster blieb und morgen in aller Frühe weiter wanderte.

Aber nett sah er wirklich aus, stattlich und hübsch. Und schlanke weiße Hände hatte er, trotzdem er keine Handschuhe trug.

Und nun fragte er noch einmal: „Ist's noch weit bis bis zum Schloß?“

„Eine halbe Stunde etwa“, gab sie kurz zurück. Auf eine Unterhaltung mit dem Fremden mochte sie sich doch nicht einlassen. Und sie neigte den Kopf, wie zur Entlassung. Ansehen wollte sie ihn auch nicht mehr. Das schickte sich ja nicht.

Aber er ging nicht. Wie sie so herablassend das Köpfchen neigte, wurde oben im Kapothütchen eine Nadel sichtbar' die er merkwürdig aufmerksam betrachtete. Es war eine Nadel

mit einem Brillantkrönchen. Ein kleines, harmlos listiges Lächeln zog über sein Gesicht, und dann fragte er, immer noch stehen bleibend: „Sie sind gewiß vom Schloß, gnädiges Fräulein. Sind die Herrschaften wohl daheim?“

Nun schlug sie den Blick voll zu ihm auf und sah ihn mit großen, erstaunten Augen an — vernichtend, wie sie meinte. Das war denn doch zu stark! So mir nichts, dir nichts eine Art Unterhaltung mit ihr anknüpfen zu wollen.

Sie reckte sich ein wenig und sagte recht stolz: „Ich ... ich spreche nicht mit Herren, die ich nicht kenne.“

Was das für ein merkwürdiger Mensch war. Weder der vernichtende Blick noch die stolze Ablehnung ihrer Worte schienen Eindruck auf ihn zu machen. Er lächelte sogar ein wenig. Aber dann sagte er — und ihr fiel doch der angenehme Klang seiner Stimme auf: „Ah, Verzeihung, gnädigstes Fräulein. Ich dachte, wirklich, man brauche es hier in dieser wundervollen Waldeinsamkeit nicht so genau zu nehmen. Aber ich will nachholen, was ich versäumte. Gestatten Sie, daß ich mich selbst vorstelle: Mein Name — mein Name ist — Meyer.“

Kaum hatte er seinen stolzen Namen genannt, so veränderte sich auch schon der Ausdruck ihres Gesichts. Zuerst zuckte es um die feinen Mundwinkel; sie suchte krampfhaft ihr Lächeln zu unterdrücken, aber der Reiz war zu mächtig — mit einem Male platzte sie los. Und nun war er es, der ihr sprachlos, erstaunt, wohl auch verletzt gegenüberstand.

Sie fühlte das sofort. Eine heiße Schamröte stieg in ihren Wangen empor. Und ohne zu zögern, nur beseelt von der Absicht, ihre Unart gut zu machen, streckte sie ihm die

Hand hin. Ihr Lachen konnte sie immer noch nicht ganz unterdrücken, aber um so lieblicher klang ihre Bitte: „Verzeihen Sie mir, Herr Professor. Bitte, verzeihen Sie mir. Man hatte Sie mir ganz anders geschildert, man hat mich arg zum besten gehabt. Alt sollten Sie sein, klein, ein wenig bucklig sogar und auf einem Auge schielen. Und da, wie ich Sie nun so vor mir sah, Herr Professor, da kam mir das gar zu komisch vor.

Und Prinzeßchen lachte von neuem — ihr silberhelles Lachen — zum erstenmal seit Tagen. Und daß sie nun wieder lachen konnte, tat ihr so wohl. Ihr wurde plötzlich ganz leicht ums Herz.

Einen Augenblick hatte der Professor Meyer ihre schlanken Finger in den seinen gehalten. Böse schien er nun gar nicht mehr zu sein. Im Gegenteil, auch er lachte. Aber dann fragte er doch: „Ja, woher kennen Sie mich denn schon, gnädiges Fräulein?“

„Mein Gott, ich habe doch Ihre herrlichen Kartons gesehen, die Entwürfe für den Saalbau und Burg Felseck“, gab sie zurück.

„Ach so — die Kartons — richtig!“ lachte er immer noch. „Natürlich, das ist ja ganz einfach. Und da hat man Ihnen gesagt, der Professor Meyer sei ein altes Hutzelmännchen . . . nein, ist das aber komisch!“

„Nicht wahr? Zu komisch.“

„Wenn Sie die Kartons bei Seiner Durchlaucht gesehen haben, gnädiges Fräulein, dann ist eigentlich meine Frage unnötig, ob Sie vom Schlosse sind. Aber meine zweite Frage darf ich wiederholen: Sind die Herrschaften anwesend?“

„Der Prinz ist gestern Abend abgereist . . . auf acht Tage ungefähr. Aber Sie werden erwartet.“

Die Nichtanwesenheit des Schloßherrn schien den Professor arg zu überraschen. Ob unangenehm oder gar angenehm, verriet sein Gecht nicht. Er sah nur einen Augenblick schweigend vor sich hin, ehe er weiter fragte: „Und die gnädigste Prinzessin — es ist ja wohl eine Prinzessin im Schloß? Ist sie auch verreist?“

Diesmal zögerte Anna Luise mit der Antwort. Der Schalk saß ihr aber zu sehr im Nacken, und so gab sie endlich zurück: „Ja, die ist auch verreist. Darum habe ich ja eben auch Zeit, hier ein bißchen herumzu . . .“ Sie hatte sagen wollen: „herumzubummeln“, aber sie besann sich noch rechtzeitig und ergänzte: „. . . spazieren zu gehen“. Und mit einem plötzlichen Entschluß, den sie freilich gleich darauf bereute, setzte sie hinzu: „Ich bin die Hofdame der Prinzessin, Hilda v. Gerdingen.“

Er verbeugte sich so tief, daß sie das Lächeln auf seinen Lippen nicht sehen konnte.

„So etwas ähnliches dachte ich mir gleich!“ meinte er auffallend gelassen, um wärmer hinzuzufügen: „Und nun, gnädiges Fräulein, lassen Sie mich meinem guten Geschick danken, der Sie mir hier in den Weg führte — wie ein gutes Omen für all mein Wollen dort oben kommt mir diese Begegnung vor. Und wenn Sie etwas übriges tun wollen für einen armen Künstler, dem die Hofluft gänzlich fremd ist, dann orientieren Sie mich ein wenig über die maßgebenden Persönlichkeiten auf Schloß Juliana. — Was ist der Prinz für ein Mann?“

Sie schritten — es hatte sich ganz von selbst so gemacht — nebeneinander her, dem Schlosse zu.

„O, der Prinz!“ In leuchtenden Farben schilderte sie den Vater, und es tat ihrem Herzen wohl, als der Professor schließlich meinte: „Sehen Sie, genau so hab' ich mir ihn vorgestellt. — Und die Prinzessin? Ist sie hübsch?“

„. . . manche Leute sagen es.“

„So? — Hochmütig?“

„Aber Herr Professor, ich darf doch über . . .“

„Aber vor mir, gnädiges Fräulein, brauchen Sie doch kein Hehl zu haben. Also — ist sie hochmütig?“

„. . . es — es mag wohl bisweilen sein.“

„Eigensinnig?“

„. . . ja — ja, das ist nicht zu leugnen.“

„Verwöhnt?“

„. . . sehr verwöhnt.“

„Klug?“

„. . . ach nein, klug ist sie nicht.“

Der Professor seufzte mit ganz komischem Tonfall: „Da sind Sie aber wirklich recht zu bedauern, gnädiges Fräulein. Solch eine kleine, eigensinnige, verwöhnte Herrin zu haben, die noch dazu nicht einmal klug ist — das hielte ich nicht aus.“

„Ja, Sie sind auch ein freier Künstler, Herr Professor. O, das muß herrlich sein. Solch armes Hoffräulein aber, wie ich —“

„Nun, Fräulein, wir haben alle unser Endchen Kette durch die Welt zu tragen. Und wenn man jung ist und schön . . .“

„Das dürfen Sie nicht sagen, Herr Professor. Sonst ist's mit unserer Freundschaft vorbei.“

„Halt! Lassen Sie mich das letzte Wort festhalten ... unserer Freundschaft!“ Er blieb stehen und blickte mit warmherzigem Ausdruck zu ihr hinüber. „‚Unsere Freundschaft‘ — das war ein gutes Wort, gnädiges Fräulein!“

Jetzt erschrak sie doch heftig. Und mit einem Male stand plötzlich all das Gewagte, Unüberlegte, das sie getan, greifbar vor ihr. Sie fühlte sich in ein Labyrinth verstrickt, aus dem es keinen Ausweg zu geben schien.

Einen Augenblick stand sie sprachlos. Wieder war ihr die helle Röte ins Gesichtchen gestiegen, und ihre Pulse jagten. Sie ärgerte sich über sich selbst, sie schämte sich; aber trotzdem konnte sie sich des angenehm prickelnden Reizes doch nicht erwehren, der in der Situation lag.

„Warum antworten Sie mir denn nicht, gnädiges Fräulein? Habe ich wieder einen Formfehler begangen?“ hörte sie ihn sagen.

Es klang ihr so lieb und weich ins Ohr. Und wie sie scheu aufsah, da wunderte sie sich zum erstenmal, wie jung eigentlich der Professor war. Er konnte ja kaum sechs Jahre älter sein wie sie selbst.

„Zürnen Sie mir, gnädiges Fräulein?“

„Ja, das heißt nein — nein doch, Herr Professor! Ich ... ich wollte nur — nämlich — die Verhältnisse auf dem Schloß sind so eigentümlich, und da —“ Sie verhaspelte sich immer mehr, und ihre Wangen färbten sich in immer tieferem Rot. Dabei hatte sie sich, um ihre Verlegenheit zu betäuben, schon wieder in Marsch gesetzt und trippelte so schnell sie nur konnte vorwärts.

Gottlob, da war ja wenigstens schon das Rondell.

„Eigentümliche Verhältnisse auf dem Schloß? Aber davon habe ich ja nie etwas gehört.“

„Und es ist doch so. Mein Gott, so quälen Sie mich doch nicht!“

Jetzt trippelte sie nicht mehr, sie lief fast. Und er trabte neben ihr her, daß der Rucksack auf seiner Schulter im Bersaglieri-Marschtempo klapperte. Plötzlich blieb sie hochaufatmend stehen. Verwirrt strich sie sich die Löckchen aus der Stirn.

„Das war aber wirklich eine kleine Kraftleistung,“ sagte er lächelnd.

„Ich, ich habe ja solche Eile, Herr Professor. Man vermißt mich sicher schon auf dem Schlosse. Die Prinzessin —“

„Die ist ja doch verreist.“

Sie seufzte verzweifelt. „Sie kann ja aber — sie kann ja jeden Augenblick zurückkommen. Also adieu, Herr Professor!“

„Aber, gnädiges Fräulein —“

„Nein, es ist nicht gut, wenn . . . wenn man uns zusammen sehen würde. Und ich — ich muß wirklich eilen.“

Nur noch ein ganz, ganz kleiner, etwas schulmädchenhafter Knicks, wie ihn die Verlegenheit diktierte. Dann lief sie den Weg zum Schlosse weiter, erst ganz allmählich ihre Schritte mäßigend.

Und er lächelte seelenvergnügt hinter ihr drein.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Als Prinzeß Anna Luise Schloß Juliana erreicht hatte, schlüpfte sie durch eine Seitenpforte hinein. Gottlob, es schien sie niemand von der Dienerschaft bemerkt zu haben.

Zuerst blieb sie im kühlen Korridor einige Augenblicke stehen. Das Herz schlug ihr zum Zerspringen. Dann huschte sie die Treppe hinauf. Sie mußte jemand haben, mit dem sie sich aussprechen konnte. Vor der Tür der Frau Eberhard hielt sie eine Sekunde inne. Aber nein, die gute alte Mama war diesmal auch nicht die Rechte! Und so nahm Prinzeß mit einem plötzlichen Anlauf die zweite Treppe und pochte an die Zimmertür ihrer Hofdame.

Fräulein v. Gerdingen saß am Fenster. Neben ihr lag ein Opernglas, und in der Hand hielt sie eine Depesche, die sie soeben erhalten hatte. Als die Prinzessin ins Zimmer trat, steckte sie das Telegramm schnell ein und erhob sich ein wenig zeremoniös.

„. . . Durchlaucht selbst?“

Aber statt jeder weiteren Auskunft flog ihr Anna Luise um den Hals und küßte sie rechts und links auf die Wangen und dann auf die Lippen und schließlich noch auf beide Augen. Es war ein ganz verzweifelter Zärtlichkeitsausbruch. Und zwischen jedem Kuß bat sie: „Bist Du noch böse? — Ich war wohl sehr garstig? — Liebe, liebe Hilda, Du mußt wieder gut sein!“ Und dann lachte sie, und dabei liefen ihr die dicken Tränen über die Backen.

Endlich konnte Hilda ein wenig aufatmen, und sie sagte in ihrer ruhigen Weise sofort: „Es ist ja schon wieder gut, liebe Durchlaucht.“

„Wirklich, Hilda? Ganz gewiß und wahrhaftig?“

„Ganz gewiß und wahrhaftig!“ bestätigte jene mit einem herzlichen Lächeln.

„Ach, wie glücklich bin ich! Nun zur Bestätigung einen Kuß! So, Hilda, und nun hierher gesetzt und zugehört. Denn ich habe Dir ja so viel zu ... zu beichten!“ Und sie sprudelte ihr großes Abenteuer heraus. Anfangs in lebhaften, sich hastig überstürzenden Worten, dann ein wenig zögernd, unter ängstlichem Aufschauen, schließlich wieder Mut gewinnend und rasch dem Schlusse zueilend: „. . . ja . . . und nun, liebste, teuerste, süßeste Hilda? Und was soll ich armes Wesen eigentlich nun bloß tun?“

Fräulein Hilda hatte zuerst ein recht bedenkliches Gesicht gemacht. Ein paarmal hatte sie den schönen Kopf, dessen klassische Linien so eigenartig gegen die kleine Rokokoschönheit, die sich an sie schmiegte, abstachen, geschüttelt, einmal auch ein erstauntes, fast erschrockenes: „Aber Durchlaucht!“ eingeworfen. Doch dann schien eine Wandlung in ihr vorzugehen. Sie lächelte leise vor sich hin, sie unterbrach nicht mehr, und als jetzt Prinzeßchen um ihren guten Rat bat, sagte sie sogar: „Ja, wir müssen eben überlegen, was da zu tun ist —“

„Hilda, Sie sind die klügste aller Freundinnen!“

„Jubeln Sie nicht zu früh, Durchlaucht. Sehen Sie, es bleibt doch gar nichts anderes übrig, als daß ich — ich bin ja so ungefähr in dem Alter und der Stellung, daß ich das kann — also als daß ich den Herrn Professor zu mir bitten lasse und ihm sage, welchen Spaß sich eine gewisse Prinzessin . . .“

„Um Gottes Willen, das kann ja Ihr Ernst nicht sein, Hilda!“

Es schien wirklich, als habe die Hofdame ihren Vorschlag nicht ganz ernst gemeint. Sie legte zwar ihr Gesicht noch

ein Weilchen in feierliche Falten, aber dann sagte sie plötzlich: „Wenn ich Sie recht verstehe, Prinzeßchen, möchten Sie womöglich gar die Komödie noch etwas fortsetzen.“

Anna Luise faßte ganz erschrocken die Hand der Freundin: „O nein! Ich würde ja vor Angst vergehen, daß es doch herauskäme!“ Aber nach einigen Sekunden sinnenden Niederblickens fügte sie zaghaft und beklommen hinzu: „Schön wär's ja — zu schön! So einmal mit einem Menschen, wie es der Professor ist, sich offen aussprechen zu können, ohne daß er immer hundert Rücksichten auf die ‚Durchlaucht‘ nimmt, so einmal wirklich ein kleines Abenteuer erleben. Aber nein, es geht ja nicht. Es ist ja unmöglich! Und Du, die korrekte Hilda, Du wärst sicher die letzte, die mir dazu verhelfen würde!“

Wieder lächelte Fräulein v. Gerdingen ihr olympisches Lächeln, und dann gab sie plötzlich der Prinzessin unaufgefordert, was höchst selten vorkam, einen Kuß.

„. . . Prinzeßchen, man kann nicht immer korrekt sein. Mich faßt auch heute so etwas wie Abenteuerlust. Das mag wohl der holde Frühling bringen. Da haben sie meine Hand wir wollen einmal gemeinsam über die Stränge schlagen!“

5.

Professor Meyer war nicht im Schloß Juliana abgestiegen, trotzdem ihm Hauptmann v. Ellern doch ausdrücklich geschrieben hatte, daß im Kavalierhause Zimmer für ihn bereit seien. Er hatte sich bei dem Förster das Oberstübchen anweisen lassen, wie ein Tourist. Hatte sein Rührei mit Schinken

mit brillantem Appetit gegessen, wie ein Tourist, und seinen Schoppen Landwein dazu getrunken, auch wie ein Tourist.

Etwas säuerlich, hatte er zu dem Förster gemeint, als er den letzten Rest einschenkte.

Der war ein weit und breit als grob bekannter Mann und erwiderte: „Für das Geld können Sie keinen Johannisberger verlangen, Herr. Und wem's bei mir nicht gut genug ist, der mag seinen Wein wo anders trinken."

„Im Gegenteil, ich liebe ja eben diesen frischen säuerlichen Geschmack, Herr Förster. Das ist doch noch einmal reiner Wein, ohne Glyzerin und Zucker. Bitte, lassen Sie mir drum gleich noch ein Schöppchen bringen."

Und zu dem zweiten Schöppchen hatte er den Herrn Förster eingeladen, und er hatte ihm allerlei vom Schloß und von Burg Felseck erzählen müssen. Und der Professor hatte immer still und freundlich vor sich hingelächelt.

Mit der Besichtigung seiner demnächstigen Arbeitsstätte schien er es nicht sonderlich eilig zu haben. Ja, er meldete sich heute noch nicht einmal im Schlosse an. Erst nachdem in guter Ruh und Beschaulichkeit sein Mittagschläfchen gehalten, schlenderte er in den Park hinüber, wanderte ein Stündchen durch die schattigen Gänge, immer wieder zum Schlosse hinüberspähend, und suchte sich endlich gegenüber der großen offenen Veranda in der Nähe des plätschernden Springbrunnens ein Plätzchen. Dort setzte er sich, zog ein Buch aus der Tasche und einen großen Bleistift, den er vorher Försters Ernst um zwanzig Pfennig abgehandelt hatte, und strichelte in dem Buch herum.

Die Maler können nun einmal die Strichelei nicht lassen.

Die Kunde von der Ankunft des Herrn Professors war inzwischen natürlich längst in das Schloß gedrungen nebst seiner Personalbeschreibung. Herr Eberhard fühlte sich eigentlich etwas in seiner haushofmeisterlichen Würde gekränkt. Er hatte zwar während des Baues von Burg Felseck schon alle möglichen Sorten von Künstlern kennen gelernt und fast bei jedem irgendeine Schrulle mit in den Kauf



nehmen müssen. Aber daß einer der Herren so einfach auf die Gastfreundschaft von Schloß Juliana verzichtete, wie dieser Professor Meyer, das war ihm denn doch noch nicht vorgekommen.

Immerhin hielt er es für seine Pflicht — gewissermaßen in Stellvertretung seines fürstlichen Herrn — wenigstens den Versuch zu machen, den jungen Herrn ins rechte Fahrwasser und in die für ihn reservierten Zimmer des Kavalierhauses zu bringen. Als ihm daher von einem der auf Posten gestellten Gärtnerjungen gemeldet wurde, es säße ‚einer‘ draußen an der Fontäne, das könne ‚er‘ sein, setzte er sein Käppchen auf, steckte die weißen Handschuhe zwischen Hemd und Weste — sie anzuziehen lohnte wohl nicht — und machte sich auf den Weg.

„Ich habe den Vorzug, mit Herrn Professor Meyer zu sprechen? Mein Name ist Eberhard, ich bin der Haushofmeister“, redete er den Fremden an.

Dieser erhob sich ein wenig, lüftete dabei verbindlich den Hut und entgegnete: „Freut mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen, Alterchen!“

Das ging denn doch über die Hutschnur. Herr Eberhard würgte etwas, ehe er sich wieder gefaßt hatte. Aber, dachte er schließlich, diese Künstler sind eben alle ein wenig verdreht, und man muß sie nehmen, wie sie sind — natürlich ohne sich etwas zu vergeben.

„Ich möchte dem Herrn nur mitteilen, daß die Zimmer längst bereit stehen.“

„Für mich? Ach so, lieber Freund — nein, ich danke sehr; ich bleibe vorläufig beim Förster.“

„Aber ich fürchte, Seine Durchlaucht werden ungehalten —“

„Das lassen Sie nur meine Sorge sein, Alterchen!“

Unfreundlich sprach der junge Mann ja nicht, durchaus nicht, nur entsetzlich unpassend. Man tat jedenfalls gut, möglichst zurückhaltend zu sein.

„... wie es dem Herrn beliebt. Ich wollte nur meine Pflicht getan haben“, sagte Herr Eberhard daher reserviert, zog sein Käppchen und wollte sich entfernen.

Da aber stand der Professor plötzlich auf, legte ihm freundlich die Hand auf die Schulter und meinte: „Ich danke Ihnen bestens, lieber Herr Haushofmeister. Vielleicht ziehe ich später um. — Wie lange wird der Prinz denn verreist bleiben?“

„Ich denke, Durchlaucht kommen in fünf bis sechs Tagen zurück.“

„So — so! Da müßte ich mich wohl vorher bei Ihrer Durchlaucht der Prinzessin melden lassen. Was?“

„Die gnädigste Prinzessin sind leider heute nachmittag recht unwohl geworden —“

Der junge Mann schrak sichtbar zusammen. „Das verwünschte Rennen!“ stieß er hervor.

„Wie meinten Sie, Herr Professor?“ Eberhard meinte, wirklich nicht recht verstanden zu haben.

„Ach, ich bin heute etwas scharf gegangen und habe mir ein wenig Seitenstechen geholt —“

„Da sollte der Herr Professor Arnika einreiben.“

„Danke, danke, es hat nichts auf sich. Aber unsere Prinzessin“ — ‚er ist wirklich ein unverschämter Kerl‘, dachte der Alte, ‚spricht von ‚unserer‘ Prinzessin‘ — „aber unsere Prinzessin ist hoffentlich nicht ernstlich krank?“

„Wir haben doch vorsichtshalber zu dem Leibarzt geschickt, nach Welsungen.“

„Ich werde mich jedenfalls gegen Abend nochmals erkundigen lassen. Glauben Sie wohl, verehrter Freund, daß ich mich bei der Hofdame — wie heißt sie doch gleich — persönlich erkundigen dürfte?“

„Fräulein v. Gerdingen trennt sich sicher auch nicht auf eine Minute von Ihrer Durchlaucht.“

„So? Na, dann bitte, empfehlen Sie mich den Herrschaften.“

Sprach's, nickte noch einmal recht freundlich, so mit einem ganz eigenen Gemisch von Freundlichkeit und Herablassung, und ging.

‚Das ist denn doch der Tollste, den wir bisher hier gehabt haben‘, enschied sich Eberhard. ‚Läßt sich empfehlen — der gnädigsten Prinzessin.‘

— — — — — — — — — — — — — —

Krank war nun die Prinzessin Anna Luise freilich nicht, obwohl sie wirklich fieberte, wie Herr Obermedizinalrat Doktor Josch mit bedenklicher Miene feststellte. Er sprach sogar von „absoluter Bettruhe“, verordnete ein Pülverchen und einen kalten Umschlag auf die durchlauchtigste Stirn und vernahm mit froher Genugtuung die feierliche Versicherung Fräulein v. Gerdingens, daß für alles bestens gesorgt werden würde.

Kaum aber hatte er das Krankenzimmer verlassen, so schleuderte Prinzeßchen die Seidendecke fort, sprang auf und lief ans Fenster, die fieberheiße Stirn an der Scheibe zu kühlen und — nach einem gewissen jungen Professor auszuspähen, der nun schon zum zweitenmal unten beim Kastellan

erschien, um sich nach dem Befinden der hohen Patientin zu erkundigen.

Auch am nächsten Morgen, ehe er nach Burg Felseck emporklomm, sprach Professor Meyer noch einmal in Schloß Juliana vor und vernahm mit sichtlicher Betrübnis, daß Ihre Durchlaucht keine sonderlich gute Nacht gehabt zu haben scheine.

Während dieses halbamtliche Bulletin in dem vorderen Schloßportal abgegeben wurde, huschte hinten zu der Domestikentür Anna Luise aber frisch wie ein Mairöschen heraus, und als der Professor oben bei Burg Felseck anlangte, fand er sie bereits auf der Steinbank unter der kühlen Vorhalle sitzen.

Er sah sie ein wenig erstaunt an, und sie war verlegen wie ein ertapptes Kind.

„Wiedergenesen?“ fragte er nach der ersten Begrüßung.

Nun stutzte sie. Aber dann erwiderte sie hastig: „Ich, Herr Professor? Wer hat Ihnen denn gesagt, daß ich krank sei? Meine Prinzessin ist freilich nicht wohl —“

Er hatte den weichen Filzhut noch in den Händen und zerdrückte ihn unbarmherzig.

„Richtig — richtig, gnädiges Fräulein! Ihre Durchlaucht, das eitle, launische, unkluge Geschöpf, ist krank. Ich hörte es ja.“

„So schlecht dürfen Sie über meine Herrin nicht vor mir sprechen, Herr Professor, schmollte sie.“

„Aber ich wiederhole ja nur wörtlich, was Sie selbst mir gestern sagten, gnädiges Fräulein. Sei's wie es sei: jedenfalls bin ich glücklich, daß das Unwohlsein der kleinen Durchlaucht Ihnen einige Freiheit zu gönnen scheint.“

Anna Luise fühlte, daß sie sich auf keine Details einlassen dürfe, ohne in Gefahr zu geraten. Um das Gesprächs-

thema schnell zu wechseln, fragte sie daher: „Sie wollten gewiß die Stätte Ihres Wirkens in Augenschein nehmen, Herr Professor. Und, offen gestanden, deshalb kam ich selbst hierher — mit Erlaubnis meiner Durchlaucht. Nämlich, ich bin ja häufig dabei gewesen, wenn der Prinz seine Ansichten über die Saalfresken entwickelte. Und da meinte ich . . meinte die Prinzessin auch, es wäre vielleicht vorteilhaft —“

Der Filzhut hatte während der hastigen Worte der kleinen Dame einen vergnügten Kreiseltanz in den Händen des Professors begonnen, und das Lächeln auf dessen Lippen wurde immer fröhlicher. Er dachte: ‚Alle Wetter, kann die aber flunkern!‘ — sagte aber endlich: „Das ist ja wirklich sehr, sehr freundlich, Fräulein . . . Fräulein v. Gerdingen. Ich bin sehr dankbar. Indessen, heute möchte ich eigentlich nur Stimmung sammeln. Stimmung, das wissen Sie ja jedenfalls, gnädiges Fräulein, ist für uns Künstler die Hauptsache.“

„Ach ja — Stimmung!“ wiederholte sie. Und da er Miene machte, als ob er gern auf der Bank Platz nehmen wollte, so rückte sie bis ans äußerste rechte Ende, worauf er sich ohne Weiterungen niederließ, aber nicht etwa am entsprechenden linken Eck, sondern hübsch in der Mitte, ziemlich dicht neben ihr. Er sah das ohne Zweifel als günstig für das ‚Stimmungsammeln‘ an. Und wenn sie es auch ein wenig dreist fand, es gefiel ihr doch nicht übel.

Überhaupt gefiel ihr der junge Künstler heute womöglich noch besser als gestern. Nicht nur äußerlich. Gerade als er nun zu erzählen begann, von allem möglichen, nur eigentlich etwas wenig von der Kunst — da erschien er ihr erst sehr liebenswürdig, dann ungeheuer ‚frisch‘, schließlich so-

gar äußerst ‚schneidig‘. Er mußte weit herumgekommen sein in der Welt auf seinen Studienreisen. Denn er erzählte fast in einem Atemzuge von der Alhambra und Capri, und daß er am Weißen Nil Schakale gejagt und wie er einen tollen Ritt von Sofia nach Saloniki gemacht habe. Aber dann hob er plötzlich den Blick zu ihr, tat einen tiefen, tiefen Atemzug und meinte: „Am schönsten ist es aber doch in der Heimat — wie die deutschen Frauen die schönsten und besten auf dem Erdenrund sind.“

Das war doch wieder bedenklich. Erst rückte Anna Luise noch ein wenig mehr rechts von ihm ab. Da aber hier die Bank ein Ende hatte und es ihr schien, er rücke ihr nach, so stand sie zögernd auf. „Ich muß nun wohl nach der Prinzessin sehen“, sagte sie gepreßt.

„Ach, lassen Sie doch die kleine hochmütige, launisch Durchlaucht, gnädiges Fräulein.“

„Aber Herr Professor . . .“

„Kranke überläßt man überhaupt am besten sich selbst. Langeweile ist ein halber Doktor. Und sie wollten mir ja doch auch noch den Saal zeigen —“

Richtig! Da half nun nichts — das hatte sie selbst gesagt.

So schritten sie denn durch die weite Vorhalle und die große Freitreppe hinauf. Er einen Schritt hinter ihr, mit seinen Blicken ihre zierliche Gestalt umspannend. Und seine Augen leuchteten. Kein Wunder — Künstleraugen!

Dann standen sie in dem gewaltigen Raum, dessen getünchte weiße Wände noch des Meisters harrten. Und sie begann eifrig von der Einteilung des Gemäldecyklus zu sprechen, von seinen Entwürfen.

Wunderlich, wie zerstreut der Professor war. Dann und wann tat er eine Frage, die sie gar nicht verstand, fast als ob er seine eigenen Skizzen vergessen habe. Wenn sie dann verwundert aufblickte, meinte er jedesmal: ‚Ach so‘ —

Nun kam das rechte Seitenbild an die Reihe.

„Hier war der Prinz, glaube ich, mit Ihrem Entwurf nicht ganz einverstanden.“

„So? Das tut mir leid. Ja — was sollte denn gleich hierher, gnädiges Fräulein?“

„Aber Herr Professor!“ — Sie sprach es ganz vorwurfsvoll. — „Hier kommt ja unsere — die Ahnfrau des fürstlichen Hauses hin, die Gräfin Hartmute, die in ein Kloster gehen wollte, weil sie einem ungeliebten Manne die Hand reichen sollte, und die dann —“

„Richtig — richtig! Die Gräfin Hartmute, die dann von dem Grafen Sizzo entführt wurde. Eine sehr verständige Dame — finden Sie nicht auch, Fräulein . . . Fräulein v. Gerdingen?“

Sie stand da wie mit Blut übergossen. Nicht um seiner Worte wegen, sie hatte deutlich gefühlt, wie seine Hand — freilich nur auf einzigen flüchtigen Augenblick — ihren Arm streifte. Und es war nicht unabsichtlich gewesen — dieser kleine, sanfte, fast zärtliche Druck.

„Hab ich nicht recht, gnädiges Fräulein? Warum antworten Sie mir denn nicht? Würden Sie jemals einem ungeliebten Manne angehören mögen?“

Wie er so fragte und ihr dabei in die Augen sah, da wallte es in ihr heiß auf. Sie schöpfte tief Atem, und dann hob sie leicht die Hände und streckte sie wie abwehrend aus. „Nein — o nein!“ rief sie mit schmerzbebender Stimme. Ein

leises Zittern überlief ihre Glieder, und sie mußte auf einen Moment die Augen schließen. Ihr wars plötzlich, als käme eine Ohnmacht über sie.

Auf dem Antlitz des jungen Mannes malte sich ein Ausdruck, wie von herzlichem Mitempfinden. Der impulsive Aufschrei war zu unverkennbar deutlich gewesen. Und wie er sie nun wanken sah, da erschrak er. Zärtlich stützte er sie und leitete sie vorsichtig bis zu einer der schlichten Holzbänke, die die Arbeiter noch hatten stehen lassen. Willenlos folgte sie. Und dann löste sich ihre Erschütterung in ein leises Weinen.

Ein ganzes Weilchen ließ er sie sich ausweinen. Er stand neben ihr, an einem der Pfeiler gelehnt, und betrachtete sie mit hellen, klugen Augen, als ob er auf dem Grunde ihrer Seele zu lesen, die tiefste Ursache des plötzlichen Umschlags ihrer Stimmung zu deuten und zu verstehen wüßte. Und dann setzte er sich wieder neben sie und nahm ganz ungeniert ihre Hand in die seine und sagte leise und doch mit einer gewissen eindringlichen Bestimmtheit, in der etwas Tröstliches lag: „Nun müssen Sie aber ruhig werden, ganz ruhig. Und es soll Sie niemand zwingen . . . kein Mensch auf der Welt. Dafür will ich schon sorgen."

Sie hatte ihm ihre Rechte gelassen, ohne daß sie eigentlich wußte, daß sie es tat. Es war ihr nur so unsagbar wohltuend, wie er ihre Hand in der seinen hielt und sie sanft streichelte. Aber als er nun zu ihr sprach, da schrak sie doch ein wenig zusammen, und mit einem schwachen, vergeblichen Versuch, ihm die Hand zu entziehen, sagte sie, ohne ihn anzublicken, trübe das Köpfchen schüttelnd: „Ach Sie, wie wollen Sie denn für mich sorgen?"

„Schauen Sie mich doch einmal an! Warum meiden Sie denn meinen Blick?“ fuhr er lächelnd fort. „So — so ist's schon besser. Und nun wollen wir einmal weiter sehen: wir sind doch ganz gute Freunde geworden, so kurze Zeit wir uns erst kennen. Nicht wahr, Fräulein ... Fräulein v. Gerdingen.“

„Ja“, hauchte sie leise und zögernd.

„Nun also! Da müssen Sie doch ein wenig Vertrauen zu mir haben.“ — Er hielt noch immer ihre Hand fest. — „Und müssen mich ruhig anhören. Aber nicht die Augen niederschlagen ... immer hübsch ansehen! — So, jetzt geht's schon ganz gut. Sehen Sie, mir scheint ... als guter Freund darf und muß ich ja ganz offen sein ... man will Sie zu einer Ehe zwingen. Alle Wetter, das ließe ich mir auch nicht gefallen. Und daß Sie's nicht tun, das gefällt mir sehr. Aber mit dem passiven Widerstand allein ist's doch nicht geschehen. Am besten wär's doch ...“

Er unterbrach sich plötzlich. Ein neuer Gedanke schien ihn zu packen, und zwar ein unerfreulicher, stimmungsfeindlicher. Einen Augenblick schwieg er, und dann stieß er plötzlich in verändertem Tonfall hervor: „Aber was rede ich da? Vielleicht entspringt Ihr Widerstand nur der Tatsache, daß Sie sich ... daß Ihr Herz bereits einem andern gehört? Habe ich recht?“

Zuerst hatte sie ihm wie in einem Traum befangen zugehört. Bei der plötzlichen Veränderung seiner Stimme aber war sie erschrocken. Sie entzog ihm die Hand und starrte ihn wortlos an. Aber nur einen Augenblick. Dann lächelte sie unter Tränen und schüttelte den Kopf.

Und da jubelte er auf und ergriff ihre Hand aufs neue und drückte seine Lippen auf die zarten Mädchenfinger.

6.

Fräulein v. Gerdingen hatte Gewissensbisse.

Sie hatte da auf eigene Hand eine kleine Komödie eingefädelt und war nun um den Ausgang besorgt. Es war sonst gar nicht ihre Art, zu intrigieren, und sie fragte sich immer wieder, ob sie auch nur die geringste Fähigkeit dazu besitze. Und wenn ihr Plan mißglückte und ihre Hoffnungen scheiterten — wie sollte sie es verantworten? Vor dem Prinzen, vor ihrer kleinen Durchlaucht und auch vor Ellern?!

Ellern war der letzte, der ihr den Anschlag vergab, wenn er zum schlechten ausschlug.

Da hatte sie zwar seine Depesche und holte sich immer aufs neue Trost bei ihr, aber hatte sie den Inhalt des Telegramms auch richtig verstanden? Handelte sie sinngemäß?

. . . trafen Prinz W. auf Bahnhof. Hat Absage nicht mehr erhalten, kommt inkognito. Letzteres nicht stören. Kennen lernen lassen. Kommen umgehend zurück. E.

Inkognito nicht stören. Kennen lernen lassen. Das waren die Worte, an die sie sich anklammerte. Aber wenn sie nun daran dachte, daß jetzt wahrscheinlich Prinz Wilhelm und ihre kleine Durchlaucht oben auf Burg Felseck eine Zusammenkunft hatten, überrieselte es sie doch unheimlich. Würde das Prinz Ferdinand Karl auch billigen?

Und da war noch etwas anderes: sie kannte den jungen Prinzen nicht, der unter der Maske des erwarteten Künstlers

daherzog und den ein Ungefähr zum Professor gestempelt hatte. Wie würde er die kindliche — vielleicht sogar ein klein wenig kindische Art, in der Anna Luise ihm sicher entgegenkam, auffassen? War er der Mann, die köstliche Herzensnaivität ihres Lieblings und die Harmlosigkeit der ganzen kleinen Komödie zu verstehen und zu würdigen?

Schließlich vermochte Hilda der folternden Unruhe nicht mehr Herrin zu bleiben. Sie nahm Hut und Schirm und machte sich selbst auch auf den Weg nach Burg Felseck.

Aber so leicht kam sie nicht aus Schloß Juliana fort. Auf dem Korridor schon begegnete ihr Frau Eberhard. Die gute alte Dame verließ sonst selten ihr Zimmer, und wenn sie's tat, bedeutete das immer etwas Außergewöhnliches. So war es diesmal auch. Sie wollte nach dem kranken Prinzeßchen sehen, wie sie unruhig, mit hastender Stimme sagte.

„Durchlaucht befinden sich besser und haben einen kleinen Spaziergang gemacht. Ich bin, wie Sie sehen, soeben im Begriff, der Prinzessin zu folgen", erklärte Hilda.

Die Alte nickte. Dann aber hielt sie die Hofdame fest und seufzte: „Ach, gnädiges Fräulein, ich mache mir so große Vorwürfe. Ich wollte schon immer mit Ihnen sprechen" — sie schluckte einigemal, und dann fuhr sie fort: „Ich glaube, ich fürchte, ich habe eine große Torheit begangen."

Frau Eberhard stand im ganzen Schloß in dem Ruf einer sehr verständigen Person, die der Herrschaft mit unerschütterlicher Treue ergeben war. Wenn sehr verständige Personen sich selbst — und in solchem Tone — einer großen Torheit zeihen, ist das regelmäßig ernst zu nehmen. Das empfand auch Fräulein v. Gerdingen sofort, und so fragte

sie nicht ohne Besorgnis: „Betrifft es die Prinzessin, Frau Eberhard?"

„Ja, ja doch, gnädiges Fräulein. Ich meinte es ja so herzensgut. Aber schließlich ließ ich mich von törichten Erinnerungen fortreißen, von verjährtem Groll; es war die Zunge, die mit mir durchging."

Hilda zog die alte Frau in ihr Zimmer, und hier erzählte ihr diese unter vielfachen Stocken von der Mitteilung, die sie der Prinzessin gemacht, und die für die Hofdame die Erklärung der plötzlichen Veränderung in dem Wesen ihrer kleinen Herrin in sich barg. Und dann setzte die Greisin in flüsterndem, geheimnisvollem Tone hinzu: „Und, gnädiges Fräulein, gestern abend habe ich den Prinzen gesehen. Im Garten, und mein Eberhard lachte mich aus — es sei ein berühmter Maler. Aber meine Augen trügen nicht, und meine Erinnerung auch nicht. Wie der Vater sah er aus, aber doch auch wieder anders, besser, einfacher, natürlicher. Und da fiel mir erst recht aufs Herz, was ich vielleicht angerichtet habe. Kann's denn nicht gerade Gottes Wille sein, daß der Sohn gut macht, was der Vater Übles zu tun dachte?! Und wie kommt es mir zu, Vorsehung spielen zu wollen! Keine Ruhe hat es mir gelassen."

„Keine Ruhe!" Um die Ruhe Hildas war es nun erst recht geschehen. Vor ihrem Geiste tauchte schon wieder eine neue Gefahr auf: wie mußte es auf ihre arme Anna Luise wirken, wenn sie jetzt erkannte, daß ihr Professor der Prinz Wilhelm sei?

Sie fand kaum die Kraft, der alten Frau ein beruhigendes, tröstliches Wort zu sagen. Sie hastete förmlich aus dem

Schloß und durch die sonnenbestrahlten Parkwege und den Hang zum Burgberg hinauf.

Unten, am Fuß des Hanges, war sie bereits an einer zweispännigen Kalesche, die dort unweit des Rondells hielt, vorübergekommen, ohne auf den Wagen weiter zu achten. Aber unmittelbar vor dem Eingang zur Burg überholte sie einen alten, sehr würdig ausschauenden Herrn, der, sich schwer auf seinen Stock stützend und sichtlich unter der mittäglichen Hitze leidend, langsam bergauf stieg. Als sie an ihm vorüber wollte, blieb er stehen und fragte, höflich den breitrandigen Panamahut ziehend: „Verzeihen Sie, meine Gnädigste, bedarf es einer besonderen Eintrittskarte für die Besichtigung der Burg?"

„O nein . . .," gab sie hastig zurück, nur von dem Wunsche beseelt, möglichst schnell loszukommen. Es wurde ihr aber nicht ganz leicht gemacht.

Der alte Herr sächselte ein klein wenig, nur so viel, wie es in den oberen Gesellschaftskreisen Dresdens Gebrauch ist. „Verzeihen Sie, meine Gnädigste," fuhr er fort. „Ich möchte nicht lästig fallen. Aber vielleicht darf ich Sie doch fragen, ob es oben auch offen ist? Der Stationsvorsteher meinte nein, aber mein Kutscher meinte ja — der fährt Sie nämlich öfter hierher. Und ich möchte nämlich gern gleich sehen, wie es oben in der Burg aussieht."

Dabei hatte der alte Herr aus der Tasche des Sommerüberziehers, den er über dem Arm trug, umständlich ein großes rotseidenes Taschentuch herausgezogen und trocknete sich die perlenden Schweißtropfen von der hohen Stirn.

Hilda beeilte sich, zu versichern, daß in der Burg in einzelnen Räumen des oberen Stockwerks noch gearbeitet werde,



und der Eingang sicher ungehindert sei. Und dann eilte sie weiter.

Sie traf niemand in der Vorhalle, auch das große Treppenhaus war leer. Dumpf hallte ihr Schritt auf den granitenen Stufen. Aber als sie nun die Tür des Festsaales öffnete, da schrack sie heftig zusammen.

Drüben an der jenseitigen Wand, unterhalb der Holzgerüste, saßen auf einer Bank dicht nebeneinander zwei junge Menschenkinder. Und sie waren so vertieft in ihrer Unterhaltung, daß sie das Öffnen der Tür ganz überhörten — sie küßten sich nämlich.

Wie nun jedoch Fräulein v. Gerdingen sich energisch räusperte, da fuhr die Prinzessin empor. Einen Augenblick stand sie wie versteinert, mit purpurübergossenen Wangen. Dann hob sie den rechten Arm gegen die Freundin — mit einer rührenden Bewegung der Bitte, während sie die linke Hand in der des jungen Mannes ließ. Und sie lächelte so glücklich, so selig.

Aber plötzlich erstarrte dies Lächeln. Wieder hatte sich die schwere Eichentür geöffnet. Und ein gemütliche Stimme klang durch den Raum: „Verzeihen Sie, meine Herrschaften, ich störe doch nicht? Ich bin nämlich der Professor Meyer aus Dresden und habe den Auftrag —“

Weiter kam der gute alte Herr nicht. Denn er sah mit Erstaunen, daß sich die junge Dame dort drüben plötzlich von dem Herrn, der sie zärtlich umfaßt hielt, mit einer heftigen Bewegung losriß, daß sie, wie in sinnloser Flucht, die Stufen zur Estrade emporhastete.

Und dann hörte er einen erstickten Aufschrei. Prinzessin Anna Luise war ohnmächtig zusamengebrochen.

7.

Auf Schloß Juliana herrschte helle Verzweiflung. Prinzessin Anna Luise lag zu Bett und war wirklich krank — recht krank, wie der Leibarzt versicherte.

„Ich sah es gestern schon kommen, Fräulein v. Gerdingen“, meinte er mit würdevoller Überlegenheit. Die Anzeichen waren für den erfahrenen Arzt ja ganz untrüglich.

Hm! Ja! Wir werden ein kleines Nervenfieberchen erwarten müssen . . ."

Mit großen offenen Augen lag Prinzeßchen in ihren seidenen Kissen und sprach kein Wort. Er war, als ob sie die Sprache verloren hätte. Wenn der Arzt oder Hilda oder Frau Eberhard sie fragten, sie flehend baten, zu antworten, sah sie alle nur starr an, ohne sich zu regen.

„Hm! Ja! Eine heftige Nervenerschütterung. Hm, es scheint mir doch geraten, einen Spezialisten heranzuziehen. Ich werde an Professor Mende wegen einer Konsultation telegraphieren."

„Also wirklich, wirklich so gefährlich?" hauchte Hilda erschüttert.

Der Leibarzt zuckte die Achseln: „Man kann nicht wissen, ich hatte gestern schon ernste Besorgnisse . . . hm . . . ja."

Und er ging. Gut nur, daß ein Telephon im Schlosse war.

Rechts vom Bette saß Hilda v. Gerdingen, links Frau Eberhard, beide in heller Verzweiflung. Und gerade unter dem Krankenzimmer saß in heller Verzweiflung der Urheber alles Unheils.

Herr Professor Meyer aus Dresden aber saß nebenan bei einer Flasche kühlen Moselweins und einem kalten, gebratenen Huhn und schüttelte zwischen jedem Gläschen und jedem Knöchelchen das freundliche Haupt. Er konnte sich absolut keinen Vers aus dem Ganzen machen und war nahe daran zu glauben, er sei anstatt nach Schloß Juliana in eine Anstalt für Geisteskranke geraten.

Und der arme Prinz Ferdinand Karl sauste im Extrazug verzweifelt nach der Heimat zurück, und sein Adjutant wagte ihm kaum in die Augen zu sehen.

— — — — — — — — — — — — — —

Es war eine böse Nacht. Der Zustand Ihrer Durchlaucht hatte sich bis Mitternacht nicht verändert, konstatierte Doktor Josch, als er gegen ein Uhr noch einmal im Krankenzimmer erschien. Dabei war die Körpertemperatur der Prinzessin nur wenig erhöht, und auch ihr Puls ging nur unbedeutend schneller, als bei einem normalen jungen Mädchen. Aber der Medizinalrat schüttelte gerade über diesen Umstand besonders bedenklich den Kopf: „. . . solch verkapptes Fieber ist immer bedenklich. Man kann nie wissen . . .“

Gegen halb zwei Uhr nachts aber trat plötzlich eine unerwartete Veränderung ein. Prinzessin Anna Luise richtete sich auf, sie schnellte förmlich im Bett empor, und dann sprach sie — endlich —

Und was sprach die Ärmste! Mit unnatürlich fester Stimme sagte sie: „Ich möchte jetzt endlich mein Abendbrot haben — ein ordentliches Beefsteak und ein Glas Wein.“

Hilda auf der einen, Frau Eberhard auf der anderen Seite waren emporgefahren. Freudig erschrocken ob dieser Wendung. Auch der Leibarzt, der im Nebenzimmer auf einem Lehnstuhl ein kleines Schläfchen gehalten hatte, kam herein. Auf seinem Gesicht malte sich Erstaunen, aber durchaus keine Erleichterung.

„Ich möchte essen! Ich habe Hunger . . . großen Hunger!“ wiederholte die Prinzessin.

Die Frauen blickten den Arzt fragend an.

„Hm — ja, ein kleines Biskuitchen vielleicht und etwas Limonade.“

Frau Eberhard wollte zur Klingel greifen. Aber die Prinzessin faßte mit einer energischen Bewegung ihre Hand:

„Kein solch lächerliches Biskuit, Eberhard! Ein Beefsteak will ich und ein Glas Wein.“

„Durchlaucht wollen verzeihen, Durchlaucht sind ernstlich krank“, fiel der Leibarzt ein.

Aber Prinzeßchen hörte gar nicht darauf: „Ein Beefsteak oder sonst was Ordentliches will ich! Soll ich denn verhungern?“

Kopfschüttelnd eilte die alte Frau hinaus, um in der Küche irgendeinen Kompromiß zwischen Beefsteak und Biskuit zu finden. Auf dem Korridor traf sie den Pseudoprofessor, der, von innerer Unruhe gefoltert, rastlos über die dicken Teppiche wanderte.

„Wie steht's?“ fragte er hastig. „Doch nicht schlimmer?“

„Nein, Durchlaucht haben soeben gesprochen.“

„Endlich! Dem Himmel sei Dank! Und was denn, gute, beste Frau?“

„Ihre Durchlaucht haben Appetit —“

„Aber das ist ja vorzüglich. Was wünscht die Prinzessin denn —“

„Ein Beefsteak und ein Glas Wein. Aber der Herr Leibarzt —“

Einen Augenblick schaute der Prinz wie verprellt die gute Frau an. Dann aber faßte er sie um die Taille und schwang die Humpelnde, sich vergeblich respektvollst Sträubende jubelnd im Kreise: „Sie bekommen den Hausorden — weibliche Abteilung — mit dem Kochlöffel am Bande! Anna Luise will ein Beefsteak — ein Beefsteack! Warten Sie, ich komme mit in die Küche, Anna Luise soll ihr Beefsteak . . . so groß! . . . haben trotz allen Leibärzten der Welt!“

Drinnen im Krankenzimmer stand Doktor Josch am Fußende des Bettes, das graue Haupt vornübergebeugt, mit sorgenvollem Ausdruck die Patientin betrachtend. Hilda v. Gerdingen rückte mit zärtlicher Sorgfalt die Kissen zurecht.

Die Prinzessin hatte sich jetzt ganz aufgerichtet. „Ich bin gar nicht krank!“ sagte sie energisch.

„Durchlaucht irren: Durchlaucht sind krank. Hm — recht krank. Und man kann nicht wissen — jedenfalls müssen wir meinen Kollegen abwarten . . .“

„Sie irren, Herr Doktor! Ich bin nicht krank. Ich hatte nur zu denken, viel zu denken, und wollte mit meinen Gedanken allein sein, ungestört. Jetzt bin ich fertig, und nun will ich aufstehen und essen. Das weitere wird sich finden.“

Der arme Geheimrat schlug verzweifelt die Augen gen Himmel: „Durchlaucht, Verzeihung, ich möchte Sie gern überzeugen — gerade dies Bedürfnis, so viel zu denken . . . hm, das ist krankhaft.“

In Hilda dämmerte allmählich etwas wie ein kleines Verständnis des ‚Zustandes der Patientin‘ auf. Sie beugte sich zärtlich über sie, strich ihr die Locken aus der Stirn und meinte: „Wir haben uns so um Sie geängstigt, liebe Prinzessin. Und nun bleiben Durchlaucht jedenfalls ruhig liegen, es ist ja mitten in der Nacht. Und essen kann man auch im Bett.“

Sie drängte den Leibarzt mit sanfter Gewalt aus dem Zimmer.

„Mach die Tür zu, Hilda — so!“ klang's vom Bett her. „Und dann komm zu mir und setze Dich! Ich hab mit Dir zu reden. Krank bin ich nicht — bewahre. Aber der Kopf tut mir doch 'n bischen weh, weißt Du. Und ein Wunder ist das nicht. Ich hab ihn ja geradezu gefoltert all die

langen Stunden hindurch. Aber nun weiß ich's ganz bestimmt: Ich kann ihn nie — nie heiraten! Und da ich das weiß, bin ich ganz ruhig. — Laß nur! Widersprich nicht, Hilda!" fuhr die Prinzessin fort. „Sieh mal, zuerst dachte ich nicht anders, als er sei ein Hochstapler, wie sich der andere, der wirkliche Professor vorstellte; solch ein Betrüger, wie man sie dann und wann in der Zeitung geschildert liest. Und ich meinte, ich sollte in die Erde sinken, denn — er hatte mich ja geküßt. Aber Hilda, ich glaube fast, ich hätte das noch eher überwunden. Wie ich dann aber zur Besinnung kam, und du neben mir knietest und mir zuflüstertest, es sei ja alles gut, er sei ja Prinz Wilhelm, da kam erst der wirklich große Schreck."

„Aber, liebe Durchlaucht, dazu lag doch wahrhaftig keine Veranlassung vor. Der Prinz liebt —"

„Still, Hilda! Nein, er hat sein Spiel mit mir getrieben. Er hat gleich gewußt, wer ich war. Und das war nicht ehrlich . . . nein, das war es nicht."

„Aber, liebe Prinzessin, für wen gaben Sie sich denn aus?"

Die kleine Durchlaucht seufzte schmerzlich: „Das ist's ja eben. Ich war auch nicht besser. Und eine Ehe auf solchem Fundament aufgebaut — auf Lug und Trug — nein! Nimmermehr! Und wenn Papa kommt, soll er es ihm gleich sagen. Ich will nichts mehr von ihm wissen —"

Hilda v. Gerdingen schien Ihre Durchlaucht doch noch etwas als Patientin zu betrachten. Sie faßte zärtlich die weißen Händchen und drückte die Prinzessin sanft in die Kissen zurück: „Prinzeßchen, morgen ist auch noch ein Tag. Dann werden Sie anders denken, Ihr Herz hat nicht umsonst gesprochen . . ."

Da schnellte Anna Luise aber wieder empor. „Du denkst doch nicht etwa gar, daß ich ihn noch liebe?“ wehrte sie erregt, heftig ab.

Die Freundin wollte etwas erwidern, aber in diesem Augenblick ging die Tür auf. Frau Eberhard erschien, hochrot im Gesicht, in den Händen ein kleines Tablett tragend. Und die Prinzessin sah dies kaum, als sie auch schon rief: „Endlich! Hab ich aber einen Hunger —“

Es war trotz des Prinzen ein Liliputbeefsteak geworden, denn Frau Eberhard war ihrer Sache nicht ganz sicher gewesen. Auch druckste sie jetzt sichtlich und traute sich nicht, etwas zu sagen, was sie auf dem Herzen hatte. Erst als sie sah, daß ihr Prinzeßchen wirklich mit dem gesundesten Appetit von der Welt aß, und als die größere Hälfte des kleinen Beefsteaks schon verschwunden war, brachte sie, immer noch zögernd. hervor: „Ich sollte Euer Durchlaucht auch einen — einen recht schönen Gruß bestellen“ — die Prinzessin sah auf — von seiner Durchlaucht dem Prinzen Wilhelm.

Patsch! Da lagen Messer und Gabel mitten auf der weißen Spitzendecke.

„Das — das hat er gewagt? Hilda, hörst du nicht, Hilda?“

Einen Augenblick saß Prinzeß ganz starr, während Frau Eberhard mit zitterigen Händen Messer und Gabel wieder auf den Teller legte. Hilda antwortete nicht. Sie hatte nun wieder ihr olympisches Lächeln.

Dann nahm Anna Luise plötzlich das Besteck auf und fing ruhig an, weiter zu essen. Und erst als der letzte Bissen erledigt war, fragte sie: „Wo trafst Du denn den Prinzen, Eberhard?“

Die Alte erzählte, und Prinzeßchen hörte zu.

„Und er ist wirklich mit Dir in die Küche gegangen?"

„Gewiß. Und Feuer hat er auch anzumachen versucht, es wollte aber nicht brennen."

Jetzt kicherte Anna Luise schon leise.

„... und dem Ernst, dem Kochgehilfen, wollte der Prinz helfen, denn der war so verschlafen, daß er kaum aus den Augen sehen konnte. Er kannte den Prinzen ja aber nicht, und da hätten sie sich beinahe gezankt. Dann kam der Chef selbst und hat schnell das Beefsteak gebraten, und wie sie dann sahen, daß der Herr so leutselig war, haben sie ihm eine weiße Schürze umgebunden, und der Prinz hat sich auslosen müssen mit einem Hundertmarkschein."

„Hundert Mark hat er für mein Beefsteak bezahlt!" Diesmal kicherte Prinzeßchen laut.

„Und ich soll den fürstlichen Hausorden bekommen mit dem Kochlöffel am Bande", fuhr Frau Eberhard fort.

Nun wurde aus dem Kichern ein helles Lachen. Und dann lehnte sich Anna Luise plötzlich zurück, dehnte und streckte sich behaglich und sagte: „Jetzt will ich schlafen."

Fünf Minuten später war sie wirklich eingeschlafen. Aber als sich unmittelbar vorher Hilda noch einmal über sie beugte, hatte sie halb im Traum geflüstert, mit einem trotzigen Zucken um den Mund: ‚Und ich nehme ihn doch nicht.'

Und Hilda v. Gerdingen hatte ihr lächelnd einen Kuß auf die Stirn gedrückt.

Um acht Uhr früh rollte der Wagen des Schloßherrn vor die Rampe. Zugleich erschien im Portal Prinz Wilhelm. Er eilte an die Equipage, half dem Prinzen aussteigen, wollte

ihm die Hand küssen und sagte dabei mit strahlendem Gesicht: „Teuerster Oheim, sie hat gegessen . . . ein ganzes Beefsteak!“

Da der arme Vater über alle Einzelheiten des traurigen Falls noch ununterrichtet war, so nahm er diese wichtige Mitteilung gar nicht mit dem Interesse auf, das sein Neffe vielleicht erwartet hatte. Er fragte vielmehr rein sachlich mit bekümmerter Miene: „Und jetzt? Schläft Anna Luise? Was meint der Arzt?“

Prinz Wilhelm gab Auskunft, so gut er konnte. Und schon erschien auch Fräulein v. Gerdingen, die das Vorfahren des Wagens gehört hatte, in der Halle. Sie wechselte mit ihrem Bräutigam nur einen kurzen Händedruck; dann winkte der Prinz ihr, in sein Arbeitszimmer zu treten. Und hier mußte sie beichten. Und dann wurde sie entlassen und Prinz Wilhelm kam an die Reihe. Und endlich Frau Eberhard. Und dann ließ der Schloßherr den Arzt bitten.

„Nun, lieber Rat?“

„Durchlaucht, ein höchst merkwürdiger, höchst interessanter und schwieriger Fall —“

„Der Fall, lieber Freund, interessiert mich nicht. Wie geht es meiner Tochter jetzt, das will ich von Ihnen hören!“

„O, das ist ja eben das Merkwürdige, Euer Durchlaucht. Gestern — man konnte wirklich nicht wissen — eine seltsame Nervenaffektion . . . fast möchte ich sagen, eine Nervenstarre! Und jetzt ist die gnädigste Prinzessin ganz wohl — hm! ja — und hat mich fortgeschickt, weil sie sich ankleiden und Durchlaucht begrüßen will.“

Der Prinz lächelte: „Ich will selbst zu meinem Kinde —“

Aber er kam nicht dazu. Kaum hatte sich die eine Tür hinter dem Arzte geschlossen, so tat sich die andere schon auf.

und Prinzessin Anna Luise erschien im Zimmer mit niedergebeugtem Köpfchen, die Augen gesenkt.

Der Vater ging ihr entgegen. Er küßte sie auf die Stirn und hob ihr den Kopf in die Höhe, sah ihr in die tränenfeuchten Augen und sagte mit verstelltem Ernst: „Mein armes, armes Kind, ich weiß alles.“

Er umfaßte sie und geleitete sie zärtlich zu einem Sessel. Dann setzte er sich ihr gegenüber, faßte ihre beiden Hände und streichelte sie.

Anna Luise schluchzte leise.

„Ja, mein armes Kind“, begann der Vater, „nun, ich weiß alles. Es ist ja sehr traurig — weine Dich aus! Und dann wollen wir ruhig miteinander beraten, was zu tun ist. Nicht wahr, Kleine?“

„Ja, Papa!“

„Siehst du, mein Kind, ich gebe Dir ganz recht. Du kannst ihn natürlich nicht heiraten —“

„Nein, Papa . . .“ Es kam ganz, ganz weh heraus, und das Schluchzen verstärkte sich.

„. . . sieh einmal, Anna Luise, ich gestehe es Dir offen, es war mir eine Herzensfreude, daß ihr beide ein Paar werden würdet. Nun, die alte Eberhard ist mit ihrem Geschwätz dazwischen gekommen. So gut sie's meinte, es war sehr töricht. Denn das mußt Du mit Deinem gesunden Menschenverstand einsehen, daß man eine Torheit, meinetwegen auch etwas Schlimmeres, das der Vater begehen wollte, dem Sohne doch nicht aufs Kerbholz schreiben kann, besonders wenn dieser Sohn ein braver, ehrlicher Mensch mit dem Herzen auf dem rechten Fleck ist. Das hoffte ich, so wäre

der Sohn. Aber Du hast ja die entgegengesetzte Erfahrung gemacht, nicht wahr?"

Anna Luise hob das Haupt. Sie sah den Prinzen erschrocken an. Auf ihren Lippen schien ein Einwurf zu liegen. Aber dann sank das Köpfchen wieder, wie verzagend, herab, und sie fing aufs neue an zu weinen, noch heftiger als vorher.

„. . . ich weiß ja, er kam doch, um Dich zu werben und machte dann einem angeblichen Fräulein v. Gerdingen in bedenklicher Weise den Hof. Nun behauptet er zwar, er habe von Anfang an gewußt, wer Fräulein v. Gerdingen sei, aber was solche leichtsinnige junge Männer behaupten —"

Unter Schluchzen und Weinen kam es heraus, aber doch recht bestimmt: „Nein, Papa, leichtsinnig ist er nicht gewesen."

„Nicht? Nun darüber läßt sich vielleicht streiten. Man könnte ja, wenn man übelwollend sein wollte, auch sagen, die kleine Komödie, die Anna Luise spielte, müßte mit gleichem Maße gemessen werden. Aber das ist nicht meine Meinung —"

„Doch, Papa, es war sehr, sehr unrecht von mir —"

„So? Nun gleichviel. Ich sehe ja, Dein Entschluß ist felsenfest, und Du bist nicht umzustimmen. Nicht wahr?"

„Ja — nein — ja . . ." Anna Luise brach wieder in heftiges Weinen aus.

„. . . siehst Du, armes Kind! Ich werde also meinem Neffen — übrigens, das muß ich Dir doch sagen: er liebt Dich wirklich sehr, und unter anderen Umständen hätte ich gerade die Art, wie Ihr Euch kennen lerntet, von Herzen willkommen geheißen — also ich werde Wilhelm sagen, daß Du seine Neigung nicht erwiderst, oder besser, richtiger —"

Er schwieg einen Augenblick. Und dann erhob er sich, leise vor sich hinlächelnd, und drückte auf eine Schelle. Anna

Luise bemerkte es gar nicht. Sie hatte beide Hände vor das Antlitz geschlagen, ihr zarter Körper bebte.

Der Vater zog ihr sanft die Hände vom Gesicht und blickte zärtlich in die tränenüberströmten Augen.

„Du armes Kind . . .“ Er nickte dem Eintretenden zu und hob den Finger an die Lippen: „. . . es wird nicht anders gehen, Du wirst es ihm selbst sagen müssen, daß Du nie die Seine werden willst. Dreh Dich einmal um, Anna Luise, er wartet auf Deinen Bescheid.“

Die Prinzessin schrak mit einem Aufschrei empor. Aber da hatte Prinz Wilhelm sie schon umfaßt. „Anna Luise, liebe Anna Luise!“ jubelte er. „Mache uns doch nicht mit so unnötigen Bedenken die Herzen schwer!“

Und er küßte sie auf Augen und Lippen, und sie lehnte ihr Köpfchen an seine Schulter. — —

Der Prinz war ein wenig zurückgetreten bis an seinen Arbeitstisch. Dort stand er nun, und seine Augen wanderten von dem jungen Paare zu dem Bilde seiner Gemahlin, und auch in seinen Wimpern perlte es feucht.

Er ließ den beiden reichlich Zeit, sich ‚ohne Worte‘, wie er nachher meinte, zu verständigen. Nun aber trat er zu ihnen und küßte sie mit zärtlicher Innigkeit. „Seid glücklich, Kinder!“ sagte er. Nichts weiter. Und sie standen eine geraume Zeit eng umschlungen.

Endlich löste er sich sanft aus ihren Armen. Er wischte sich mit einem kleinen Lächeln die Tränen aus den Augen: „Kinder, wir wollen nicht egoistisch sein. Draußen harren Eltern und seine Braut mit Zittern und Zagen der Entscheidung, denn ich habe ihnen etwas eingeheizt. Willst Du



Deiner Hilde nicht selbst mitteilen, lieber kleiner Querkopf, daß Du nun doch Deinen Pseudoprofessor heiraten möchtest?"

Anna Luise nickte. Ihr Gesichtchen strahlte trotz des feuchten Schimmers, der noch in ihren Augen lag.

„Wir wollen beide gehen", sagte Prinz Wilhelm. „Ich bin Fräulein v. Gerdingen ja noch zu besonderem Dank verpflichtet."

Plötzlich kam etwas wie die alte Schalkhaftigkeit über die Prinzessin. Sie machte einen kleinen zierlichen Knicks vor ihrem Bräutigam und hob ein wenig den Arm, wie um ihn in den seinen zu legen: „Wenn ich bitten darf, Herr Professor."

Prinz Ferdinand Karl hatte auf den Knopf der elektrischen Klingel gedrückt. Er wollte wohl Hauptmann v. Ellern und Hilda herbeibitten lassen. Aber der im Vorgemach harrende Diener mußte mißverstanden haben. Gerade als das junge Paar das Zimmer verlassen wollte, riß er die Tür auf; hinter ihm erschien eine altersgebeugte Gestalt mit wallenden grauen Locken, und er meldete: „Herr Professor Meyer!"

Prinzeßchen Braut kicherte, Prinz Wilhelm lachte, der Schloßherr aber schritt mit dem gewohnten huldvollen Lächeln auf den eintretenden Künstler zu und reichte ihm die Hand: „Willkommen, lieber Meister, auf Schloß Juliana! Herzlich willkommen als unser Glücksbringer!"

Das Röschen von Sternberg

Von

Hanns von Zobeltitz

Mit 2 Bildern von Konrad Egersdörfer



Jena
Hermann Costenoble



Ach, daß sie doch noch einmal wiederkehren möchten, die seligen, glücklichen, ersten Leutnantsjahre! Daß ihre goldige Unbefangenheit, ihre Frische, ihr fröhliches Genießen so schnell verrauschen muß? So schnell — ja so schnell! Da kommen die großen und die kleinen Miseren und Sorgen, da kommt dienstlicher und anderweitiger Ärger, da kommen dann auch ein wenig Ehrgeiz und Strebertum, und jedes legt ein Kuckucksei in unsere Brust. Wir werden alt und älter, werden griesgrämige Premiers und jugendlich sein wollende, diensteifrige Rittmeister, werden dann wieder griesgrämige, überalterte Schwadronschefs und raffen uns noch einmal zum Jugendfrische heuchelnden Major auf — und dann, dann winkt uns wohl günstigen Falls eine Ruhestätte als Bezirkskommandeur! Viele sind ja berufen, aber wenige sind auserwählt! Inzwischen sind die Knochen steif, ist das Haar grau und der Magen schlecht geworden, der Humor wurde längst als etwas Überflüssiges zu Grabe getragen oder hatte sich — zur bissigen Ironie umgeformt; die elegante Taille ist aufgegangen wie ein Pfannkuchen; mit dem Tanzbeinschwingen geht es schon lange nicht mehr, man lehrt bereits die eigenen Kinder Speere werfen und die Vorgesetzten nebst deren Frauen ehren, und so geht es — tagaus, tagein — jahraus, jahrein, bis man nach einer ernsten Rücksprache mit Muttern die

Pensionstabelle vornimmt und seine Dienstjahre zusammenrechnet. Man weiß schon weshalb!

Dann freilich, dann erfährt man erst, welche hohen Freuden, wie viel Glück und Genuß diese Jahre denn doch mit sich gebracht haben, und dankbar denkt man an all die Einzelheiten der Dienstzeit zurück; manche kleine und größere Anerkennung, die man fand, erscheint jetzt erst im rechten Lichte, mancher hübsche Zug echter, treuer Kammeradschaft, die längst vergessen war, tauchte wieder auf. Aber am schönsten ist doch die Erinnerung an die seligen, glücklichen ersten Leutnantsjahre, in denen ein fröhlicher Leichtsinn heute noch nicht an das Morgen dachte, sondern die Stunden genoß, wie sie kamen, die Feste feierte, wie sie fielen.

Mir kam das neulich alles in den Sinn, und das Herz ging mir ordentlich auf, als ich unter alten, vergilbten Papieren zufällig einen Brief fand, der aus jener frohen Zeit stammte und wunderbarerweise den Umwälzungen von zwölf Umzügen und drei Feldzügen entgangen war.

Der Brief war von einem einstigen Regimentskameraden, einem Leutnant von Beyern, an mich gerichtet und lautet: „Die Sache kann sehr schief gehen. Ich sorge mich um die Sache. Haben Sie nichts von der Sache gehört? Wenn der Alte hinter die Sache kommt, sperrt er uns rettungslos ein, dann Adieu Urlaub! Notabene, was ich eigentlich schreiben wollte: könnten Sie mir nicht ein paar Taler pumpen, ich bin arm wie eine Kirchenmaus von Sternberg zurückgekommen. Wann ich sie wiedergebe, weiß ich allerdings nicht, vielleicht weiß es aber Nathan Isaak, mein teurer Geschäftsfreund. Schicken Sie mir gleich und sorgen Sie, daß die Sache dem Obersten nicht zu Ohren kommt — seht vor allem das Wurst-

blättchen im Kasino genau durch, ob die Kerle nicht etwas über die Sache schreiben und wenn ja, nehmt es fort, daß der Alte es nicht in die Finger kriegt. Aber schön war die Sache doch — ein Kapitalspaß. Ihr getreuer Otto, Prinz von Beyern."

Ich mußte laut auflachen, als ich las: „Otto, Prinz von Beyern!" Nun stand er, der prächtige, gute, leichtsinnige Beyern wieder wie mit einem Schlage vor mir, er mitsamt ‚seiner Sache'. Ich glaube, ich kann es heute ruhig ausplaudern, was für eine Bewandtnis es eigentlich ‚mit der Sache' hatte — von den Beteiligten wird es mir keiner, wenn je diese Zeilen einem von ihnen zu Gesicht kommen sollten, übelnehmen, am wenigsten der Prinz von Beyern selbst, der jetzt am sonnigen Missouri seinen Weizen baut nnd zu den Wenigen gehört, die jenseits des großen Wassers ein reiches Glück gefunden. Wir haben es ihm alle gegönnt, der treuen, lieben Seele!

Wir waren also im Manöver in der Neumark gewesen, dort, wo, wie man zu sagen pflegt, die Welt ein Ende hat, und befanden uns auf dem Rückmarsch. Man kannte ja damals den Rücktransport vom Manöverterrain nach der Garnison per Bahn noch nicht, wir hatten daher volle acht bis zehn Märsche, ehe wir daheim waren. Es waren schreckliche Quartiere, die uns blühten, elende Bauerndörfer, selten einmal ein kleiner Gutshof, auf dem dann ein mürrischer, im Sande seiner Felder vertrockneter Junker saß, der uns noch mehr langweilte als jedes Bauernquartier. Die ‚Leiche mit Reis' vulgo der übliche halbgekochte, halbgebratene Manöveradler stand täglich auf dem Tisch, und an jedem Abend kamen wir drei Offiziere von der Eskadron im besten Quartier zu-

sammen und spielten Whist. Der edle Skat war zu jener Zeit noch ein unbestrittenes Prärogativ der Altenburger.

Eines Tages lagen wir, Beyern und ich, allein zusammen auf einem einsamen Vorwerk, auf dem sich die Füchse gute Nacht sagten. Es war wirklich zum Gotterbarmen: Drei Katen und eine langgestreckte, leere Scheuer — ringsherum Sand und Kieferkuseln und wieder Kieferkuseln und Sand — das war alles. Und wir Unglückswürmer hatten die Aussicht, einen langen Ruhetag in diesem Neste totschlagen zu müssen. ‚Ihr werdet gute Zeit haben, Messieurs, Euch um die Gäule zu kümmern', hatte der Rittmeister gesagt, als unsere Züge von der großen Landstraße abbogen. ‚Die Kerle verbummeln, bringt mir den Putz in Ordnung, er läßt viel zu wünschen übrig. Viel Vergnügen, es soll auf dem Vorwerk sehr hübsch sein. Morgen ganz frühe komme ich zur Pferderevision hinübergeritten.'

Wir hatten wirklich aus verzweifelter Langeweile zwei Appelle abgehalten; der hohe Chef war bis auf einige nicht ordentlich ‚verlesene' Mähnen leidlich zufrieden gewesen und dann mit einem spöttischen Blick auf die drei Katen wieder fortgeritten; nun lagen wir beide im Grase und sahen in die Sonne, und die Gänse schnatterten um uns her, als wären wir ihresgleichen. Wir konnten nicht einmal einschlafen — vor Langeweile, wie Beyern behauptete.

„Hecken Sie irgend etwas aus, Prinz Otto, und wenn es die größte Dummheit ist — ich mache mit", rief ich endlich, mich halb aufrichtend, in heller Verzweiflung. Irgendein Witzbold unter den Kameraden hatte dem guten Beyern, der sich bisweilen ein vornehmes Air gab und dann unglaublich komisch sein konnte, den Spitznamen Prinz angehängt, und

er tat das Klügste, was er tun konnte: er annektierte ihn dauernd, nachdem seine ersten Versuche, den nom de guerre abzuschütteln, unter allgemeinem Gelächter gründlich gescheitert waren.

Seine Hoheit geruhten einen Augenblick recht ernstlich nachzudenken: „Wollen wir die Katen in Brand stecken?“ sagte er dann. „Die Strohdächer müssen sehr hübsch brennen, und wir arbeiten zugleich für das allgemeine Wohl: Es ist ja eine Schande mit den Hundehütten.“

„Der Vorschlag wird verworfen: Unsere Schwefelhölzer sind für den Zweck zu schade. Haben Sie nichts Besseres im Sinn? Wie wär's, wenn wir noch einen Appell abhielten?

„Unsinn! Prinz, machen Sie mich nicht rasend — strengen Sie Ihre Gedanken gütigst etwas mehr an.“

„Das können Sie ja auch. Ich überlasse es Ihnen gern — Sie sind der Ältere.“

„Bitte, bitte: Ein Kommando fatigue kommt stets dem Jüngeren zu.“

Beyern brummte etwas Unverständliches vor sich hin und versank wieder in tiefes Nachdenken, während ich nach kleinen Steinen im Grase suchte, um die unverschämten Schnatterer zu vertreiben.

Endlich sprang der Prinz auf: „Heureka, heureka!“ rief er frohlockend. „Wir sind doch wirklich unglaublich schwerfällig — haben wir denn nicht unsere Krümper und liegt nicht Sternberg, das weltberühmte Sternberg, kaum eine Meile von hier entfernt?“

Ich wagte einen leisen Einspruch: „Die Krümper stehen allerdings hier, aber —“

„. . . aber der Major wünscht nicht, daß sie auf dem Rückmarsch benutzt werden, wollen Sie sagen. Sie haben recht, Sedlitz, dann bleiben wir also hier." Und brummend ließ sich Otto in das Gras zurückfallen.

Wir lagen wieder eine ganze Weile schweigend auf dem Rücken und trieben Wolkenkunde. „Es soll sehr hübsch sein in Sternberg", begann dann Beyern mit einem resignierten Pfeifen. „Bannewitz lag im vorigen Jahre dort und erzählte Wunderdinge von einer kleinen Weinstube, in der er mit den Honoratioren der Weltstadt gekneipt und in der ein bildsauberes Wirtstöchterlein die Honneurs gemacht hätte."

„. . . wenn wir einen Grund hätten, die Krümper zu nehmen." Ich drehte mich lebhaft um. Der Gedanke an die hübsche Hebe elektrisierte mich, ich war schrecklich verliebter Natur „. . . wissen Sie, Prinz, der Grund braucht ja gar nicht allzu stichhaltig zu sein" — nur daß man nachher eine kleine Entschuldigung hat".

„Gründe sind wohlfeil wie Brombeeren", deklamierte Beyern und meditierte aufs neue. „Ich hab's, ich hab's, Sie Glückspilz", rief er dann. „Ich brauche für meine Elvira eine Flasche Fluid, in Sternberg ist eine Apotheke, und Sie werden mir als Kantonnementsältester doch die Krümper nicht abschlagen, wenn ich Sie im Interesse meines Chargenpferdes darum bitte."

Ich fiel ihm um den Hals, und dann überschlugen wir uns beide im Grase, daß die Gänse nur so auseinanderstiebten. Eine halbe Stunde später saßen wir auf dem Krümperwagen, und die beiden Gäule zogen uns langsam durch den tiefen, tiefen Sand des Waldweges — es war eine mühselige, langweilige Fahrt.

Aber dafür winkten dann auch die Türme Sternbergs — es waren ihrer wahrhaftig zwei — verheißungsvoll, und endlich, endlich rollte unser stolzes Gefährt über das wunderbare Straßenpflaster der Stadt. Hier und dort wurde ein Fenster aufgerissen, ein neugieriges Gesicht lugte uns vier Wundertiere an, und die ersten beiden Jungen, die wir nach der Weinstube fragen wollten, rissen aus wie Schuhleder. Schließlich fanden wir aber doch einen weisen Sternberger, der uns Bescheid sagte; Beyern gab den Pferden noch einen Klapps mit der Peitsche, so daß sie sich zum Trabe aufschwangen; wir bogen um zwei, drei Straßenecken und hielten endlich vor der Tür der „Goldenen Traube". Das von dem Zahn der Zeit etwas zernagte Wahrzeichen des Hauses prangte einladend über der Pforte; was jedoch wichtiger war: hinter den schneeweißen Gardinen im Oberstock meinte ich auf einen Augenblick ein hübsches Mädchengesicht zu sehen. Es war aber wohl Täuschung gewesen, denn gleich darauf lag wieder Musselinfalte an Musselinfalte.

In der Tür erschien eine dicke, vierschrötige Gestalt in Hembärmeln, augenscheinlich der Herr Wirt. Er wälzte sich behäbig die ausgetretenen Steinstufen herab und kam gerade zur rechten Zeit, um Beyern, der immer noch nach oben schielte, die Zügel abzunehmen. Ich selbst war schon vorher heruntergesprungen, stand neben dem Wagen und harrte etwas ungeduldig. „Nun, mein Prinz, kommen Sie?" fragte ich, worauf Otto ziemlich unwirsch erwiderte: „Warten Sie doch gefälligst, Sedlitz!" — und dem Wirt mit der ihm eigenen Grandezza die Zügel hinwarf.

Der Wirt zur Goldenen Traube schien zuerst unser Kommen ziemlich gleichgültig aufgenommen zu haben, wenigstens hatten

unsere Uniformen den welterfahrenen Herrn sicher nicht in Aufregung versetzt. Als ich aber Beyern ansprach, malte sich plötzlich in seinem pausbackigen Gesicht eine Überraschung, die mir zwar sofort auffiel, aber die ich mir nicht zu erklären vermochte. Erst als er jetzt, mich ziemlich ignorierend, sich tief vor dem stolz vorüberschreitenden Kameraden verneigte, schoß mir plötzlich der Gedanke durch den Kopf, daß meine scherzhafte Anrede an Beyern ihn zu der Vermutung gebracht haben könnte, ein Prinz, ein wirklicher Prinz beehre sein Haus. Und gleichzeitig kam mir die tolle Idee, ihn in seinem Irrtum zu lassen — das mußte ja einen Hauptspaß geben, wenn es gelang, ihn durchzuführen. Ich rief Beyern nach: „Ich will sehen, wo die Pferde unterkommen, entschuldigen Sie mich gnädigst, Hoheit! Ich komme sofort, um nach den Befehlen seiner Hoheit zu fragen."

Otto drehte sich etwas verwundert um, aber er war die scherzhafte Anrede derart gewöhnt, daß sie ihm kaum sonderlich auffiel: „Sorgen Sie nur, daß wir bald etwas zu essen und zu trinken bekommen," antwortete er mit wahrhaft klassischer Seelenruhe und verschwand im dunklen Hausflur.

Der Wirt starrte ihm mit offenem Munde nach. Dann fuhr er plötzlich erschreckt empor: „Mein Gott, mein Gott", wandte er sich an mich, „wir sind gar nicht auf so hohen Besuch vorbereitet. Der Keller ist wohl leidlich imstande, aber mit dem Essen wird es hapern. Was würden die Herrschaften befehlen: Alles, was in unseren Kräften steht, soll gewiß geschehen . . . Seine Hoheit sind aber sicher sehr verwöhnt."

Ich dachte an unsere drei Katen und die ‚Leiche mit Reis', die seit fünf Tagen unsere stehende Mittagsmahlzeit

gebildet hatte, aber ich blieb ganz ernst. Während der Wirt dem herbeigeeilten Hausknecht Weisung wegen der Pferde gab und ihm dabei, wie ich deutlich bemerkte, zugleich die Wundermär von dem hohen Besuch ins Ohr flüsterte, legte ich mir meine Rolle zurecht.

„Wir sind gar nicht verwöhnt, mein Lieber", sagte ich herablassend. „Wir werden mit allem vorlieb nehmen, wenn es nur gut ist. Vor allem schicken Sie uns eine Flasche Rotspon, den besten, den Sie im Keller haben, und dann sorgen Sie dafür, daß wir in etwa einer Stunde dinieren. Was würden wir denn bekommen können?"

„Eine gute Suppe, ein Gericht Krebse, grüne Bohnen mit Beilage und ein gebratenes Huhn — würde das wohl genügen? Sie müssen uns entschuldigen, Herr Leutnant, wenn wir geahnt hätten . . ."

„Schon gut, schon gut. Nehmen Sie anstatt des Huhnes eine Ente — Hoheit lieben Hühnerbraten nämlich nicht — und der Prinz wird zufrieden sein."

In diesem Augenblicke wurde das Fenster des Weinzimmers aufgerissen, und Beyern rief heraus: „Wo bleiben Sie denn, Sedlitz? Da dauert ja ewig. Ich verdurste."

Ich verbeugte mich devot nach dem Fenster zu: „Ich komme schon, Hoheit ... Sie sehen, der Prinz ist etwas ungeduldig", raunte ich dann dem Wirt zu. Eilen Sie, fliegen Sie, daß er wenigstens etwas Gutes zu trinken erhält!"

Als ich endlich neben Beyern saß — natürlich bescheiden auf einem Stuhl, wie es meiner Adjutantenrolle zukam, während er das Sofa okkupiert hatte — und ihm erzählte, daß der Wirt ihn für einen wirklichen, leibhaftigen Prinzen hielte, und

daß wir die Komödie weiter ausspinnen müßten, wollte er sich ausschütten vor Lachen. Das war Wasser auf seine Mühle, er hatte sich im Handumdrehen völlig in die Situation hineingelebt, lehnte sich vornehm in die Sofaecke zurück und machte ein Gesicht, als ob er den Herzogshut auf dem Kopfe trüge. Indessen hatten wir beide doch alle Mühe, nicht laut aufzulachen, als der Wirt endlich mit einem Tablett eintrat. Der alte, dicke Herr, dem die Schweißtropfen vor Erregung auf der roten Stirn standen, war nämlich in aller Eile in einen Frack von wahrhaft antediluvianischen Formen geschlüpft, einen Frack, der ihm einst vor zwanzig Jahren gepaßt haben mochte, der jetzt aber in allen Ecken zu eng und zu kurz war und seinem Besitzer entschieden Höllenpein verursachte.

Beyern gewann aber sofort seine Fassung wieder. Er kostete den übrigens wirklich süffigen Wein mit vornehmer Gelassenheit, blickte dann wunderbar gnädig auf den Wirt, der bescheiden an der Tür stehen geblieben war, und fragte gedehnt: „Wie heißen Sie eigentlich, mein Lieber?"

„Euer Hoheit zu dienen: Johann August Leberecht Lehmann", stammelte der befangen.

„Ihr Wein ist gut, mein lieber Herr Leberecht, hätte gar nicht gedacht, daß man hier so gutes Gewächs tränke. Wohl ein wohlhabendes Städtchen, dies . . . dies . . ." er sah mich mit köstlich gespielter Ignoranz an.

„Sternberg", fiel ich schnell ein.

„Ganz richtig: Sternberg! Viele gut situierte Bürger — he?"

„Es geht, Eure Hoheit. Es ist ja freilich nur ein bescheidenes Städtchen, aber es nährt seinen Mann."

Beyern tat wieder einen tiefen Schluck. „Sie haben Familie, mein Lieber?“ fragte er dann zu mir herüberblinzelnd.



Johann August Leberecht knickte förmlich vor Devotion zusammen — der Prinz war ja allzu gnädig: „Meine gute Frau ist vor zwei Jahren gestorben — ich habe aber eine Tochter, die mir die Wirtschaft führt“, berichtete er.

„Ein Töchterchen? So, so, ein Töchterchen“, machte Otto und trank mit wahrhaft fürstlichem Durst. „Würde mich freuen, Ihr Kind einmal zu sehen — nachher — gelegentlich — Sie können uns übrigens noch eine Bouteille bringen oder, warten Sie, bringen Sie lieber gleich zwei. Wegen des Diners haben Sie doch die nötigen Anordnungen gegeben, mein lieber Leutnant?“ wandte er sich dann an mich.

„Zu Befehl, Eure Hoheit!“ Ich mußte mich gewaltig zusammenehmen, um ernst zu bleiben — Beyern war urkomisch.

Nachdem Herr Lehmann aber das Zimmer verlassen hatte, prutschten wir beide los, und dann setzten wir uns hinter unseren Rotspon und waren mit einem Eifer tätig, der einer besseren Sache würdig gewesen wäre. Wir waren, als unser Wirt nach einem reichlichen Stündchen meldete, daß angerichtet sei — er habe sich erlaubt, den Tisch im Garten decken zu lassen — in äußerst gehobener Stimmung. Seine Hoheit geruhten sogar höchstseinen Arm in den meinen zu schieben, was Leberecht Lehmann mit einiger Verwunderung erfüllte.

Die größere Überraschung stand uns noch bevor.

Der Garten war eine jener primitiven Anlagen, wie man sie bei den kleinen Wirtshäusern märkischer Landstädte häufig findet, halb Ziergarten, halb Gemüsegarten, am Rande ringsum dichte Sträucher, in denen hier und dort laubenartige Vertiefungen eingeschnitten waren. In einer dieser Lauben war für uns gedeckt, vor dem Eingang aber stand ein wirklich allerliebstes Mädchen mit langen, dicken blonden Flechten, rosigen Wangen und ein Paar Augen, die, wie man ‚beim Kommiß‘ zu sagen pflegt, auf der Knopfgabel geputzt schienen. Bannewitz hatte nicht zu viel gesagt: das

Wirtstöchterlein zur Goldenen Traube war ein blitzsauberes Ding.

Aber nun kam das Komische an der Sache: die Kleine hatte zur höheren Ehre des Tages, sicher auf obrigkeitlichen Befehl des gestrengen Papas, ein schneeweißes Gewand angetan, an dem soeben augenscheinlich der Plättbolzen das letzte Wort gesprochen hatte; in der Hand hielt sie ein riesengroßes Bouquet von Georginen und Astern, und als wir uns ihr nahten, trat sie einen Schritt näher und stammelte einige Worte vom hohen Besuch willkommen heißen, von tiefer Ehrfurcht und treuer Ergebenheit, und dabei färbten sich ihre Wangen bald rot und bald weiß, bis Beyern ihr endlich mitleidig den Riesenstrauß aus der Hand nahm. Aber jetzt gefiel sich der Schelm erst recht in seiner Rolle — und ich hatte das Zusehen.

„Danke, danke, mein Kind!“ schnarrte er und faßte sie gnädig unter das Kinn. „Daß Euer Sternberg so hübsche Blumen haben könnte, hätte ich nicht geahnt“, setzte er mit kaum verstandener Zweideutigkeit hinzu. „Wollen uns das merken; notieren Sie es sich, mon adjutant, notieren Sie es sich! Wie heißen Sie denn, mein liebes Kind? Ich nenne jemand, den ich gern habe, gern bei seinem Vornamen.“

Ihre Wangen tauchten sich in immer dunkleres Rot. „Rose“ — brachte sie endlich mit Mühe hervor.

„Rose . . . ein reizender Name. Eine meiner Tanten, die Fürstin Taillaud-Patagossi, hieß auch Rosa und war auch sehr hübsch. Nochmals, Fräulein Rosa, besten Dank. Und nun zu Tisch, mon adjutant“, wandte er sich herablassend an mich. „Bestellen Sie uns nur auch etwas Gutes zu trinken.“

Das „Diner“ verfloß in der animiertesten Stimmung. Die Speisen waren einfach, aber gut zubereitet, der Rheinwein zu den Krebsen war ebenso trefflich wie der Rotwein, und schließlich flüsterte mir Herr Leberecht Lehmann zu meinem großen, freudigen Erstaunen sogar ins Ohr, daß er sich erlaubt habe, eine Flasche Sekt bereit zu stellen. „Er ist mir von der letzten Taufe beim Bürgermeister übrig geblieben — echter Cliquot — nur Eis habe ich nicht.“

„Seine Hoheit ziehen den Sekt stets in der Kellertemperatur vor — bringen Sie ihn nur her!“ flüsterte ich zurück, und bald knallte der Pfropfen, und der Champagner perlte schäumend im Glase.

Beyern hatte sich bald brav mit dem bei der Bedienung helfenden Wirtstöchterchen angefreundet. Aus Fräulein Rosa war ihm längst das Röslein von Sternberg geworden, und es fehlte nicht viel, so wäre er ernstlich aus der Rolle gefallen und hätte eine fulminante Liebeserklärung vom Stapel gelassen. Zum Glück war die Kleine ein verständiges Mädchen, die dem hohen Herrn auch nicht um eines Zolles Breite entgegenkam und sich schließlich, als Beyern sie um die Taille fassen wollte, ganz energisch frei machte. Mir schien es fast, als ob der geschäftige Herr Papa, der immer noch in dem schrecklich engen Frack paradierte, mit der Sprödigkeit seines Töchterleins gar nicht sonderlich einverstanden sei; mir war's als ob er etwas murmelte, das fast wie ‚dumme Pute‘ klang, er eilte ihr ins Haus nach und kam erst nach einer ganzen Weile mit stark gerötetem Gesicht wieder. Der Prinz war indessen schon zu selig, um über den kurzen Abschied seines Röschens tiefen Herzenskummer zu empfinden; er dehnte sich behaglich in seinem Sessel, schwang sein Sektglas und sang:

Nichts macht so heiter — macht so froh,
Wie der Cli-Cla ... Cli-Cla ... Cliquot!

Beiläufig bemerkt, ein Liedchen, das man neuerdings wieder aus alten Pandekten ausgegraben haben muß — uns war es damals fast allzu geläufig, um dann lange Zeit ganz vergessen zu werden.

Es schien mir hohe Zeit, die Sitzung aufzuheben. Mit einiger Mühe brachte ich Otto auf die Beine und persuadierte ihn, sich etwas zurückzuziehen. Herr Leberecht Lehmann fand sich mit anerkennenswerter Schicklichkeit in die für einen Kleinstädter immerhin nicht ganz leichte Lage, einen Prinzen von Geblüt angeheitert zu sehen; er wies mir eine nach dem Garten zu gelegene Stube an, und bald schnarchte der brave Otto in allen Grundtönen des Basses, als ob das Holzsägen seine tägliche Beschäftigung sei.

Auch ich fühlte das Bedürfnis, mich ein wenig zurückzuziehen, es gelang mir aber nicht ohne einen kleinen Diskurs mit unserem Wirt. Der zog mich vielmehr, gerade als ich die Tür schließen wollte, am Schlafittchen auf den Korridor zurück und setzte mich durch seine allerdings nicht ganz ungerechtfertigte Neugierde in die allergrößte Verlegenheit Er fragte mich nämlich, welchen hohen Gast er eigentlich zu beherbergen die Ehre habe. Ich war immerhin noch nüchtern genug, um einzusehen, daß ich uns beide in arge Gefahr brachte, wenn ich dem guten Manne einen falschen Namen aufband — kam die Sache dann heraus, so gab es sicher erst recht einen großen Skandal. Ich sagte daher kurz entschlossen — wohlweislich diesmal ohne die Hoheit hinzuzufügen: „Otto von Beyern, mein Lieber!“ und überließ die nähere Orthographie dieses Namens dem Herrn Lehmann selbst.

„Otto von Bayern! Also ein Süddeutscher!“ meinte er ganz in Hochachtung versunken. „Das wird den Herrn Bürgermeister sehr interessieren. Man könnte dann die Landesfarben anbringen.“

Mir fuhr es wie Blitz und Donner durch die Glieder. „Die Landesfarben anbringen? Wie meinen Sie das damit?“ fragte ich schnell.

Herr Leberecht Lehmann zwinkerte mit den kleinen, listigen Äugelchen. „Ich sollte eigentlich nichts verraten, Herr Leutnant, aber Ihnen kann ich es doch wohl anvertrauen: der Bürgermeister, ein sehr loyaler Herr, hat von der Ankunft des Prinzen gehört, und da er zugleich Vorstand des hiesigen Gesangvereins ist, so beabsichtigt er, Seiner Hoheit heute in der Dämmerstunde eine Serenade zu bringen.“

„Um Gottes willen, das fehlte noch!“ Ich mußte schleunigst abwiegeln, zog daher mein Gesicht in die ernstesten Falten und drängte den dicken Herrn in eine Ecke des Korridors, so daß er mir nicht entschlüpfen konnte: „Das geht nicht, Herr Lehmann!“ sagte ich dann überlegen. „Sie versetzen sich und mich in die größte Unannehmlichkeiten, wenn Sie die sehr achtenswerte Aufmerksamkeit Ihres Herrn Bürgermeisters nicht zu verhindern wissen. Bedenken Sie doch: der Prinz *will* nicht erkannt sein, nehmen Sie an, er sei incognito hier; ich kann Ihnen versichern, er würde im höchsten Grade ungehalten sein, wenn er wüßte, daß man ihn zum Gegenstand irgendwelcher Ovation machen wollte. Ich kenne Hoheit genau: Hoheit würden in diesem Fall sofort abreisen.“ Und nun atmete ich tief auf und fügte sehr schmerzlich hinzu: „Sie ahnen ja gar nicht, mein lieber Herr Lehmann, wie schwer es ist, es hohen Herrschaften recht zu machen — ich aber

weiß es! Ich muß Sie also bestimmt bitten, das gewiß sehr gut gemeinte Vorhaben des Herrn Bürgermeisters zu vereiteln — Sie werden sich dadurch nicht nur mich, sondern vor allen auch den Prinzen zum größten Dank verpflichten."

Es mußte mir wohl gelungen sein, mit dem Brustton der Überzeugung — die schöne Phrase war damals allerdings noch nicht erfunden — zu sprechen. Herr Lehmann kraute sich zwar bedenklich hinter den Ohren, aber er versprach doch, meinem Wunsche nachzukommen.

Als ich in unser Zimmer kam, schnarchte Otto immer noch. Ich selbst warf mich auf einen Lehnstuhl am offenen Fenster und versuchte auch einzuschlafen. Gerade als mir Morpheus aber eben seinen ersten Götterkuß senden wollte, hörte ich unter meinem Fenster flüstern; unwillkürlich blickte ich, von den buntgeblümten Vorhängen verdeckt, hinaus und sah im Gebüsch einen Frauenrock schimmern; wie ich näher zusah, erkannte ich die kleine Rosa, die von den Fliedersträuchen halb verborgen am Gartenzaun wenige Schritte von dem Fenster entfernt stand und sich augenscheinlich mit einem jungen, hübschen Burschen ein kleines Rendezvous gab. Die Schelmin: den Prinzen ließ sie schnöde abfallen, und wahrhaftig, jetzt erhielt der Glückliche einen, nein zwei Küsse! Gut, daß Seine Hoheit das nicht sahen.

Ich glaube, es war kein großes Verbrechen, daß ich ein wenig die Gunst der Verhältnisse ausnutzte und lauschte. Die Gelegenheit war zu verführerisch.

„Aber, Röschen", hörte ich sagen, „wo bleibst Du denn heute? Hast Du mich wohl gar nicht mehr lieb, daß Du mich so lange warten läßt?"

„Ich konnte nicht abkommen, Karl“, gab die Kleine zurück. „Hast Du denn nicht gehört, daß wir hohen Besuch haben: zwei Husarenoffiziere, und der eine von den beiden ist sogar ein Prinz.“ Es klang doch ein wenig Stolz aus den Worten.

„Ein Prinz!“ sagte der beneidenswerte junge Mann. „Sieh, sieh, da mußte ich freilich zurückstehen. Solch Prinz ist natürlich etwas ganz Absonderliches.“

Rose lachte. „Weißt Du, Karl, ich habe mir einen Prinzen eigentlich ganz anders gedacht.“

„Wohl mit einer Krone auf dem Kopfe und einem Szepter in der Hand? Nicht wahr?“

„Nein, nein — Du mußt mich doch nicht für zu töricht halten. Ich habe ihn mir nur etwas würdevoll und gemessen vorgestellt, aber der Prinz, der bei uns ist“ — sie lachte herzlich.

„Nun, was ist's denn mit dem Prinzen?“

„Der ist zu komisch. Schließlich hat er des Guten etwas zu viel getan, und der andere hat ihn zu Bett bringen müssen. Er hat mir gar nicht gefallen!“

Armer Otto! Armer Prinz von Beyern!

Es entstand draußen eine kleine Pause, oder die beiden flüsterten wenigstens so leise, daß ich nichts verstehen konnte. Dann sagte er etwas lauter: „Aber Röschen, was soll denn daraus werden?“

„Du und ich müssen eben warten“, entgegnete sie. Es klang recht kleinlaut.

„Warten — warten und ewig warten, Röschen, das ist sehr schwer, wenn man sich so sehr lieb hat.“

„Aber der Vater sagt nicht ja! Du weißt, daß er gegen Dich nichts hat, aber er mag —“ sie stockte.

„Nun — nur heraus mit der Sprache. Du wirst doch vor mir keine Geheimnisse haben?“

„Er mag die Schulmeister nicht; Hungerleider und Rutenhelden nennt er sie.“

„Das ist nicht gerade sehr schmeichelhaft, Rose. Aber weißt Du, es gibt doch keine Regel ohne Ausnahme, und ich hoffe, er wird in mir wenigstens eine Ausnahme sehen lernen.“

„Vater ist sonderbar. Du glaubst gar nicht —“

In diesem Augenblick rief die Stimme des alten Lehmann: „Rose — wo steckst Du denn, Rose? Der Kaffee — zum Donnerwetter!“

Ich hörte nur noch zwei laute Küsse und ein Adieu, dann raschelten die Zweige; das Rendezvous mußte wohl ein vorzeitiges Ende erreicht haben. Der gestrenge Herr Papa war aber so laut gewesen, daß auch Beyern erwachte, er rieb sich die Augen, sprang auf und lief zum Waschtisch; er mochte in weiser Selbsterkenntnis fühlen, daß eine kleine Ernüchterungskur durch kaltes Wasser ihm sehr dienlich sein würde. Und in der Tat, das bewährte Mittel versagte auch diesmal nicht. Als Otto den Kopf aus der Waschschüssel zurückzog, blickten die Augen klar und hell, und der deutlichste Beweis des Erfolges seiner Kur war, daß er mir gestand: „Sedlitz, ich schäme mich furchtbar. Ich glaube, Seine Hoheit hatten sich etwas übernommen.“

„Seine Hoheit waren aber selbst in diesem Zustand bezaubernd!“ lachte ich. „Die kleine Rosa freilich scheint anderer

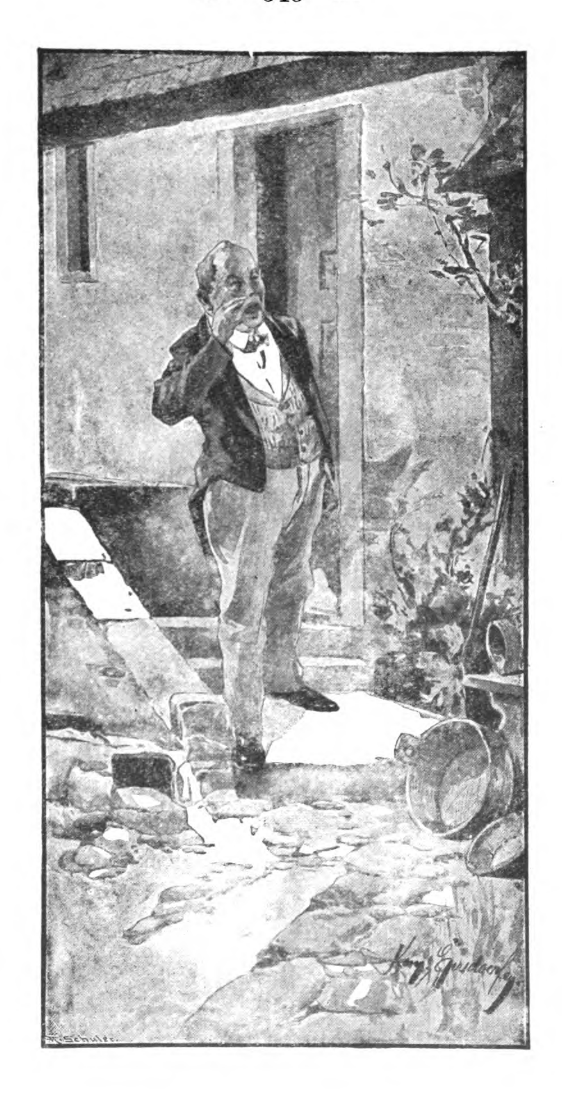
Ansicht zu sein.“ Und nun erzählte ich ihm, was ich soeben erlauscht hatte.

Otto war, wie man zu sagen pflegt, eine Seele von Mensch. Er konnte keinen Unglücklichen sehen. Ich war mehrmals Zeuge, daß er einem Bettler, der es wahrscheinlich gar nicht verdiente, seine ganze Börse schenkte und dann in seiner Art einen halben Monat ‚krumm lag‘. Es war ein Funken göttlichen Leichtsinns in ihm. Wo er gar selbst eine Schuld auf sich lasten fühlte, und wenn sie auch noch so harmlos war, kannte er keine Grenze in dem Bestreben, sie gut zu machen — daß er in dem gewiß an sich lobesamen Wollen manchmal nicht ganz den richtigen Weg einschlug und eine Extravaganz mit der anderen zudeckte, lag nun einmal in seinem Wesen.

So auch diesmal. Kaum hatte ich geendet, so sprang er auf: „Der kleinen Rose von Sternberg muß geholfen werden, ich bin es ihr schuldig. Das wäre noch schöner, wenn wir dem niedlichen Mädel nicht zu ihrem Schulmeister verhelfen wollten — Sedlitz, vorwärts! Raten Sie, helfen Sie, wir dürfen die seltene Gelegenheit, ein gutes Werk zu tun, nicht ungenutzt vorübergehen lassen.“

Ich hielt einen kleinen Dämpfer denn doch für angebracht. „Übereilen Sie sich nicht, edler Prinz! Wer weiß, welche guten Gründe Meister Lehmann haben mag, dem Magister seine Tochter vorzuenthalten.“

„Ach was!“ rief Otto erregt. „Gründe — Gründe! Solch Spießbürger, wie August Leberecht oder wie der ehrsame Traubenwirt sonst heißt, kann auch nur sehr spießbürgerliche Gründe haben — wahrscheinlich hat er das schmucke



Röslein irgendeinem Gevatter Bierbrauer zugedacht, der einen dicken Bauch und einen noch dickeren Geldbeutel hat. Ich habe übrigens schon einen famosen Plan, in solchen Dingen bin ich überhaupt ein brillanter Stratege — aber Sie dürfen mir Ihre Unterstützung dabei nicht versagen."

„Lieber Beyern, ich glaube, wir haben hier schon Hokuspokus genug getrieben —" wollte ich abmahnen. Aber er ließ mich nicht ausreden. Mit unwiderstehlicher Eloquenz bewies er mir, daß ich der miserabelste Mensch auf Gottes Erdboden, daß ich der jammervollste Kamerad der Armee sei, wenn ich auf seinen großen Plan nicht eingehen wollte und, da in mir selbst denn doch auch ein gut Stück Tollheit steckte, so gab ich schließlich nach und versprach, mich seinen Weisungen fügen zu wollen.

„Ich will Ihnen übrigens aus gutem Herzen den angenehmeren Teil der Affaire überlassen", meinte Otto endlich. „Ihre Aufgabe wird es sein, das Röslein dahin zu instruieren, daß sie gerade heraussagt, wie es um ihr Herz bestellt ist, wenn der Alte oder ich sie danach fragt, auch wird es gut sein, wenn sie es so einzurichten weiß, daß ihr Herzallerliebster sich nachher in der Nähe aufhält — das Wie? lassen Sie ihre Sorge sein; diese jungen Mädels sind in dieser Hinsicht erfinderisch im höchsten Grade. Und nun zum Kaffee. Meister Leberecht wartet gewiß schon, und man muß das Eisen schmieden, solange es heiß ist."

Im Garten harrte unser eine neue Überraschung: Aus den Zweigen oberhalb der Laube flatterte eine weißblaue Fahne — weiß der Kuckuck, woher der strebsame Wirt die Flagge so schnell herbekommen hatte, wahrscheinlich hatte ein blauer Bettbezug herhalten müssen. Otto stieß mich ver-

wundert an: „Was soll denn das heißen?" Ich hatte gerade noch Zeit, ihm zuzuflüstern: „Die bayrischen Farben! Eine zarte Aufmerksamkeit für Eure Herrlichkeit!" — denn schon kam Herr Leberecht mit dem dampfenden Mokka an, und Beyern hob schleunigst die Zeichen unpassender Vertraulichkeit mit mir auf: er war wieder ganz Prinz.

„Ah, mon adjutant, Sie würden mich verbinden, wenn Sie nach den Pferden sehen wollten."

„Die Rosse Eurer Hoheit sind wohlauf!" meinte der Wirt melden zu müssen. Wahrscheinlich schien ihm die Bezeichnung Pferd zu geringschätzend für die hochfürstlichen Krümpergäule.

Ich verstand Beyern aber und eilte in das Haus, um Röschens Vertrauen zu gewinnen, was nebenbei bemerkt nicht ganz leicht war, denn die Kleine war scheu wie ein Reh. Ich war also während der nächsten halben Stunde nicht im Garten anwesend und nicht Zeuge der wichtigen dort geführten Unterhandlungen, die aber nach Beyerns Erzählungen urdrollig gewesen sein müssen.

Der Prinz wickelte also zunächst Herrn Lehmann in Liebenswürdigkeit ein. Er erkundigte sich nach den örtlichen Verhältnissen, nach der Nachbarschaft, nach dem Geschäftsgang — was weiß ich noch — ich glaube fast, der Schelm ließ sogar etwas von einem Hoflieferantentitel durchblicken. Dann bot er ‚seinem liebenswürdigen Wirt‘ einen Stuhl an ein so braver Mann dürfe nicht vor ihm stehen — und Leberecht Lehmann wäre bei dieser Gelegenheit fast zu Falle gekommen, da er nur die äußerste Kante des Stuhles als Basis für seinen umfangreichen Körper zu benutzen wagte.

Aber das verschlug nichts, der wackere Wirt zur goldenen Traube biß selbst auf die grobkörnigsten Schmeicheleien naiv an, sein feistes Gesicht erglänzte in immer satterem Rot, und in den listigen Augen zwinkerte und blinkerte es vor Vergnügen. Als ich zurückkam, merkte ich sofort, er war Wachs in Beyerns Händen.

Ich hatte meinerseits meine Mission nach einigen Fährnissen auch glücklich zu Ende geführt und zwar hauptsächlich dadurch, daß ich schön Röschen offen erzählte, daß und wie der Prinz und ich Mitwisser ihres Geheimnisses geworden seien. Sie tat ein wenig verschämt, was ihr vortrefflich stand; als ich ihr dann aber sagte, daß Seine Hoheit beim Papa ein gutes Wort einlegen wolle, war sie doch hocherfreut — sie mochte die Schwächen des alten Herrn auch kennen und versprach sich daher von Beyerns Hilfe vielleicht mehr als ich.

Otto war übrigens köstlich . . . „ah, mon adjutant, nehmen Sie Platz. Aber bitte, Herr Lehmann, bleiben Sie doch sitzen, Herr von Cedlitz schätzt es sich zur Ehre, mit einem so vortrefflichen Mann, einem so loyalen Staatsbürger an einem Tische zu sitzen! Wir sprachen eben von Ihrer Familie — nicht wahr? Man muß Ihnen gratulieren: Ihre Fräulein Tochter ist allerliebst.“

„Eure Hoheit sind zu gnädig. Aber es ist wahr, die Rose ist ein gutes, liebes Kind.“

„Gewiß ganz das Ebenbild ihrer seligen Frau: Sie haben einen guten Geschmack gehabt, Herr Lehmann. Ja, ja aber wie lange wird es dauern, dann wird Ihnen Ihr Töchterchen auch entführt.“

Der arme, alte Mann schrak zusammen. „Entführt?“ fragte er ganz ängstlich.

„Seine Hoheit meinten, es wird bald ein Freier kommen,“ ergänzte ich, Beyern durch ein flüchtiges Kopfnicken mitteilend, daß meine Aufgabe gelöst sei.

„Das meinte ich in der Tat, lieber von Sedlitz,“ fuhr Otto fort. „So hübsche Mädchen gehen fort wie frische Semmeln. Ich denke, Herr Lehmann wird nicht nein sagen, wenn der Rechte kommt.“

„Die Rose ist noch jung, Eure Hoheit wollen entschuldigen, ich hoffe, sie verläßt mich so bald noch nicht.“

„Ah, jung gefreit hat niemand gereut. Meine Eltern heirateten auch mit siebzehn Jahren. Es ist hier gewiß kein Mangel an frischen, jungen Männern, und ich bin überzeugt, unser liebenswürdiges Wirtstöchterlein hat schon gewählt. —“ Otto ging schnell auf sein Ziel los.

„Nein, nein“, wehrte Lehmann ganz erschrocken ab. „Und wenn die Rose heiraten will, nur nicht solch jungen Spring-in-die-Welt, sondern einen ältern, verständigen Mann.“

„Aber, Herr Lehmann!!“ — Beyern tat entrüstet — „Das sind ja unverantwortliche Ansichten, Ansichten, die meine Billigung durchaus nicht verdienen. Gleich und gleich gehört zusammen — auch dem Alter nach.“ — Er hatte ganz ernst gesprochen, Leberecht war unter seinem strengen Blick förmlich zusammengeknickt und atmete ordentlich auf, als Seine Hoheit gnädiger fortfuhren: „Möchte übrigens die kleine Rose wohl einmal selbst fragen, wie sie darüber denkt. Ach, lieber Sedlitz, bitte rufen Sie mir das Fräulein doch her.“ —

Herr Lehmann versuchte zwar einen bescheidenen Protest, aber so leise, daß ich ihn nicht zu hören brauchte. In einer Minute war ich mit dem tief erglühten Röschen zur Stelle.

„Nun, nun, mein Kind!“ begann der Prinz wohlwollend. „Brauchen sich nicht zu genieren. Ihr Herr Vater hier — Ihr trefflicher Herr Vater“, wiederholte er, „wollte nur gern wissen, wie es mit Ihrem Herzen stände. Er hat mir gesagt, daß Sie noch gar keine Neigung verspüren, sein Haus zu verlassen — aber ich glaube ihm nicht recht. Wie wär's denn, würden Sie nein sagen, wenn der Rechte käme?“

Lehmann saß wie auf Kohlen. Er hatte sein großkarriertes Taschentuch hervorgezogen und wischte sich damit ganz respektswidrig die schweißbedeckte Stirn. Roses Wangen färbten sich zwar auch noch eine Schattierung dunkler, aber sie antwortete doch mutig: „Wenn's wirklich der Rechte wäre, Eure Hoheit, warum sollte ich dann nein sagen?“

„Recht so, recht so!“ lachte Beyern. „Hab' ich es Ihnen nicht gesagt, Papa Lehmann! Und nun noch eins, Fräulein Rose, aber ganz offenherzig: Wer ist denn der Rechte?“

Das hübsche Kind sah erst den Vater, darauf mich mit einem angstvollen Blick an und schlug dann die Augen zu Boden — es wurde ihr trotz aller guten Vorsätze nicht leicht zu sprechen. Endlich holte sie noch einmal recht tief Atem und stieß dann heftig hervor: „Wenn's der Herr Vater erlaubt, der Karl Hellfrich wär' mir der Liebste!“ Damit wollte sie kurz Kehrt machen und flüchten, aber Otto hielt sie fast mit Gewalt fest. Lehmann war aufgesprungen: „Der Hellfrich — der Schulmeister — das fehlte mir noch!“ rief er, alle Achtung vor seinem hohen Gast vergessend, so daß ich schnell zu ihm herantrat und ihm sehr ernst zuflüsterte: „Aber Herr Lehmann, bedenken Sie doch: Seine Hoheit ist zugegen.“

Beyern war in diesem kritischen Moment wahrhaft groß. Während er rechts die weinende Rose zu beruhigen suchte faszinierte er nach links hin den armen Wirt und Vater völlig. Er sah ihn erst eine Weile fast verachtungsvoll an, bis Meister Leberecht die Augen gramerfüllt senkte, und sagte dann langsam und mit gemessener Würde: „Ich hätte allerdings in Herrn Leberecht einen weniger hartherzigen Vater vermutet. Oder sollte ich vielleicht annehmen müssen, daß Fräulein Rose ihr Herz einem Unwürdigen geschenkt hat? Haben Sie eine begründete Abneigung gegen den jungen Mann?“

„Ich mag die Schulmeister nicht“, knurrte der Alte wie ein Pudel, der Schläge erhalten hat.

„Welch trauriges Vorurteil! Das hätte ich bei einem so gebildeten Manne, wie bei Ihnen, nicht erwartet! Sind denn die Schulmeister“, fuhr Beyern pathetisch fort, „nicht die Verbreiter, die Träger des Wissens und der Bildung? Ist ihr Beruf nicht der edelsten und schönsten einer? Wahrlich — je höher man auf des Lebens Höhen steht, desto mehr lernt man erkennen, wie groß und edel die Aufgabe ist, die heranwachsende Jugend, die Hoffnung des Landes, zu erziehen und zu bilden. Ist das nicht auch Ihre Ansicht, Herr von Sedlitz?“

„Ich stimme Eurer Hoheit aus tiefster Seele bei!“ beeilte ich mich mit einem vorwurfsvollen Blick auf Herrn Lehmann zu entgegnen. Der Ärmste sank immer mehr in sich zusammen.

„Und nun sagen Sie mir, können Sie gegen den jungen Mann selbst einen triftigen Einwand erheben? Ist er unsolide? Hat er je Ihnen gegenüber die schuldige Achtung

außer Augen gesetzt?“ — Otto wurde der reine Cicero. — „Sie schweigen, Herr Lehmann? Haben Sie zu Herrn Hellfrich nicht das Vertrauen, daß er Rose liebt, glauben Sie, daß er sie nicht auf Händen tragen wird?“

Lehmann ermannte sich endlich ein wenig: „Ich habe ja gar nichts gegen ihn . . . wenn er nur nicht Schulmeister wäre.“

„Also sind Sie immer noch nicht bekehrt, mein Herr? Um eines nichtigen Vorurteils halber wollen Sie das Glück Ihrer einzigen Tochter verscherzen? Ich hätte besser von Ihnen gedacht! Aber wie, wenn ich nun selbst als Freiwerber für den jungen Mann auftreten würde — könnten Sie auch dann noch auf Ihrem hartherzigen Sinn beharren?“

Ich gab Rose einen kleinen Wink, ihren Herzallerliebsten herbeizurufen — die Entscheidung mußte jetzt fallen. Sie flog davon.

Herr Leberecht war in der Tat schon schwankend. Und als nun Beyern noch einmal in ihn drang, ihn in glühenden Farben von dem Herzenskummer seiner Tochter erzählte und von dem Glück, das sie finden würde, als er beredt von der Dankbarkeit des Paares sprach und schließlich wiederum sein allerhöchstes Fürwort in die Wagschale warf — als dann endlich Hellfrich und Rose selbst vor Papachen hintraten und der junge Mann in einfacher, wirklich herzgewinnender Weise um seine Einwilligung bat, fuhr er sich ein paarmal mit dem fettigen engen Ärmel seines Frackes über die Augen und murmelte ein freilich kaum recht verständiges Ja!

Damit war aber das Eis gebrochen. — „Und nun eine Flasche Sekt her, Sie bester aller Väter, damit wir auf das Wohl des Brautpaares trinken können!“ rief Beyern laut

Mir aber flüsterte er zu: „Sedlitz, die Pferde! Es ist hohe Zeit, daß wir uns aus dem Staube machen — ich vermag meine Rolle nicht mehr weiter zu spielen.“

In aller Eile besorgte ich den Wagen und ordnete mit Lehmann, der allmählich in den richtigen Paroxysmus der Brautvaterrührung hineinkam, die Rechnung. Dann tranken wir noch einmal auf das Glück der Rose von Sternberg, und schließlich faßte sich der Alte ein Herz und brachte das Wohl Seiner Hoheit, des Prinzen Otto von Bayern, seines erhabenen Gastes, aus.

Ich saß schon auf dem Wagen, als Otto noch einmal Kehrt machte — eine plötzliche Idee schien in ihm aufgetaucht. Rose stand mit ihrem Bräutigam in der Haustür, er ging auf sie zu und fragte: „Nun, süße Rose, wo bleibt mein Dank? Hab ich denn nicht einmal einen einzigen, kleinen Kuß verdient?“ Und Rose sah einen Augenblick verschämt zu ihrem lächelnden Schatz auf, und dann — wahrhaftig, dann erntete der Prinz seinen Lohn.

„Sie sind doch der größte Schelm auf der Welt, Beyern“, brummte ich verdrießlich, als wir durch die Dämmerung fuhren.

Er lachte: „Aber er schmeckte doch — der Kuß von der Rose von Sternberg.“

* * *

Das war also Beyerns „Sache“. Seine Sorge war übrigens unbegründet, wir begruben die Affaire in unserer Brust, und glücklicherweise kam unseren Vorgesetzten auch sonst nichts über den übermütigen Streich zu Ohren. Hätte der gute Otto der einen Tollheit nicht bald eine Reihe ernsterer

folgen lassen, so wäre er sicher heute noch im Dienst und, wie ich vermute, in einer sehr hohen Stellung. Aber der Prinz war unverbesserlich — kaum zwei Jahre später brachte ich ihn selbst nach Bremen, er hatte den Abschied nehmen müssen und zog aus, ein neues Glück in der neuen Welt zu finden. Ich sagte es bereits: Ihm wurde zuteil, was der Mehrzahl aller Kameraden in ähnlicher Lage versagt bleibt. Durch eigene Kraft, allerdings erst nach manchen Fährnissen, arbeitete er sich empor und gewann endlich das Herz einer jungen, reichen Erbin, deren Güter er längere Zeit verwaltet hatte. Jetzt sitzt er wirklich wie ein kleiner Prinz auf seinen fürstlichen Besitzungen am Missouri, aber er hat seine deutsche Heimat nicht vergessen: Im Jahre 1870 war er einer der ersten, die herüberkamen, das Vaterland zu schützen. An meiner Seite holte er sich bei Vionville das Kreuz von Eisen.

Auch das Röschen von Sternberg habe ich noch einmal wiedergesehen. Sie war allerdings schon eine recht volle, aufgeblühte Rose geworden, als ich fast ein Jahrzehnt nach ihrer Verlobung wieder durch Sternberg kam, aber noch immer ein blitzsauberes Frauchen. Ihr Gatte hatte die Schulmeisterei aufgegeben, und sie schalteten als Wirt und Wirtin in der Goldenen Traube, deren Rotspon noch ebenso vortrefflich war wie ehedem.

Sie erkannte mich nicht gleich. Ich hatte inzwischen auch die Uniform gewechselt, und aus dem schmächtigen Sekondeleutnant war ein rundlicher Rittmeister geworden.

Als ich mich aber zu erkennen gab, war die Freude groß: Ich mußte natürlich ihre allerliebsten Kinder bewundern und erfuhr, daß der älteste Bube Otto getauft war: sie hatte den Prinzen nicht vergessen. Dann holte sie ein kleines

Schmucketui hervor, und darin lag auf einer einfachen goldenen Kette eine vergilbte Karte: „Zum freundlichen Andenken an Otto von Beyern!“ Der Schelm hatte das „e“ aber so undeutlich geschrieben, daß es einem „a“ zum Verwechseln ähnlich sah.

„Die schöne Kette“ — erzählte Frau Rose mir mit Stolz — „bekam ich, bald nachdem der Prinz mit Ihnen hier gewesen war, durch die Post zugeschickt. Wir wollten uns auch bedanken und schrieben einen langen Brief, aber wir haben nie eine Antwort erhalten: die hohen Herren haben ja gewiß so viel zu tun.“

Ich brachte es nicht über das Herz, ihr die Wahrheit einzugestehen — sie war so glücklich in der Illusion. Wozu sollte ich ihr die rauben.

„Es geht ihm gut, unserem Prinzen“, sagte ich. „Und eins hat er sicher nicht vergessen: Ihren Kuß zum Abschied, Frau Rose!“

Und Frau Rose errötete und sah wieder ganz aus wie das Röschen von ehedem . . . wie das Röschen von Sternberg



Hanns von Zobeltitz

gehört gegenwärtig zu den besten, erfolgreichsten und beliebtesten deutschen Erzählern.

Seine Bücher haben im Laufe der Jahre tausende von Lesern gefunden, die ihm manche heitere und ernste Stunde verdanken und der Kreis seiner Verehrer erfährt von Jahr zu Jahr eine erhebliche Erweiterung.

Dieser letzte Erfolg kann den nicht überraschen, der seine Bücher gelesen hat. Er beruht einmal in dem außerordentlichen reifen und geübten Blick des Verfassers für heitere und ernste fesselnde Stoffe aus dem pulsierenden Leben der Gegenwart, dann aber auch in dem vollendeten Geschmack und feinem Humor, mit dem er diese Stoffe verarbeitet.

Wir fühlen, daß die Stunden, die wir mit seinem Buche verbracht haben, nicht unnütze Mußestunden waren, sondern wir empfinden das heitere und ernste Zwiegespräch mit einem gereiften und weltmännisch gebildeten Manne als einen Gewinn für unser Leben. Und ein weiterer Vorzug an Hanns von Zobeltitz aber ist, daß wir diese Bücher auch der reiferen Jugend mit Vertrauen in die Hand geben können. Ihnen gebührt ein Platz im Salon ebenso, wie in den Zimmern unserer erwachsenen Söhne und Töchter.

Eine Anzahl erster Künstler hat es übernommen, die große Reihe der prächtigen Gestalten des Verfassers im Bilde festzuhalten und die Fülle interessanter Motive malerisch zu lösen. Ihrer Aufgabe sind sie in glänzender Weise gerecht geworden

Ant. Kämpfe, Buchdruckerei, Jena.

